

# Sexuologie

ISSN 0944-7105  
Band 22 / 2015  
S. 1-112

1-2

*Schwerpunkt*

Sexualität & Alter

*Originalarbeiten*

Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche – Alternative Sexualformen und Beziehungsqualität – Homophobie in Reggae und Dancehall



# Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

---

## INHALT

### Editorial

- 3 „Für Sex im Alter brauchst Du einen Plan“  
*Rainer Alisch*

### Themenschwerpunkt – Sexualität und Alter

- 5 Sexualität und Alter  
*Hermann J. Berberich*
- 13 Erotik, Zärtlichkeit und Sexualität älterer Frauen  
*Kirsten von Sydow*

### Originalarbeiten

- 25 „Du träumst von ihnen“ – Das Projekt *Primäre Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche* (PPJ)  
*Klaus M. Beier, Umut C. Oezdemir, Eliza Schlinzig, Laura F. Kuhle, Franz Henkel, Elena Hupp, Andreas Peter, Anna Groll & Tobias Hellenschmidt*
- 43 Alternative Sexualformen und Beziehungsqualität – Eine online-gestützte empirische Studie  
*Ingo Zimmermann, Anastasia Gossen*
- 61 „All batty bwoy haffi die“ – Homophobie in Reggae und Dancehall  
*Constanze Köhn*

### Zur Diskussion

- 73 Die Zukunft der Sexualwissenschaft?  
*Erwin J. Haeberle*

### Aktuelles

- 79 Lust im Alter – Ein weites Feld für die Erotikbranche  
*Anja Drews*
- 81 *Die Zeit ist Reif* – Für eine selbstbestimmte Sexualität im Alter  
*Fabian Korpok*
- 83 Amor altert nicht – Paarbeziehung und Sexualität im Alter  
Interview mit *Elisabeth Drimalla*
- 87 Ist Sexualität gegensätzlich?  
*Tina Jahns*
- 91 Die Verwandlung vom Täter zum Opfer  
*Florian Mildemberger*
- 97 Begehren in Bewegung – Die *Sexuelle Revolution* in historischer Perspektive  
*Jule Jakob Govrin*
- 101 Rezensionen



**Marc Augé**

**Zeit ohne Alter. Eine Ethnologie des Ich**

**Aus dem Französischen von Brita Pohl**

**Turia + Kant 2015, 157 Seiten, br., 19,00 €**

Ein Ethnologe betrachtet das Alter anders. Das westliche Ich ist sehr von seinem Alter besessen. Lifestylemagazine, Werbung und Medizin versprechen jedwede Lösung, doch Marc Augé interessieren die unmerklicheren Perspektivenverschiebungen, die der Verlauf der Zeit in unserem Denken nach sich zieht. Folgt man diesen, kommt man einer »Weisheit der Katze« auf die Spur: einer Zeit ohne Alter.

Marc Augé, Jahrgang 1935, ist Ethnologe, Anthropologe und ehemaliger Direktor der EHESS (Universität für Sozialwissenschaften) in Paris. In den 1970er- und 1980er-Jahren unternahm er verschiedene Forschungsreisen nach Afrika, v.a. an die Elfenbeinküste und nach Togo, sowie nach Lateinamerika. Seine Studien zur westlichen Gesellschaft finden sich etwa in *Un ethnologue dans le métro* (1986; dt.: *Ein Ethnologe in der Metro*, 1988) und *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité* (1992; dt.: *Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, 1994).

---

#### Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: [sexuologie@dgsmtw.de](mailto:sexuologie@dgsmtw.de)

---

Anzeigen: MediaService Marschall, AnzeigenMarketing, Tel. 030-818 779 80, Fax: 030-818 779 77, [www.mediamarschall.de](http://www.mediamarschall.de), [info@mediamarschall.de](mailto:info@mediamarschall.de)

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2015

Lieferkonditionen (2015): Volume 21 (1 Band mit 4 Hefen, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise\* (2015): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 156,00 €; Einzelpersonen 90,00 €; Student\_innenabo 30,00 €, für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist ein Abonnement im Mitgliedsbeitrag von 120,00 € enthalten

\* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: [sexuologie@dgsmtw.de](mailto:sexuologie@dgsmtw.de)

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647 (BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEDED

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · [www.rainer-alisch.de](http://www.rainer-alisch.de)

Coverfoto: Franziska Barth · [www.streifenblicke.de](http://www.streifenblicke.de)

Die Redaktion war bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Druckerei, Bindung: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar

(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier).

Hergestellt in Deutschland

Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft



## „Für Sex im Alter brauchst Du einen Plan“

Liebe Leserinnen und Leser,

die Überschrift titelte im Herbst 2014 ein Interview mit Jane Fonda in der *Frankfurter Allgemeinen Sontagszeitung* anlässlich des Filmstarts von *Sieben verdammt lange Tage*. Fonda spielt dort eine Frau, die nach dem Tod ihres Mannes ihre verwahrloste Familie wieder auf Linie bringt, die sexuell aktiv und stolz auf ihre Schönheitsoperationen ist. Sie verkörpert, was in soziologischen Studien inzwischen als Generation „Silver Sex“ gelabelt wird – eine Generation, für die unter anderem die Formel „länger leben heißt auch länger lieben“ gilt.

Doch was bedeutet es, das Thema *Sexualität & Alter* im Zeichen individualisierter Lebensentwürfe, der rasanten Beschleunigung gesellschaftlicher Abläufe und der medizinisch-technologischen Veränderungen aufzunehmen, Entwicklungen also, die diese Generation entscheidend bestimmt haben? Denn eines bleibt über alle *Veränderungen* hindurch konstant – das unvermeidliche Verrinnen der Lebenszeit und die damit verbundenen sexuellen Funktionsstörungen, sowie die nichtfunktionellen sexuellen und anderweitigen Probleme, die das Altern mit sich bringt. Um den Fokus dieses Heftes somit einzuengen: Es geht um eine Sexualität, die jenseits von Körperkult und „Versportung“ liegt, die mittels gefäßerweiternder PDE-5-Hemmer zumindest für Männer einen sexuellen Unruhestand ermöglicht.

Die einzelnen Beiträge nehmen – in notwendig eingeschränkter Perspektive – die Thematik unterschiedlich auf: *Hermann J. Berberich*, indem er der grundsätzlichen Bedeutung von Sexualität für die menschliche Existenz nachgeht und dies mit einem Blick auf die altersbedingten Einschränkungen und Krankheiten verbindet. Das Fazit von *Kirsten von Sydow* mit ihrer Untersuchung weiblicher Perspektiven lässt sich vielleicht dahingehend zusammenfassen, dass die Partner jenseits altersbedingter Einschränkungen besser kommunizieren, also offener über ihre Probleme sprechen müssen, um überhaupt Sex miteinander haben zu können.

Zu den Schwerpunktbeiträgen gehört auch der Text zu *Chancen und Risiken später Vaterschaft* von Eberhard Nieschlag, der nicht mehr aufgenommen werden konnte und im nächsten Heft erscheinen wird.

Um die beiden Hauptbeiträge sind eine Reihe kleinerer Texte gruppiert, die – wenn auch in unterschiedlicher Weise – gleichfalls *Veränderungsprozesse* betrachten:



Motiv aus dem Film *Die Zeit ist Reif – Für eine selbstbestimmte Sexualität im Alter*

Können „Sexspielzeuge“ die Lust im Alter erweitern, fragt *Anja Drews*; einen Film, der radikal mit der immer noch tabuisierten Sexualität im Alter bricht, stellt *Fabian Korpok* vor, während das Interview mit *Elisabeth Drimalla* zur Lektüre ihres Buches *Amor altert nicht. Paarbeziehung und Sexualität im Alter* einlädt – denn sie formuliert provokant: „Alt werden ist nichts für Feiglinge“.

Neben den Originalarbeiten zu dem Projekt zur *Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche*, das eine Berliner Autorengruppe vorstellt, und dem Beitrag von *Constanze Köhn*, der sich mit *Homophobie in Reggae und Dancehall* beschäftigt, nehmen weitere Heftbeiträge das Thema *Veränderung* auf: Der Text von *Tina Jahns* richtet das Augenmerk darauf, wie Menschen mit körperlichen Handikaps inzwischen selbstbewusst ihre Erotik und Sexualität leben. Die Beiträge von *Ingo Zimmermann & Anastasia Gossen*, *Jule Jakob Govrin* und *Florian Mildner* thematisieren den Wandel dessen, was der etwas sperrige Begriff des „Sexualitätsdispositivs“ bezeichnet. Der Beitrag von *Govrin* holt dabei die „Revolution“ in den Blick, die mit der Generation „Silver Sex“ zum Tragen kommt, *Mildner* leuchtet die Schattenseiten dieser Revolution aus, während *Zimmermann & Gossen* analysieren, welche gegenwärtigen Umbrüche sich vollziehen, die vielleicht auch ihren Schatten in die Zukunft werfen. Dies ist eine Thematik, die *Erwin J. Haerberle* gleichfalls bewegt.

Doch um nochmals zu Jane Fonda zurückzukehren. Das Interview verbirgt keinesfalls, dass die strahlende Fassade nicht den ganzen Mensch repräsentiert, sondern dass dahinter ein extrem langwieriger Aneignungsprozess steht. Mit diesem macht Fonda allerdings nicht nur einer ganzen Generation Hoffnung, sondern deren Hoffnungen verkörpert sie auch. In diesem Sinne möchte ich ihr „Mantra“ aufnehmen, von dem ich hoffe, dass es auch die Lektüre des Heftes bestimmen kann: wichtiger im Alter ist, „interessiert zu bleiben als interessant sein zu wollen“.

Rainer Alisch (Redaktion)



**Sabine Kampmann** (Dr. phil.) ist Kunst- und Kulturwissenschaftlerin und lebt und forscht in Berlin.

**Miriam Haller** (Dr. phil.) ist stellvertretende Leiterin des CEfAS-Center for Aging Studies an der Universität zu Köln.

**Thomas Küpper** (Dr. phil.) ist Dozent an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

**Jörg Petri** ist freiberuflicher Typograf und Professor im Kommunikationsdesign an der Hochschule Rhein-Waal.

**Sabine Kampmann / Miriam Haller / Thomas Küpper / Jörg Petri (Hg.)**

**Altern. Querformat. Zeitschrift für**

**Zeitgenössisches, Kunst, Populärkultur, Heft 7**

**Psychozial-Verlag 2014,**

**100 Seiten, kart., zahlr. z.T. farb. Abb., 14,90 €**

Das siebte Heft von »Querformat« widmet sich den Bildern vom Altern in unserer Gesellschaft – vor allem in bildender Kunst, Film, Comic, Literatur, Fernsehen, Zeitung und Internet. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie die Medien an der Hervorbringung des Alt-Seins beteiligt sind.

Die Beiträgerinnen und Beiträger nahmen die neuen Altersbilder in einem intergenerationellen Dialog unter die Lupe. Die untersuchten Beispiele reichen von Dürers Mutter und Giorgiones »Vecchia« bis zu Grampa Simpson und Ryan Giggs.

<b>Inhalt</b>	
Alter(n) – Medial produziert	5
Editha	Sabine Kampmann, Miriam Haller, Thomas Küpper
Von wollüstigen Alten und spiritueller Mutterschaft	13
Heblichkeit, Körperbild und Alter in der Neuzeit	Caroline Schuster Cordone
Growth	4, 12, 120, 133
Das Bild der Hundertjährigen	33
Liv Carlé Mortensen 100 Light Years	Aegle Swinnen
Junges Ich in alter Haut	57
Vom Topos des fremden Körpers in Alterserzählungen	Marie Gunnebo, Christiane Mehr
Die Verliebte Alte	65
in Kunst und Literatur	Meike Döckweiler, Eva Styn
Bitte recht freundlich!	73
Der ältere Mensch als Motiv und Produzent von Altersbildern im Filmbewertungsbereich	Corndula Endter, Nga Tran
Alter(n)sbilder in Comics	91
Donald Duck, Mickey und Grampa Simpson	Nicolas Havenkamp
Silberlocken	82, 84, 98, 104
Benjamin Renner	
Dementia	80, 81
Lanna Derwahl	
Alter(n)sbilder in Bewegung	99
Kulturelle Praktiken der Selbst-Bildung	Magdalena Skrupa
Wohnzimmergeschichten oder »Großmutter, warum hast du so dunkle Schränke?«	105
Kinder erforschen die Lebenswelt ihrer Großeltern	Alfred Conrad, Heike Heinenmann-Potig, Carline Neubert, Ursula Pletsch-Lindt, Julie Ziegenbein
»Wie geht's mit dem Sterben, Herr van Wonderen?«	113
Alter(n), Tod und Leben in Waterland (NL) – Gerbrand Bakker's Roman Oben ist es still	Inna Götter-Weiss, Miriam Haller, Monika Hartkopf, Barbara Minsbach, Jutta Reck-Garkisch, Renate Saun, Ulrich Theuer, Greta Wieschermann
»... when I'm no longer young & beautiful«	121
Bilder von Altern, Würde und Selbstachtung jenseits der Erfolgsemantik	Karen van der Biegt
Intrigen – Ehre – Pflichtbewusstsein	131
Kompensationsstrategien gegen altersbedingte Benachteiligung in Game of Thrones	Tobias Hänz, Stefanie Jung
Wenn man [alt] drückt, wird alles, wie es war –	139
Nachwort	Jörg Petri
145 Biografien	148
Abbildungsnachweise	

# Sexualität und Alter\*

Hermann J. Berberich

## Sexuality and Age

### Abstract

The article reviews a wide range of studies on various aspects of the sexuality of older men and women: their sexual interest and needs, the effects of age-related physical change and of physical and mental disease, including medications, on sexual functioning. The article shows that sexual needs remain unchanged in advanced age. It finds fault with the understanding of sexuality as primarily lust-fulfillment and reproduction, defining sexuality instead as the satisfying of the basic human need for nearness, acceptance and security, i.e., a relationship-oriented understanding of sexuality. Given that sexual dysfunctions seldom have only one cause, resulting instead from interacting biological, psychological, social-cultural and partner-related factors, the treatment should not focus only on the impairment of the individual. The author recommends pair-oriented treatment. **Keywords:** Age-related physical change, Age-related sexual dysfunction, Erectile dysfunction, Disease and sexuality, Sexual socialization, Pair therapy

### Zusammenfassung

Der Artikel bespricht mehrere Studien zu verschiedenen Aspekten der Sexualität älterer Männer und Frauen: sexuelles Interesse und sexuelle Bedürfnisse, die Auswirkungen altersbedingter körperlicher Veränderungen und körperlicher und geistiger Krankheit, einschließlich Medikamente, auf die Sexualfunktion. Es wird gezeigt, dass auch in hohem Alter sexuelle Bedürfnisse unverändert bleiben. Kritisiert wird das primäre Verständnis von Sexualität als Lusterfüllung und Reproduktion, vorgezogen wird eine Definition von Sexualität als Befriedigung der menschlichen Grundbedürfnisse nach Nähe, Akzeptanz und Sicherheit, d.h. ein beziehungsorientiertes Sexualitätsverständnis. Da sexuelle Funktionsstörungen selten eine monokausale Ursache haben, sondern das Ergebnis der Interaktion biologischer, psychologischer, soziokultureller und partnerbezogener Faktoren sind, sollte die Behandlung sich nicht allein auf das betroffene Individuum konzentrieren. Der Autor plädiert für einen paarorientierten Behandlungsansatz. **Schlüsselwörter:** Altersbedingte körperliche Veränderung, altersbedingte sexuelle Funktionsstörungen, erektile Dysfunktion, Krankheit und Sexualität, sexuelle Sozialisation, Paarberatung

\* Leicht überarbeiteter Wiederabdruck mit Genehmigung des Verlags aus: Stirn, A., Stark, R., Tabbert, K., Wehrum-Osinsky, S., Silvia, S. (Hg.), 2104. *Sexualität, Körper und Neurobiologie*, Kohlhammer, Stuttgart, 408–419. © [2014] W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

## Warum haben wir Sex?

Stellt man diese Frage Patienten, die in die sexualmedizinische Sprechstunde kommen, oder Zuhörern bei einem sexualmedizinischen Vortrag, erhält man in der Regel als erste spontane Antwort „wegen der Fortpflanzung“, kurz danach wird diese Antwort meist durch die Bemerkung „weil es Spaß macht“ ergänzt. Wenn das die alleinigen Gründe wären, die uns zum Sex veranlassen, wäre nur schwer zu erklären, warum es Sex zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern gibt, warum Frauen mit ihren Partnern schlafen, auch wenn sie noch nie einen Orgasmus hatten, warum wir auch außerhalb der fruchtbaren Tage sexuell miteinander verkehren oder – und damit wären wir beim Thema – warum Paare auch nach der reproduktionsfähigen Zeit miteinander Sex haben.

Ein zentrales Element menschlicher Sexualität ist die Tatsache, dass sie vor allem dazu dient, zu einem anderen Menschen eine intime Beziehung herzustellen und unser Bedürfnis nach Nähe, Akzeptanz und Geborgenheit zu befriedigen. Dieses psychosoziale Grundbedürfnis begleitet uns unser ganzes Leben lang.

Mittlerweile gibt es aus der neurobiologischen Forschung deutliche Hinweise, dass neben dem Hypothalamus und der area praeoptica vor allem jene Teile des menschlichen Gehirns eine wichtige Rolle bei der sexuellen Interaktion spielen, die unter dem Begriff „social brain“ zusammengefasst werden (Amygdala, Spiegelneurone). Andererseits ist die Amygdala diejenige Gehirnregion, die zuletzt vom cerebralen Alterungsprozess, der zwischen dem 40. und 45. Lebensjahr einsetzt, betroffen ist (Braus, 2011, 21). Letzteres ist ein Hinweis für die Stabilität dieses Systems über die gesamte Lebensspanne und seine Bedeutung für das menschliche Leben und Überleben.

## Der Körper altert, die sexuellen Bedürfnisse nicht

„Die durch Interaktion und Körpersprache (Haut- und Blickkontakt) vermittelten Gefühle bestimmen von Geburt an die menschliche Entwicklung und bleiben ein Kernmerkmal der Beziehungsgestaltung“ (Beier & Loe-wit, 2011, 16). „Mit der Geschlechtsreife wird Sexualität

nun auch auf genitale Weise zur intensivsten Form von Körpersprache“ (ebenda). Außerhalb von Krankheiten im engeren Sinne wird der Körper im mittleren Erwachsenenalter in der Regel als selbstverständlich funktionierend erlebt. Mit zunehmendem Alter entfällt diese Selbstverständlichkeit (Heuft et al., 2006, 63).

Die altersbedingten körperlichen Veränderungen werden nun, folgt man dem entwicklungspsychologischen Modell von Heuft, zum Organisator der Entwicklung in der zweiten Hälfte des Erwachsenenlebens (Heuft et al., 2006, 64).

Der alternde Mensch steht vor der doppelten Aufgabe, körperliche Einschränkungen sowohl physisch als auch psychisch zu bewältigen. Bezüglich der Sexualität bedeutet dies, einen Weg zu finden, diese auch weiterhin als Quelle zur Befriedigung des psychosozialen Grundbedürfnisses nach Nähe, Akzeptanz und Geborgenheit zu nutzen und nicht vor möglichen körperlichen Einschränkungen zu kapitulieren.

Das sexuelle Verhalten älterer Menschen ist erst seit wenigen Jahren Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. So schlossen die großen amerikanischen Studien von Rosen und Laumann keine Menschen über 60 in ihre Befragungen ein. Der amerikanische Sexualwissenschaftler Max Comfort hat diese Tatsache wie folgt sehr treffend kommentiert:

„Ältere Menschen wurden noch nie über ihre sexuellen Aktivitäten befragt, weil jeder annahm, sie hätten keine; und jeder nahm an, sie hätten keine, weil man sie nie danach gefragt hat.“ (Comfort, 1974, 440)

Mittlerweile liegen einige Studien vor, die zeigen, dass Sexualität bis ins hohe Alter einen hohen Stellenwert besitzt. Bei der im Auftrag der Firma Pfizer durchgeführten „Global Study of Sexual Attitudes and Behaviors“ wurden in 29 Ländern insgesamt 26 Tausend Männer und Frauen im Alter zwischen 40 und 80 Jahren nach ihrer Sexualität befragt. Mehr als 80% der befragten Männer und 60% der befragten Frauen bezeichneten Sex als einen wichtigen Bestandteil ihres Lebens (Nicolosi et al., 2004). Eine repräsentative Befragung, die 1994 im Auftrag der Universität Leipzig bei insgesamt 2948 Personen im Alter zwischen 18 und 92 Jahren durchgeführt wurde, ergab, dass das Vorhandensein eines Partners bestimmend für das Ausmaß der sexuellen Aktivität im Alter ist. War ein Partner vorhanden, waren in der Altersgruppe 61 bis 70 Jahre immerhin 67,0% der Männer und 58,8% der Frauen sexuell aktiv. War kein Partner vorhanden, waren es bei den Männern lediglich 21,7% und bei den Frauen 8,1% (Unger & Brähler, 1995). Eine ähnlich angelegte Befragung wurde 11 Jahre später wiederholt. In der Altersgruppe 61 bis 70 Jahre war, sofern ein Partner vorhan-

den war, die Zahl der sexuell aktiven Männer auf 79% (+12%), die der Frauen auf 62,6% (+4,3%) angestiegen. In der gleichen Altersgruppe waren Männer ohne Partner lediglich zu 16,9% und Frauen zu 4,2% sexuell aktiv (Beutel et al., 2008).

Der deutliche Anstieg der sexuell aktiven Männer und Frauen, die in einer Partnerschaft leben, in einem Zeitraum von 11 Jahren hat sicherlich mehrere Ursachen. Da sexuelles Verhalten einem gesellschaftlichen Wandel unterliegt, können Unterschiede zwischen Altersgruppen einem sogenannten Kohorteneffekt unterliegen. Entscheidend für die sexuellen Verhaltensweisen von Menschen ist ihre sexuelle Sozialisation in jungen Jahren.

Dies muss bei der Bewertung von Studien in Betracht gezogen werden (George & Weiler, 1981). Im Unterschied zu den 60-Jährigen des Jahres 1994 wurden die 60-Jährigen des Jahres 2005 in einer Zeit sexuell sozialisiert, die nicht zuletzt infolge der Einführung der „Pille“ durch eine zunehmende Liberalisierung der Sexualität gekennzeichnet war. Hinzu kommt, dass in die Zeit nach 1994 die Markteinführung der PDE-5-Hemmer fällt. Diese haben nicht nur die Möglichkeit verbessert, organisch bedingte Erektionsstörungen zu behandeln, sondern auch zu einer Enttabuisierung beigetragen. Heute trauen sich mehr Männer bei Erektionsproblemen einen Arzt aufzusuchen, als dies früher der Fall war.

Im Unterschied zu zahlreichen Studien, die als Indikator für Sexualität lediglich die Koitusfrequenz benutzen, untersuchten Bucher et al. (2001) in ihrer Studie „Sexualität in der zweiten Lebenshälfte“ nicht nur unterschiedliche Formen der sexuellen Aktivität (Zärtlichkeit, Petting, Geschlechtsverkehr, Selbstbefriedigung) sondern darüber hinaus auch das sexuelle Interesse und die sexuelle Zufriedenheit. Befragt wurden 641 Männer und 857 Frauen im Alter zwischen 45 und 91 Jahren. Hiervon lebten 86% der Männer und 70,5% der Frauen in einer festen Partnerschaft. Bis zum Alter von 69 Jahren gaben 100% der Männer und 87,3% der Frauen an, sexuelles Verlangen zu haben, in der Gruppe über 75 Jahre waren es noch 79,2% bei den Männern und 51,5% bei den Frauen. 53,5% der Männer und 58,9% der Frauen wünschten sich mehr Zärtlichkeit (Streicheln, in den Arm nehmen, Küssen), 56,2% der Männer und 65,1% der Frauen mehr Petting und 54% der Männer und 48,5% der Frauen mehr Geschlechtsverkehr als sie tatsächlich erlebten. Überhaupt kein sexuelles Interesse äußerten lediglich 0,8% der Männer und 2,9% der Frauen (Bucher et al., 2001).

Im Auftrag des Kinsey Instituts (Indiana University, Bloomington) wurden in 5 Ländern (USA, Brasilien, Deutschland, Japan & Spanien) jeweils 200 Paare, die in langjährigen, festen Beziehungen lebten, nach ihrer partnerschaftlichen und sexuellen Zufriedenheit befragt, insgesamt 1009 Paare (Heiman et al., 2011). Hierbei wur-

de der ISR-Fragebogen (International Survey of Relationship) eingesetzt. Dieser Bogen umfasste 125 Fragen, mit denen sowohl demographische Daten als auch Daten über den Gesundheitszustand, die seelische Verfassung, die sexuelle Biographie sowie über sexuelles Verhalten während der letzten 4 Wochen und des letzten Jahres erfasst wurden. Die Befragung der Partner erfolgte getrennt, wobei der eine Partner nicht über die Antworten des anderen informiert war.

Im Durchschnitt lebten die Paare mehr als 25 Jahre (1–51 J.) zusammen. Trotz der hohen Scheidungsraten verblieben in den USA mehr als 50% der Paare in ihrer ersten Ehe, in Spanien waren es sogar 90%. Bei den männlichen Partnern korrelierte die partnerschaftliche Zufriedenheit mit der eigenen gesundheitlichen Verfassung und dem Orgasmuserleben ihrer Partnerin. Bei dieser Untersuchung maßen Männer interessanterweise dem häufigen Austausch von Zärtlichkeiten (Küssen, Schmusen) eine höhere Bedeutung bei als ihre Partnerinnen dies taten. Bei beiden Geschlechtern korrelierte die sexuelle Zufriedenheit mit dem Austausch von Zärtlichkeiten, Streicheln der Intimregionen, der sexuellen Gesundheit und der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs. Je höher die Anzahl der Sexualpartner, die ein Mann im Laufe seines Lebens hatte, umso geringer war allerdings seine sexuelle Zufriedenheit. Je länger die Beziehung bestand und je besser die Probanden ihre sexuelle Gesundheit einschätzten, desto glücklicher fühlten sich beide Geschlechter.

Während bei Männern die partnerschaftliche Zufriedenheit mit der Dauer der Beziehung ständig zunahm, stieg sie bei den Frauen erst nach 15 Jahren Partnerschaft deutlich an. Bei Frauen, die weniger als 15 Jahren in fester Beziehung waren, war sie hingegen deutlich geringer. Dieser Effekt ist möglicherweise einer Veränderung von Lebensumständen der Frauen geschuldet, wenn z.B. die Kinder größer werden und aus dem Haus gehen.

## Wenn der Körper Grenzen setzt

Altersbedingte körperliche Veränderungen wirken sich auch auf die menschlichen Sexualfunktionen aus. Infolge der Einstellung der Eierstocksfunktion in der Menopause kommt es bei der Frau zu erheblichen hormonellen Umstellungen. Die Folgen sind eine Abnahme der Scheidenlubrikation und -elastizität sowie eine Zunahme von Schmerzen beim Verkehr (Dyspareunie), wohingegen die Orgasmusfähigkeit durchaus erhalten bleibt.

Der hormonelle Mangelzustand und seine negativen Auswirkungen auf die Sexualität lassen sich leicht durch eine lokale Hormonsubstitution behandeln.

Auch beim Mann kommt es im Alter zu hormonellen Veränderungen. Diese vollziehen sich allerdings nur allmählich. Statistisch sinkt das biologisch freie Testosteron jährlich im Mittel um 1,2%, während das Sexualhormon bindende Globulin (SHBG) ansteigt (Vermeulen & Kaufmann, 1995). Ferner ist bei älteren Männern ein Rückgang der morgendlichen Testosteronspitzen zu verzeichnen. Als Ursache hierfür wird ein Rückgang der LH-Pulsfrequenz angesehen. Die Höhe der LH-Pulsamplitude korreliert mit dem Spiegel des freien Testosterons (Bremner et al., 1992). Darüber hinaus wird eine Abnahme der für die Testosteronsynthese verantwortlichen Leydigzellen angenommen. Diesem Altershypogonadismus (Late Onset Hypogonadism) wird eine ganze Reihe von organischen Veränderungen zugeschrieben:

- Zunahme des abdominellen Fetts
- Verringerung der Muskelstärke
- Verminderter Bartwuchs
- Osteoporose
- Erhöhte Insulinresistenz
- Arteriosklerose

Nach wie vor gibt es keinen Konsens, ab wann ein laborchemisch festgestellter Hypogonadismus behandlungswürdig ist.

Zitzmann et al. (2006) konnten bei einer Untersuchung an 434 Männern im Alter zwischen 50 und 86 Jahren zeigen, daß die jeweiligen psychosomatischen Beschwerden und metabolischen Riskofaktoren mit zunehmendem Testosteronmangel ebenfalls zunehmen.

Unterhalb eines Testosteronspiegels von 15 nmol/l treten signifikant gehäuft Libidostörungen auf, während Depressivität und Diabetes mellitus Typ 2 erst unterhalb von 10 nmol/l vermehrt zu verzeichnen sind. Bei vielen Männern bleibt jedoch bis ins hohe Alter der Testosteronspiegel im Normbereich.

Obwohl es bei Männern keine mit den bei Frauen vergleichbaren Wechseljahre gibt, sind bei ihnen die Sexualfunktionen wesentlich störanfälliger als bei den Frauen. Am deutlichsten korreliert die Abnahme der Erektionsfähigkeit mit dem Alter (Feldmann et al., 1994; Braun, 2000). Mit zunehmendem Alter dauert es viel länger, bis die Erektion sich einstellt. Hierzu bedarf es häufig einer direkten Stimulation durch die Partnerin. Der Orgasmus verläuft deutlich flacher als in jungen Jahren. Die Refraktärzeit wird länger, das heißt die Zeit die vergeht, bis es dem Mann wieder möglich ist, eine Erektion zu bekommen (Kockott, 1985; Masumori et al., 1999).

## Sexualität und Krankheit

Zahlreiche Erkrankungen und ihre Behandlung, seien sie nun medikamentöser oder operativer Natur, gehen häufig mit Sexualstörungen einher. Dies gilt vor allem für chronische Erkrankungen, die im Alter deutlich zunehmen.

### Kardiovaskuläre Erkrankungen

Mit einem Anteil von ca. 33 Prozent sind Gefäßerkrankungen die häufigste organische Ursache einer Erektionsstörung bei älteren Männern. Wegen des viel geringeren Kalibers der Penisarterien macht sich eine endotheliale Dysfunktion oft früher in Form einer erektilen Dysfunktion bemerkbar, bevor es schließlich zu ernsthaften kardialen Problemen kommt.

So konnte bei ca. einem Viertel der Männer mit einer vaskulär bedingten erektilen Dysfunktion auch eine koronare Herzerkrankung nachgewiesen werden (Kawanashi et al., 2011). Insofern stellen Erektionsstörungen bei älteren Männern eine Art Frühwarnsystem für einen drohenden Herzinfarkt dar und bedürfen unbedingt weiterer Abklärung. Ein ebenfalls hoher Risikofaktor für die Entwicklung einer erektilen Dysfunktion ist die Hypertonie und die mit ihr einhergehende endotheliale Schädigung der Penisarterien und der Schwellkörper. Durch eine Störung der für die Erektion wichtigen NO-Synthese einerseits und die Erhöhung der Endothelin 1-Synthese andererseits kommt es zu einer Erhöhung des muskulären Schwellkörpertonus und somit zu einer Erschwerung der Erektion (Ferro & Webb, 1997).

Zahlreiche Antihypertonika, insbesondere die sogenannten Betablocker, haben zusätzlich einen negativen Einfluss auf die Erektion. Dies ist darauf zurückzuführen, dass auch die Schwellkörperarterien Betarezeptoren besitzen, deren Stimulation für die für die Erektion notwendige Durchblutungssteigerung derselben erforderlich ist. Deshalb sollten für die Hypertoniebehandlung möglichst Medikamente bevorzugt werden, die sich weniger negativ auf die Erektion auswirken. Dazu zählen die neueren Calcium- und die Angiotensin II-Antagonisten. Alpharezeptorenblocker wie das Doxazosin haben mitunter sogar einen positiven Effekt auf die Erektion.

### Diabetes mellitus und Sexualität

Eine ebenfalls häufige Erkrankung, die zur Beeinträchtigung der Sexualität führen kann, ist der Diabetes mellitus. Zwischen 35 und 60% der männlichen Diabetiker klagen über eine erektile Dysfunktion (Guirgius, 1992).

Hierfür verantwortlich sind sowohl diabetogene Gefäßschäden als auch Schädigungen der für die Auslösung der Erektion zuständigen Nerven (n.pudendi, n.cernosi).

Bei Frauen hat ein Diabetes mellitus häufig chronische Entzündung der Genitalschleimhäute und Blasenentzündungen zur Folge. Letztere sind wiederum die Ursache für Schmerzen beim Geschlechtsverkehr. In den letzten Jahren ist ein deutlicher Anstieg der Diabetesprävalenz in Deutschland zu verzeichnen. Bei Menschen über 60 Jahre liegt sie zwischen 18 und 28% (Hauner et al., 2007).

### Sexualität und Harninkontinenz, ein doppeltes Tabu

Ca. 15% der Frauen leiden an einer Harninkontinenz, 85% trauen sich nicht, darüber zu sprechen. Mehreren Studien zufolge hatte die Hälfte aller Inkontinenzpatientinnen nur noch selten oder gar keinen Geschlechtsverkehr mehr (Bodden-Heinrich, 1999; Solonia et al., 2004, Pauls, 2006).

Eine Harninkontinenz kann bei Patientinnen eine ganze Reihe von negativen Gefühlen wie z.B. Unsicherheit, Angst, Kontrollverlust, Ekel oder Wut auslösen. Die Betroffenen leiden deutlich häufiger an depressiven Verstimmungen (2,5-fach) und Ängsten (3,5-fach) als die Normalbevölkerung gleichen Alters (Beutel et al., 2005). Die Inzidenz von Depression und Angsterkrankungen korrelieren positiv mit dem Ausmaß der Inkontinenz und der damit verbundenen sozialen Beeinträchtigung (Margalith et al., 2004).

Eine effektive Behandlung der Harninkontinenz ist deshalb die Voraussetzung bei der Behandlung der damit verbundenen Sexualstörungen.

### Benignes Prostatasyndrom und sexuelle Funktionsstörungen

Die Kölner Männerstudie ergab eine hohe Korrelation zwischen der erektilen Dysfunktion und dem Benigen Prostatasyndrom BPS. 34% der über 60-jährigen und 53% der über 69-Jährigen berichteten über Erektionsstörungen und 40% der über 60-Jährigen sowie 56% der über 69-Jährigen hatten eine BPS (Braun et al., 2000). Tatsache ist, dass beide Störungen mit dem Alter zunehmen.

Ein Nachweis über einen direkten Zusammenhang zwischen beiden Beschwerdebildern gibt es bislang allerdings nicht. Dabei kann die Gabe von sogenannten selektiven Alphablockern zur Linderung der BPS auch eine Verbesserung der Erektionsfähigkeit bewirken. Im Oktober 2011 ließ die amerikanische Food and Drug

Administration (FDA) den PDE-5-Hemmer Tadalafil, der sich gegenüber den anderen PDE-5-Hemmern durch eine längere Halbwertszeit und somit durch ein längeres Wirkungsfenster auszeichnet, zur gleichzeitigen Behandlung von BPS und erektiler Dysfunktion in den USA zu.

## Neurologische Erkrankungen und Sexualität

Das Risiko, an einem Morbus Parkinson zu erkranken, nimmt mit dem Alter deutlich zu. Nach einer Metaanalyse europäischer Studien leiden 2% der 65-Jährigen an einem idiopathischen Morbus Parkinson (Ceballos-Baumann, 2005). Als ursächlich für den Morbus Parkinson gilt ein Dopaminmangel der substantia nigra des Corpus striatum. Degenerative Veränderungen im Bereich des Hypothalamus, in den parasymphatischen Kerngebieten und den sympathischen Ganglien können ihrerseits urogenitale Störungen wie Blasenentleerungsstörungen, Harninkontinenz und Erektionsstörungen verursachen (Jost et al., 1997). Eine retrospektive Befragung des Instituts für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin am Universitätsklinikum der Charité von Parkinsonpatienten beiderlei Geschlechts ergab eine deutliche Zunahme aller sexuellen Funktionsstörungen. Bei 30% der weiblichen und bei 64% der männlichen Patienten fand sich ein Zusammenhang zwischen der Einnahme der Parkinsonmedikation und der Entwicklung von sexuellen Funktionsstörungen (Beier et al., 2000). Ähnliches gilt für Patienten mit einer Multiplen Sklerose.

## Sexualität und rheumatoide Arthritis

Aber auch Erkrankungen, die keinen direkten Einfluss auf die Sexualfunktion zu haben scheinen, können zu erheblichen Sexualstörungen führen. Beispielhaft hierfür sei die rheumatoide Arthritis genannt. Die mit der Erkrankung einhergehenden Schmerzen können jegliche Lust an der Sexualität rauben. Angenehme Körperempfindungen werden durch den Schmerz zunichte gemacht. (Ryan, 2008; Rosenbaum, 2010). Ferner können schmerzreaktive Veränderungen des Nervensystems auch in nicht betroffenen Körperregionen die Körperempfindungen verändern. Weitere Ursachen für sexuelle Funktionsstörungen im Zusammenhang mit der Fibromyalgie sind eine krankheitsbedingte Müdigkeit sowie medikamentöse Nebenwirkungen. Hinzu kommen Ängste des gesunden Partners, dem „kranken“ Partner weh zu tun oder zu schaden.

## Medikamente und sexuelle Funktionsstörungen

Die meisten Patienten mit chronischen Erkrankungen erhalten Medikamente, von denen nicht wenige die Sexualfunktion beeinträchtigen. Dazu gehören insbesondere Antihypertensiva, Diuretika, Antidepressiva, Antikonvulsiva, Neuroleptika, Antiarrhythmika sowie Kortikosteroide. Nicht wenige Patienten setzen deshalb auf eigene Faust ihre Medikamente ab, vor allem Männer, wenn es einen Zusammenhang zwischen einer erektilen Dysfunktion und der von ihnen eingenommenen Medikation gibt. Deshalb sollten Ärzte bereits bei der Neuverordnung eines solchen Medikaments auf die möglichen Nebenwirkungen hinweisen und den Patienten bitten, sich bei etwaigen Sexualstörungen unbedingt vorzustellen, um gemeinsam das weitere Vorgehen zu beraten.

## Sexualität und psychische Erkrankungen

Zahlreiche psychische Erkrankungen gehen mit sexuellen Funktionsstörungen einher. Die Depression ist weltweit die häufigste psychische Erkrankung.

Im Laufe ihres Lebens erleiden 15% der Bevölkerung mindestens einmal eine schwere, behandlungsbedürftige Depression. Depressionen sind bei älteren Menschen ebenso häufig wie bei jüngeren (Klerman & Weissman, 1989). Vor allem der Libidoverlust ist symptomatisch für eine depressive Störung. Wer keine Lebenslust hat, dem fehlt meist auch die Liebeslust. Nicht zuletzt haben Stress- und Erschöpfungszustände ein Nachlassen des sexuellen Interesses zur Folge. Die bei der Behandlung einer Depression eingesetzten Antidepressiva können alle eine sexuelle Funktionsstörung bewirken. Andererseits ergab eine Untersuchung des Kinsey Instituts im Jahre 2003 bei depressiven, gynäköphilen Männern, dass eine Untergruppe (9,4%) ein erhöhtes Bedürfnis nach sexueller Intimität entwickelte, was unter anderem zu einer Besserung des durch die Depression beeinträchtigten Selbstwertgefühls beitrug (Bancroft et al., 2003).

## Sexualität und Krebserkrankung

Karzinomerkrankungen sind nicht nur für die Patienten mit psychischen Belastungen verbunden, sondern auch für ihre Lebenspartner. Die Partner sind häufig die wichtigste soziale und emotionale Stütze für die Betroffenen. Einige Studienergebnisse verweisen sogar darauf, dass die Belastung von Partnern nicht nur vergleichbar, sondern größer ist als die der betroffenen Patienten (Kiss et al., 2001). Dies gilt insbesondere dann, wenn

durch die Krankheit selbst ein Partnerverlust droht, wie dies zum Beispiel bei Tumorerkrankungen der Fall sein kann, wenn ein erhöhter Pflegebedarf dauerhafte Anforderungen stellt, oder – wie bei psychischen chronischen Erkrankungen – die Unberechenbarkeit der Erkrankung die Partner belastet. In der Folge sind hier Irritationen im Partnergefüge, Rollenverteilungen aber auch oder gerade in der Sexualität auf beiden Seiten zu erwarten.

So beklagten in einer 2004 veröffentlichten Studie z.B. an Brustkrebs erkrankte Frauen, die über eine Verschlechterung ihrer Sexualität berichteten, neben hormonellen Veränderungen und Problemen in ihrer Partnerschaft wiederholt sexuelle Probleme ihrer Partner: 4,7% gaben an, ihr Partner sei zu müde, 7,2% berichteten, ihr Partner habe kein Interesse, 8,8% verwiesen auf physische Probleme ihres Partners, die sexuelle Aktivitäten verhinderten (Ganz et al., 2004).

In einer retrospektiven Analyse, bei der 57 Männer und deren Partnerinnen (n=54) ein Jahr nach radikaler Prostatektomie befragt wurden, bewerteten über 94% den Stellenwert ihrer Partnerschaft in der entstandenen Lebenskrise als hoch. Der Austausch von Zärtlichkeiten war für beide Befragten vor und nach der Operation bedeutsam. Aber obwohl das Verlangen, mit dem Partner sexuell zu verkehren, vor der Operation hoch war (74% m; 70% w), sank die Bedeutung der Sexualität für Patient und Partnerin nach der Operation insgesamt deutlich ab (Rösing et al., 2004).

Das Ausmaß der sexuellen Dysfunktion korreliert häufig mit geringerer Wertschätzung von Intimität sowie mit intimen Verhaltens- und Kommunikationsproblemen in der Partnerschaft. Viele Paare vermeiden es außerdem, über ihre Sorgen zu sprechen oder ihre Gefühle auszudrücken. Tatsächlich würde ein offenes verbales wie sexuelles Kommunikationsverhalten zu einer besseren partnerschaftlichen Anpassung an die neuen krankheitsbedingten Erfordernisse führen. Dies gilt sowohl für die körperlichen Folgen wie z.B. Verlust der Erektionsfähigkeit, Veränderungen des Körperbildes durch künstliche Blasen- bzw. Darmausgänge als auch für die seelischen Probleme wie Angst, Depression, Aggression etc. Hinzu kommen Auswirkungen auf das sexuelle Erleben und Verhalten durch Erschütterung der geschlechtlichen Identität (ich bin kein richtiger Mann oder keine richtige Frau mehr!), Ablehnung des eigenen Körpers – Wer soll mich noch attraktiv finden? Die Folgen sind die Vermeidung von Nacktheit und sexuellen Körperkontakten sowie die Zurückhaltung des Partners (Beier et al., 2005). Hierdurch wird dem Paar eine wichtige salutogenetische Ressource bei der Krankheitsbewältigung genommen. Deshalb kommt der sexuellen Rehabilitation und zwar im umfassenden Sinne eine wichtige Bedeutung bei der Krankheitsbewältigung zu.

## Grenzen einer symptombezogenen Behandlung bei sexuellen Funktionsstörungen

Die Tatsache, dass bei sexuellen Funktionsstörungen im Alter häufig manifeste organische Befunde erhoben werden können, führt im medizinischen Alltag dazu, sich ausschließlich auf einen symptomatischen Behandlungsversuch der „Funktionsstörungen“ zu beschränken und psychosoziale Faktoren zu ignorieren. Diese Vorgehensweise trifft sich insbesondere bei Männern mit Erektionsstörungen mit deren Wunsch nach einer schnellen technischen Lösung des Problems.

Claus Buddeberg (2007) hat dieses Verhalten von Arzt und Patienten treffend als „Management eines Tabus“ umschrieben. Dass Männer im Mittel erst zwei Jahre nach Beginn einer Erektionsstörung um ärztlichen Rat nachfragen (Casella et al., 2004), ist ein deutlicher Hinweis, wie schwer es ihnen fällt, über ihre sexuellen Probleme zu sprechen. Allein diese Tatsache reicht schon als Hinweis, welche Rolle intrapsychische Faktoren wie die Versagensangst bei der Aufrechterhaltung von sexuellen Funktionsstörungen spielen. Diese Sprachlosigkeit und der damit einhergehende körperliche Rückzug von der Partnerin wirken sich wiederum auf die Beziehung der Partner zueinander aus.

Sexualstörungen haben in der Regel keine monokausale Ursache, sondern sind überwiegend bedingt durch das Zusammenwirken biologischer, psychologischer, partnerschaftlicher und soziokultureller Faktoren. Deshalb sollte eine medikamentöse Behandlung möglichst nicht ohne eine Sexualberatung beider Partner erfolgen.

## Der „perfekte“ sexuelle Reaktionszyklus versus die Erfüllung psychosozialer Grundbedürfnisse

Die klassische Einteilung von sexuellen Funktionsstörungen in die *Störung des sexuellen Verlangens*, die *Störung der sexuellen Erregung* und die *Störung des Orgasmus* folgte dem Modell des „perfekten“ sexuellen Reaktionszyklus, wie ihn Masters und Johnson in ihren Studien zur Sexualphysiologie beschrieben haben (Masters und Johnson, 1966). Dieses Modell liegt nicht nur den beiden Klassifikationssystemen ICD und DSM zugrunde, sondern dient auch zur Orientierung bei allen medikamentösen und operativen Behandlungsansätzen bei sexuellen Funktionsstörungen. Eine Reduktion von Sexualität auf Teile eines Reaktionszyklus bleibt jedoch dem nach wie vor in vielen Bereichen der Humanmedizin vorherrschenden „Mensch-

Maschine-Modell“ verhaftet (Berberich et al., 2006). Sexualität dient hier in erster Linie der Lustbefriedigung und der Reproduktion. Hierfür stellt die Biologie die geeigneten Funktionen bereit. Gerade in der Sexualität zeigt sich jedoch, dass der Mensch eben keine Maschine ist, sondern ein biopsychosoziales Wesen. Sexualität dient dem Menschen eben nicht nur zur Lustbefriedigung und zur Reproduktion sondern vor allem auch zur Befriedigung seiner psychosozialen Bedürfnisse nach Nähe, Akzeptanz und Geborgenheit. Die drei Grunddimensionen der Sexualität: Die Beziehungsdimension, die Lustdimension und die Fortpflanzungsdimension stehen in enger Wechselwirkung zueinander. Gerade mit zunehmendem Alter gewinnt die Beziehungsdimension eine besonders große Bedeutung.

## Defizitmodell versus Förderung von Ressourcen

Während eine Behandlung sexueller Beeinträchtigungen als Dysfunktion innerhalb eines Individuums bzw. Organ- oder Funktionssystems die Störung der Beziehung außer Acht lässt, berücksichtigen paarorientierte Behandlungsansätze stärker ein auf Partnerschaft angelegtes beziehungsorientiertes Sexualitätsverständnis. Sexuelle Störungen werden nicht alleinig als Störung innerhalb eines individuellen Funktionssystems, sondern als Störung innerhalb einer Beziehung aufgefasst, zu deren erfolgreicher Behandlung sich der Arzt bzw. die Ärztin primär einem Paar und nicht Individuen zuwenden muss (Beier et al., 2005).

Diesen Behandlungsansatz konzentriert sich daher darauf, gemeinsam mit dem Paar herauszufinden, welche Ressourcen vorhanden sind, um sich gegenseitig das psychosoziale Grundbedürfnis nach Nähe, Akzeptanz und Geborgenheit zu erfüllen.

Dabei steht nicht das „Nicht-Können“ im Mittelpunkt der Therapie, sondern „das Können“, sowie das „Wollen“ beider Partner. Dieser therapeutische Ansatz bleibt nicht bei den körperlichen Beeinträchtigungen stehen, sondern die Aufmerksamkeit wird auf die vorhandenen Möglichkeiten und deren Entwicklung gerichtet. Hierdurch können dem Paar unnötige frustrierende Erlebnisse erspart bleiben. Es versetzt sie außerdem in die Lage, Hilflosigkeitserleben und Verunsicherung aktiv abzubauen und sich zunehmend als Experten ihrer Partnerschaft und Sexualität zu erleben. Dies gilt auch oder gerade für Paare, bei denen einer oder beide durch Krankheiten bzw. deren Behandlung oder durch altersbedingte Veränderungen im sexuellen Erleben beeinträchtigt sind: „Es ist eine Illusion, dass etwas wieder so sein wird wie früher. Es wird anders sein, was nicht heißen muss, dass es schlechter ist“ (Berberich et al., 2006).

## Literatur

- AWMS: S3-Leitlinie zur unipolaren Depression, Versio 01.2012, 49.
- Bancroft, J., Janssen, E., Strong, D., Carnes, L., Vukadinovic, Z., Long, J.S., 2003. The relation between mood and sexuality in heterosexual men. *Arch Sex Behav.* 32(3), 217–30.
- Beier, K.M., Lüders, M., Boxdorfer, S.A., 2000. Sexualität und Partnerschaft bei Morbus Parkinson. *Fortschr Neurol Psychiatr* 68 (12), 564–75.
- Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., Loewit, K., 2005. *Sexualmedizin.* Urban & Fischer, München, 584.
- Beier, K.M., Loewit, K., 2011. *Praxisleitfaden Sexualmedizin.* Springer, Berlin/Heidelberg.
- Berberich, H.J., Rösing, D., Neutze, J., 2006. Salutogenese und Sexualmedizin. *Urologe*, 45(8), 960–6.
- Beutel, M.E., Stöbel-Richter, Y., Brähler, E., 2008. Sexual desire and sexual activity of men and women across their lifespans: Results from a representative German community survey. *BJU Int.* 101(1), 76–82.
- Bodden-Heidrich, R., Beckmann, M.W., Libera, B., Rechenberger, I., Bender, H.G., 1999. Psychosomatic aspects of urinary incontinence. *Arch Gynecol Obstet* 262 (3–4), 151–8.
- Braun, M., Wassmer, G., Klotz, T., Reifenrath, B., Mathers, M., Engelmann, U., 2000. Epidemiology of erectile dysfunction: results of the ‚Cologne Male Survey‘. *Int J Impot Res* 12(6), 305ff.
- Braus, D., 2011. *Ein Blick ins Gehirn.* Thieme, Stuttgart.
- Bremner, W.S., Vitiello, M., Prinz, P.N., 1983. Loss of circadian rhythmicity in blood testosterone levels with aging in normal men. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 56(6), 1278–1281.
- Bucher, T., Hornung, R., Gutzwiller, F., Buddeberg, C., 2001. Sexualität in der zweiten Lebenshälfte. Erste Ergebnisse einer Studie in der deutschsprachigen Schweiz. In: Berberich, H. & Brähler, E. (Hg.), *Sexualität und Partnerschaft in der zweiten Lebenshälfte.* Psychosozial, Giessen, 31–59.
- Buddeberg, C., Biton, A., Eijsten, A., Casella, R., 2007. Management eines Tabus Expect-Studie: Therapie der erektilen Dysfunktion aus der Sicht von Ärzten und Patienten, *Ars Medici* 14, 689–692.
- Casella, R., Deckart, A., Bachmann, A., Sulser, T., Gasser, T.C., Lehmann, K., 2004. Patient's selfevaluation better predicts the degree of erectile dysfunction than response to intracavernous alprostadil testing. *Urol Inter* 72, 216–220.
- Ceballos-Baumann, A.O., 2005. Idiopathisches Parkinson-Syndrom: Grundlagen, Medikamente, Therapieeinleitung. In: Ceballos-Baumann, A.O., Conrad, B., (Hg.), *Bewegungsstörungen in der Neurologie.* Thieme, Stuttgart/New York, 33–70.
- Comfort, A., 1974. Sexuality in old age. *J. Amer. Geriatr. Soc.* 22(10), 440.
- Ferro, C.J., Webb, D.J., 1997. Endothelial dysfunction and hypertension. *Drugs* 53 Suppl. I, 30–41.
- Ganz, P.A., Kwan, L., Stanton, A.L., Krupnick, J.L., Rowland, J.H., Meyerowitz, B.E., Bower, J.E., Belin, T.R., 2004. Quality of life at the end of primary treatment of breast cancer: First results from the moving beyond cancer randomized trial. *J Natl Cancer Inst* 96 (5), 376–387.
- George, L.K., Weiler, S., 1981. Sexuality in middle and late life. The effects of age, cohort & gender. *Archives of General Psychiatry* 38, 919–923.

- Hauer, H., Köster, I., Schubert, I., 2007. Trends in der Prävalenz und ambulanten Versorgung von Menschen mit Diabetes mellitus. Eine Analyse der Versicherungsstichprobe der AOK Hessen/KV Hessen im Zeitraum von 1998 bis 2004. Dt Ärzteblatt 104, A2799–A2805.
- Heiman, J.R., Long, J.S., Smith, S.N., Fisher, W.A., Sand, S.S., Rosen, R.C., 2011. Sexual satisfaction and relationship happiness in midlife and older couples in five countries. *Arch Sex Behav* 40, 741–753.
- Helgason, A.R., Dickman, P.W., Adolfsson, J., Steineck, G., 2001. Emotional isolation: prevalence and the effect on well-being among 50-80-year-old prostate cancer patients. *Scandinavian Journal of Urology and Nephrology* 35(2), 97–101.
- Heuft, G., Kruse, A., Radebold, H., 2006. Lehrbuch der Gerontopsychosomatik und Alterspsychotherapie. Ernst Reinhardt, München/Basel.
- Kawanashi, Y., Lee, K.S., Kimura, K., Koizumi, T., Nakatsuji, H., Kijima, K., Yamamoto, A., Numata, A., Sogou, T., 2001. Screening of ischemic heart disease with cavernous artery blood flow in erectile dysfunctional patients. *International Journal of Impotence Research* 13(2), 100–103.
- Klerman, G.L., Weissman, M.M., 1989. Increasing rates of depression. *JAMA* 21; 261(15), 2229–35.
- Jost, W.H., Derouet, H., Schimrigh, K., 1997. Häufigkeit erektiler Funktionsstörungen beim Parkinson-Syndrom. *Akt Urol* 27, 26–28.
- Kiss, A., Meryn, S., 2001. Effect of sex and gender on psychosocial aspects of prostate and breast cancer. *British Medical Journal* 323, 1055–1058.
- Kockott, G., 1985. Die Sexualität im höheren Lebensalter. In: Bergener, M., Kark, B., (Hg.). *Psychosomatik in der Geriatrie*. Steinkopf, Darmstadt, 57–64.
- Masters, W.H., Johnson, V.E., 1966. *Human sexual response*. Little, Brown & Co, Boston.
- Masumori, N., Tsukamoto, T., Kumamoto, Y., Panser, L.A., Rhodes, T., Girman, C.J., Lieber, M.M., Jacobsen, S.J., 1999. Decline of sexual function with age in Japanese men compared with American men – results of two community-based studies. *Urology* 54, 335–344.
- Nicolosi, A., Laumann, E.O., Glasser, D.B., Moreira, E.D.Jr., Paik, A., Gingell, C., 2004. Sexual behavior and sexual dysfunctions after age 40: the global study of sexual attitudes and behaviors. *Urology* 64 (5), 991–7.
- Pauls, R.N., Segal, J.L., Silva, W.A., Kleeman, S.D., Karram, M.M., 2006. Sexual function in patients presenting to a urogynecology practice. *Int Urogynecol* 17 (6), 576–80.
- Rösing, D., & Berberich, H.J., 2004. Krankheits- und behandlungsbedingte Sexualstörungen nach radikaler Prostatektomie – Eine bio-psycho-soziale Betrachtung. *Urologe [A]* 43(3), 291–295.
- Rösing, D., & Klebingat, K.-J., 2004. Das Paar ist der Patient. *Urologische Nachrichten zum 56. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Urologie e.V.*, 22.–25. September, Kongressausgabe 1, 16.
- Rosenbaum, T.Y., 2010. Musculoskeletal pain and sexual function in women. *J Sex Med*. F7 (2 Pt 1), 645–53.
- Ryan, S., Hill, J., Thwaites, C., Dawes, P., 2008. Assessing the effect of fibromyalgia on patients' sexual activity. *Nurs Stand*. 23(2), 17–23, 35–41.
- Stief, C.G., Hartmann, U., Truss, M.C., Jonas, U., 1999. *Zeitgemäße Therapie der erektilen Dysfunktion*. Springer, Berlin.
- Salonia, A., Zanni, G., Nappi, R.E., Briganti, A., Deho, F., Fabbri, F., Colombo, R., Guazzonie, G., di Girolamo, V., Rigatti, P., Montorsi, F., 2004. Sexual dysfunction is common in women with lower urinary tract symptoms and urinary incontinence: Results of a cross-sectional study. *European Urology* 45, 642–648.
- Unger, U., Brähler, E., 1995. Sexuelle Aktivität im höheren Lebensalter im Kontext von Geschlecht, Familienstand und Persönlichkeitsaspekten. In: Heuft, G., Kruse, A., Nehen, H.G., Radebold, H., (Hg.). *Interdisziplinäre Gerontopsychosomatik*, MMV Medizin, München.
- Veldius, J.D., Urban, R.J., Lizzerrade, G., Johnson, M.L., Iranmanesh, A., 1992. Attenuation of luteinizing hormone secretory burst amplitude is a proximate basis for hypoandrogenism of healthy aging men. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism* 75, 52–58.
- Vermeulen, A., Kaufmann, J.M., 1995. Aging of the hypothalamic-pituitary-testicular axis in men. *Hormone Research* 43, 23–28.
- Zitzmann, M., Faber, S., Nieschlag, E., 2006. Association of specific symptoms and metabolic risks with serum testosterone in older men. *J Clin Endocrinol Metab* 91 (11), 4335–43.

---

**Autor**

Dr. med. Hermann J. Berberich, Facharzt für Urologie, Andrologie & Psychotherapie, Breckenheimer Straße 1, 65719 Hofheim a.T., e-mail: drberberich@gmx.de

---

# Erotik, Zärtlichkeit und Sexualität älterer Frauen

Kirsten von Sydow

## Eroticism, Affection and Sexuality in Older Women

### Abstract

Until the turn of the millennium sexuality of older women was a neglected research topic. But today several representative studies on the subject exist and research methodology has improved significantly. Research on sexual activity, touching, sexual interest, dysfunctions and non-functional erotic problems among older women is reviewed. Central protective and risk factors that affect sexuality are described. Biopsychosocial prevention and intervention possibilities are described and their implications critically discussed. **Keywords:** Sexual activity, Sexual interest, Sexual dysfunctions of older women, Affection, Sexual problems and risks of older women, Biopsychosocial prevention and intervention

### Zusammenfassung

Bis zur Jahrtausendwende bestanden enorme Forschungsdefizite zur weiblichen Sexualität im mittleren und höheren Alter. Heute dagegen gibt es mehrere Repräsentativstudien zum Thema und auch in methodischer Hinsicht hat sich der Forschungsstand deutlich verbessert. Auf dem Hintergrund von neueren Forschungsergebnissen wird ein kurzer Überblick über die sexuelle und zärtliche Aktivität, das sexuelle Interesse, sexuelle Funktionsstörungen sowie nichtfunktionelle erotische Probleme unter älteren Frauen gegeben. Zentrale Schutz- und Risikofaktoren werden beschrieben, die die Sexualität beeinflussen. Biopsychosoziale Präventions- und Interventionsmöglichkeiten werden dargestellt und deren Implikationen kritisch diskutiert.

**Schlüsselwörter:** Sexuelle Aktivität, Sexuelles Interesse, Sexuelle Funktionsstörungen bei älteren Frauen, Berührung/Zärtlichkeit, Sexuelle Probleme und Risikofaktoren bei älteren Frauen, Biopsychosoziale Prävention und Intervention

## Das Problem

Bis zur Jahrtausendwende bestanden enorme Forschungsdefizite zur weiblichen Sexualität im mittleren und höheren Alter. Die Literatur war fokussiert auf ein einziges männliches Problem – Erektionsstörungen (Sydow, 1994, 2001). Heute dagegen existieren mehrere Repräsentativstudien zum Thema, und mit dem zunehmenden Einsatz von standardisierten und validierten Sexual-Fragebögen und -Interviews u.a. hat sich der Forschungsstand auch in methodischer Hinsicht deutlich verbessert. Inzwischen sind auch etwaige sexuelle Probleme älterer Frauen zum Thema geworden. Unverändert jedoch konzentriert sich die Forschung auf den Vollzug des Geschlechtsverkehrs, während Erotik, Zärtlichkeit, nichtkoitaler Sex, Probleme der Partnersuche, Anliegen, die für Frauen eventuell zentraler sind, weniger Beachtung finden.

In diesem Überblick werden wichtige Forschungsergebnisse zur Sexualität älterer Frauen zusammengefasst. Dabei stütze ich mich auf neuere Überblicksarbeiten und Repräsentativstudien.

## Erotisch-sexuelle Aktivität und Interesse

Die Häufigkeit sexueller Aktivität nimmt mit dem Alter ab. Der Geschlechtsverkehr wird von den meisten Paaren bis zum Alter von etwa Mitte/Ende 60 praktiziert, mit Anfang 70 noch von einem Drittel. Bereits unter Jüngeren gibt es sexuell inaktive Paare; diese Gruppe wächst mit zunehmendem Alter und zunehmender Beziehungsdauer. Über nichtkoitale heterosexuelle Kontakte ist ähnlich wie auch über lesbische sexuelle Aktivität nur wenig bekannt (Sydow, 1995). Zärtlichkeit ist lebenslang wichtig – wurde bisher aber nur selten erforscht. Selbstbefriedigung ist sehr tabuisiert, wird aber immerhin von 8–40% der über 80-jährigen Frauen und den meisten Männern „zugegeben“.

Die Angaben zum sexuellen Interesse sind – je nach Studie – sehr unterschiedlich. Die Mehrheit der Frauen und Männer scheint (mindestens) bis Ende 70 sexuell interessiert zu bleiben, wobei das sexuelle Interesse

im höheren Alter meist gering ausgeprägt ist. Während erotische Phantasien eher tabuisiert sind und von älteren Frauen seltener angesprochen werden (von Männern häufiger), berichten zwei Drittel der Frauen bis Ende 70 und ein Drittel der über 80-jährigen Frauen noch von nächtlichen erotischen Träumen; ältere Männer berichten seltener davon (Sydow & Seiferth, 2015).

## Erotisch-sexuelle Probleme

Neben den klassischen weiblichen sexuellen Funktionsstörungen wie Erregungs-/Lubrikationsstörungen, Orgasmusstörungen, Schmerzen beim Geschlechtsverkehr (*Dyspareunie*) gilt nun die *Hypoactive Sexual Desire Disorder* (HSDD) als neue Geißel der weiblichen Bevölkerung, auch der älteren. Gemeint ist damit sexuelle Lustlosigkeit (vgl. Leiblum et al., 2006). Es erscheint aber fraglich, ob jede Variation oder durchschnittliche Abnahme sexuellen Interesses mit zunehmendem Alter als Störung klassifiziert werden sollte (vielleicht um der Pharmaindustrie neue Verkaufsfelder zu erschließen?). Orientiert am ICD-10 ist eine Störung nur das, worunter Betroffene selbst oder ihre Bezugspersonen subjektiv deutlich leiden. Doch ältere Frauen leiden meist nicht unter ihrem geringeren Interesse (Graziottin, 2007).

## Sexuelle Funktionsstörungen

Die Ergebnisse neuer, z.T. repräsentativer Untersuchungen über die Verbreitung sexueller Funktionsstörungen sind inkonsistent. Einige Studien haben ergeben, dass jüngere Frauen und ältere Männer am häufigsten unter sexuellen Problemen leiden – ältere Frauen und Frauen ohne Partner dagegen seltener (Graziottin, 2007; Howard, O'Neill & Travers, 2006; Laumann, Paik & Rosen, 1999), dass 50–59-jährige Frauen unter fünf von sechs untersuchten Funktionsstörungen seltener leiden als jüngere Frauen, dass reife Frauen nur von Lubrikationsstörungen häufiger betroffen sind (Laumann, Paik & Rosen, 1999; s. auch Hayes & Dennerstein, 2005). Eine große europäische Studie belegt dagegen, dass 40–80-jährige Frauen häufiger (32%) unter sexuellen Funktionsstörungen leiden als gleichaltrige Männer (23%) (Nicolosi, Buvat, Glasser et al., 2006).

Tab. 1 zeigt, dass mangelndes sexuelles Interesse, unzureichende Lubrikation und ausbleibender Orgasmus weit verbreitete Probleme bei älteren Frauen sind. Etwas seltener sind die Probleme „Sex ist nicht lustvoll“ und Schmerzen beim Geschlechtsverkehr (*Dyspareunie*) sowie „Performanz-Angst“. Ein Teil der Probleme (schwa-

Tabelle 1: Sexuelle Funktionsstörungen bei älteren Frauen

- Mangelndes sexuelles Interesse: 18–43%
- Unzureichende Lubrikation: 11–39%
- Orgasmusstörungen: 12–34%
- Sex nicht lustvoll (pleasurable): 14–17%
- Schmerzen beim Geschlechtsverkehr: 5–8%
- Performanz-Angst: 6%

Quellen: Laumann, Paik & Rosen, 1999 (50–59 Jahre, USA); Lindau, Schumm, Laumann et al., 2007 (57–85 Jahre, USA); Moreira, Hartmann, Glasser et al., 2005 (40–80 Jahre, BRD); Nicolosi, Buvat, Glasser et al., 2006 (40–80 Jahre, Europa)

che Lubrikation, Koitus-Probleme) steht in Zusammenhang mit postmenopausalen Lubrikationsstörungen. Da hier meist auch somatische Faktoren mitbeteiligt sind, handelt es sich dabei dann meist nicht um eine funktionelle Sexualstörung im Sinn des ICD-10.

## Nichtfunktionelle sexuelle Probleme

Die Frage nach sexuellen Funktionsstörungen bei sexuell Aktiven ist zu eng gefasst, da sexuelle Inaktivität Ausdruck sexuell-emotionaler Probleme sein kann – aber nicht muss: Sei es, weil die Befragten Singles sind, sich eigentlich aber eine Partnerschaft wünschen, sei es, weil in einer bestehenden Beziehung kein Sex mehr stattfindet wegen körperlicher und/oder emotionaler Probleme oder weil Probanden emotionale und sexuelle Intimität aus welchem Grund auch immer vermeiden aus Schüchternheit oder wegen negativer Vorerfahrungen.

Da keine repräsentativen Studien vorliegen, die ältere Frauen offen nach allen Arten von sexuellen Problemen gefragt hätten, können hier nur kleinere nicht-repräsentative Untersuchungen mit älteren Frauen erste Hinweise geben:

Die Studie von Moreira, Hartmann, Glasser et al. (2005) über die Sexualität älterer (40–80-jähriger) deutscher Männer und Frauen ergab, dass im Jahr vor der Befragung 86% der Männer, aber nur 66% der Frauen Geschlechtsverkehr hatten. Die Untersuchung von F.R. Lang (1998) stellte heraus, dass 23% aller älteren Menschen in deutschen Großstädten gar keinen zärtlichen Kontakt zu anderen Menschen hätten.

Das häufigste erotisch-sexuelle Problem älterer Frauen ist das Fehlen eines Partners und ein damit einhergehender Mangel an Zärtlichkeit und Sex. Ältere Singles leiden stärker unter dem Mangel an Zärtlichkeit als an dem Mangel an (partnerbezogener) sexueller Aktivität. Zärtlichkeiten werden oft auch mit Verwandten oder

Freundinnen und Freunden ausgetauscht, doch ein Teil der älteren Menschen ist da eher zurückhaltend:

Eine 84-Jährige: „Ich hab’s gern – bin für Zärtlichkeit.“ (Sind Sie anderen gegenüber zärtlich?) „Wissen Sie, da habe ich heute eigentlich gar keine Gelegenheit dazu, zärtlich zu sein. Ich bin – ich bin lieb zu meinen Neffen und Nichten und ich hab’ Interesse für das, was sie angeht, aber zärtlich bin ich zu denen nich’, weil die das, glaub’ ich, auch gar nicht möchten – ich weiß nicht, ich habe keine Gelegenheit, ich streichle nur den Hund.“ (zit. n. Sydow, 1994, 110)

Und Sex ist für die meisten älteren Frauen nur gewünscht im Kontext einer Beziehung:

Eine 68-Jährige: („Haben Sie jetzt manchmal Lust auf Sexualität?“) „(leise) Wenn ich meinen Mann hätte: ja. – [...] Ja – im Grunde – weil man eben lernt sich – sich anders einzurichten und andere Dinge – den Tag zu verbringen, nicht – das ist einfach – das existiert nicht mehr, nicht. – Das geht überhaupt – ohne Gegenüber ist es ja ohne Bedeutung. [...] Es ist noch da, ja. – Aber Sie können nicht mehr (lächelt) Rad fahren, wenn Sie kein Fahrrad haben!“ (zit. n. Sydow, 1994, 102)

Das zweitwichtigste sexuelle Problem für die Gesamtgruppe der älteren Frauen und auf Platz Eins bei verheirateten Frauen ist der Mangel an sexuellem Kontakt in bestehenden Partnerschaften. Ein solcher Mangel kann dann entstehen, wenn der Partner sich sexuell zurückzieht – wegen einer schweren Erkrankung, Potenzstörungen oder Partnerschaftskonflikten. Viele Frauen vermuten dann, er sei jetzt wohl impotent oder sexuell desinteressiert – sehr oft ohne dass darüber gesprochen würde und auch ohne Versuche von Seiten der Frau, durch eigene sexuelle Initiative herauszufinden, ob es denn wirklich so ist. Seltener sind auch bei beidseitig bestehendem sexuellem Interesse massive Beziehungsprobleme die Ursache für sexuelle Abstinenz (Sydow, 1994; Sydow & Seiferth, 2015). Während es eine Vielzahl von soziobiologischen Anmerkungen bis hin zu Witzen gibt, die darauf eingehen, dass sexuelle Routine und Eintönigkeit das männliche Verlangen schwächt, wird bisher kaum berücksichtigt, dass das auch bei Frauen der Fall sein kann (Sydow, 1994; Sydow & Seiferth, 2015).

Manche Frauen scheinen auch fast keine sexuelle Selbstwahrnehmung und Selbstkenntnis zu haben und lebenslang anorgasmisch gewesen zu sein. Sie haben Sex meist schon früh im Leben komplett abgeschrieben, haben insofern auch kein subjektives Problem damit, es sei denn ihr Partner leidet darunter. Hier ist bereits die diag-

nostische Abklärung bez. Erregung und Orgasmus nicht einfach. Eine nützliche Frage ist, ob die Frau sich vorstellen kann, wie Selbstbefriedigung bei ihr selbst „funktionieren“ könnte:

Eine 74-Jährige: „Och gar nix [denke ich darüber]. Ich hab’ das nie versucht und ich denk’ überhaupt nicht darüber nach. [...] Kann ich mir gar nix drunter vorstellen.“ (zit. n. Sydow, 1994, 108)

## Behandlungsbedarf

Nach wie vor fragen ältere Frauen seltener nach einer Behandlung von sexuellen Störungen – anders als ältere Männer, die wegen Erektionsproblemen häufig Ärzte aufsuchen (Sydow & Seiferth, 2015). Männliche sexuelle Probleme scheinen auch weiter reichende Konsequenzen zu haben als weibliche: Potenz-/sexuelle Probleme des Mannes (14–40%) führen jedenfalls wesentlich häufiger zur Beendigung des Geschlechtsverkehrs als sexuelle Probleme der Frau (4–16%) (Sydow, 1994).

## Ältere Frauen sind sexuell unterschiedlich!

Aber Durchschnittswerte besagen nur wenig: Ältere Frauen (und Männer) weisen ebenso wie jüngere Menschen in sexueller Hinsicht eine hohe interindividuelle Variabilität auf – unterscheiden sich also mehr oder minder stark voneinander. Die Reaktionen älterer Frauen auf die Beendigung des Geschlechtsverkehrs reichen zum Beispiel von „Ich war darüber ganz froh“ bis hin zu „Ich hab’ manchmal geweint“ (Sydow, 1994). Diese Unterschiedlichkeit in Bezug auf sexuelles Interesse, Aktivität und Genuss steht in Zusammenhang mit verschiedenen körperlichen, gesellschaftlichen und biographischen Einflussfaktoren, auf die in der Folge näher eingegangen wird.

Bemerkenswert ist auch, dass zwar nicht bei allen, aber bei der Mehrheit der älteren Männer und Frauen das sexuelle Interesse größer ist als die sexuelle Aktivität („interest-activity gap“).

Menschen jeden Alters können auf unterschiedliche Weise mit ihrer Sexualität umgehen. Ältere Frauen nutzen wie auch jüngere Frauen oder Männer verschiedene sexuelle Optionen – oft auch mehrere verschiedene Möglichkeiten gleichzeitig. „Selbstbestimmte sexuelle Abstinenz“ ist bei manchen Witwen sowie bei Frauen in Partnerschaften anzutreffen, die vielleicht noch nie Freude an Sex hatten oder aufgrund partnerschaftlicher und/oder

gesundheitlicher Probleme ihr sexuelles Interesse verloren haben. Manche ältere Singles bemühen sich auch bewusst oder unbewusst um Verdrängung ihrer erotischen Impulse. Andere genießen es zu flirten und/oder leben ihre Erotik in erotischen Träumen, Phantasien und Erinnerungen, in Selbstbefriedigung (auch mit Nutzung von gedruckten oder visuellen Erotika, auch unter Nutzung des Internets), dem Austausch von Zärtlichkeit mit Freundinnen, Freunden, Kindern, und/oder auch durch *Sublimierung*, z.B. durch die Beschäftigung mit Musik, Literatur und bildender Kunst (Sydow, 1994).

In ihrer Studie über die Sexualität postmenopausaler deutscher Frauen (1998) teilte Beate Schultz-Zehden 50–70-jährige Frauen mit Partner in unterschiedliche Gruppen ein. Die Hälfte der befragten Frauen wurde einer von drei positiven Gruppen zugerechnet: Die größte Gruppe war „zärtlichkeitsorientiert“, für sie war Zärtlichkeit wichtiger als Sex. „Sexuell befreite“ Frauen erlebten nach den Wechseljahren einen zweiten Frühling und erlebten ihre Partnerschaft als besonders glücklich. „Sexuell emanzipierte“ Frauen zeichneten sich durch hohe sexuelle Initiative und Aktivität aus. Die Frauen in den drei „belasteten“ Gruppen dagegen lebten mehrheitlich sexuell abstinenter und waren darüber entweder froh („sexuell Zurückgezogene“) oder bedauerten es („sexuell Unbefriedigte“). Diese wünschten sich mehr Sexualität, erlebten den Sex in ihrer Ehe jedoch eher negativ. Eine dritte Gruppe hatte ihr sexuelles Interesse verloren – war aber dennoch zu 65% koital aktiv (dem Partner zuliebe?).

Zusammenfassend lässt sich über Schultz-Zehdens problematische Gruppen (47%) sagen, dass alle ihr sexuelles Interesse und ihren Genuss als geringer als früher, ihre sexuelle Aktivität als (viel) geringer und ihre koitale Aktivität als seltener einschätzten. Menopausale Beschwerden waren stärker ausgeprägt und der Medikamentenkonsum hoch. Diese Frauen neigten auch stärker dazu, sexuelle Veränderungen auf hormonelle Veränderungen zurückzuführen und hatten allgemein Probleme, über Sex zu sprechen. Die Frauen aus den drei positiven Gruppen (insgesamt 53%) dagegen erlebten sich in ihrem sexuellen Interesse und Genuss als unverändert. Ihre sexuelle Aktivität war meist etwas geringer als früher (oder konstant) und fast alle (93–98%) übten Geschlechtsverkehr aus. Die menopausalen Beschwerden waren meist gering ausgeprägt und auch der Medikamentenkonsum war gering. Die Frauen aus den positiven Gruppen hatten bessere sexuelle Kommunikationsfähigkeiten.

## Risiko- und Schutzfaktoren für sexuelle Probleme

Sexuelle Altersveränderungen und sexuelle Probleme sind meist nicht durch einen einzelnen Faktor, sondern durch das Zusammenwirken mehrerer biopsychosozialer Risiko- und Schutzfaktoren verursacht. Die Befunde dazu sind nicht ganz eindeutig (vgl. Hartmann, Philippsohn, Heiser & Rüffer-Hesse, 2004; Hayes & Dennerstein, 2005; Sydow, 2009; Sydow & Seiferth, 2015).

Ein höheres Maß berichteter sexueller Funktionsstörungen ist bei 40–69-jährigen Frauen assoziiert mit höherer Bildung, schlechter somatischer Gesundheit, Leben in einer Partnerschaft und beeinträchtigter seelischer Gesundheit – Alter dagegen ist weniger bedeutsam (Addis, van den Eeden, Wassel-Fyr et al., 2006). Neben dem erwartungsgemäßen Zusammenhang von sexuellen Funktionsstörungen mit somatischen und psychischen Problemen besteht auch ein – überraschender – Zusammenhang mit höherer Bildung und Leben in einer Partnerschaft. Ich vermute, dass das damit zusammenhängt, dass sexuelle Probleme nur dann als relevant erlebt werden, wenn überhaupt eine Partnerschaft besteht, und dass Frauen mit höherer Bildung vielleicht auch sexuell anspruchsvoller sind und insofern Defizite und Missempfindungen eher als sexuelle Funktionsstörung etikettieren.

## Körperliche Einflussfaktoren

Der Gesundheitszustand ist eine wesentliche Determinante der männlichen sexuellen Aktivität im Alter – weniger einflussreich dagegen bei Frauen.

Mit dem Altern verändert sich bei allen Menschen das körperliche Erscheinungsbild (z.B. Haut, Haar, Spannkraft, Figur). Es bestehen große individuelle Unterschiede im Ausmaß der erhaltenen Jugendlichkeit abhängig von Gesundheitszustand, Genen, Engagement (Ernährung, Sport, Nicht-Rauchen) und Kosmetik (bis hin zu kosmetischen Operationen).

Von normalen Altersveränderungen der sexuellen Reaktionen sind Männer stärker betroffen als Frauen. Doch auch bei Frauen verändert sich der Körper: Die Haut von Vulva und Scheide wird nach den Wechseljahren dünner und empfindlicher. Das kann den Geschlechtsverkehr erschweren, ebenso wie auch das Schwächer-Werden der Lubrikation der Scheide. Doch die sexuelle Erregbarkeit und Orgasmusreaktion bleiben Frauen im wesentlichen unbeeinträchtigt bis ins hohe Alter erhalten (Masters & Johnson, 1966/1977). Der *Östrogenspiegel* steht in signifikantem Zusammenhang mit der Ausprägung vaginaler Atrophie. Die Befunde sind wi-

dersprüchlich bez. Lubrikation und Koitus-Schmerzen. Es besteht *kein* signifikanter Zusammenhang zwischen Östrogenspiegel und sexueller Aktivität, sexuellem Interesse, Genuss und Erregbarkeit (d.h., im Labor gemessene vaginale Kontraktionen bei erotischen Filmen). Sexuelles Interesse kann nur entstehen, sofern ein gewisses Testosteron-Minimum im Körper zirkuliert – doch Testosteron-Variationen im Normbereich haben bei Frauen keinen Effekt auf sexuelle Variablen (Gerber, Johnson, Bunn & O'Brian, 2005). Möglicherweise steht das Hormon *Prolaktin* in einem signifikanten negativen Zusammenhang mit sexuellem Interesse, Erregung und Lubrikation. Das wäre ein Hinweis auf die Bedeutung psychischer Faktoren, da der Prolaktinspiegel unter Stressbedingungen erhöht ist. Die Forschungsergebnisse zu etwaigen Effekten der hormonellen Umstellung der Menopause auf sexuelle Probleme allgemein und Schmerzen beim Geschlechtsverkehr (Dyspareunie) sind widersprüchlich (unverändert oder Zunahme?). Die Verbreitung von Lubrikationsschwäche nimmt etwas zu (Sydow & Seiferth, 2015).

Eine Labor-Studie (mit einer kleinen Gruppe nicht-repräsentativer Frauen) belegt, dass sich die Lubrikation prämenopausaler Frauen von der peri-/postmenopausaler Frauen unterscheidet: Die Vagina von jüngeren Frauen ist im sexuell nicht erregten Zustand feuchter als die von älteren Frauen – bei sexueller Erregung jedoch bestehen *keine* Lubrikationsunterschiede (Laan & van Lunsen, 1997). Frauen scheinen nicht selten Geschlechtsverkehr zu haben, ohne sexuell erregt zu sein – vielleicht in der Hoffnung, dass „der Appetit beim Essen kommt“ oder um ihrem Partner einen Gefallen zu tun. Das kann bei jüngeren Frauen u.U. ohne Schmerzen funktionieren, da auch ohne Erregung oft genügend vaginale Gleitflüssigkeit vorhanden ist. Wenn Frauen/Paare dieses sexuelle Verhaltensmuster dann aber während und nach den Wechseljahren fortsetzen, leidet die Frau oft unter schmerzhaftem Geschlechtsverkehr (Dyspareunie), der scheinbar durch die Wechseljahre kommt – aber eigentlich auch von Geschlechtsverkehr ohne hinreichende sexuelle Erregung. Gleichzeitig kann die Lubrikation (ebenso wie die Potenz) aber auch durch *Erwartungsängste* zusätzlich beeinträchtigt werden.

## Erektionsprobleme des Partners

Erektionsprobleme führen häufig zu sexuellem Rückzug des Mannes und dazu, dass intimer körperlicher Kontakt zwischen den Partnern vermieden wird. Im weiblichen Erleben führen Erektionsprobleme des Partners nicht nur zu einer Abnahme sexueller Kontakte des Paares, sondern auch zur Abnahme von sexuellem Verlangen, von Erregbarkeit, Orgasmus und sexueller Befriedigung

der Frau. Die Stärke der Einbußen des weiblichen sexuellen Erlebens korreliert dabei mit der Intensität der Erektionsstörung aus männlicher Sicht (Fisher, Rosen, Eardly, Sand & Goldstein, 2005). Doch Frauen erleiden diesen Rückzug des Partners nicht nur, sondern sind an diesen Abläufen mitbeteiligt: Nicht nur Männer werden durch Impotenzserlebnisse in ihrem männlichen Selbstwertgefühl verunsichert, sondern auch Frauen in ihrer Weiblichkeit. Die Schriftstellerin Anais Nin notierte dazu in ihrem Tagebuch: „Meine Angst ist so groß wie seine. Er will mir so gerne seine Potenz beweisen, wie ich sehen will, dass ich Potenz wecken kann.“ Diese beidseitige Verunsicherung führt oftmals zu beidseitigem sexuellem Rückzug und – häufig – dazu, dass Zärtlichkeit vermieden wird (sonst könnte er ja denken, sie wollte was [...]) und Frauen beginnen, ihr sexuelles Interesse regelrecht geheim zu halten (Sydow, 1993, 1994; Sydow & Seiferth, 2015).

## Gesellschaftliche Einflussfaktoren und Probleme bei der Partnersuche

Frauen haben eine ca. 7 Jahre höhere Lebenserwartung als Männer, es besteht also in der Gruppe der über 65-Jährigen eine Unausgewogenheit der Geschlechter. Demographen sprechen vom „Frauenüberschuss“ – doch aus weiblicher Sicht ist es eher ein *Männermangel* (z.B. in der Kohorte der 70–79-Jährigen – 3 Frauen: 2 Männer). Diese Problematik verschärft sich noch dadurch, dass Frauen oft mit etwas älteren Männern Beziehungen eingehen. Das führt dazu, dass in der Altersgruppe der 55–69-Jährigen (noch) 80% der Männer und 72% der Frauen verheiratet zusammenleben, während sich bei den 70–85-Jährigen eine Schere auftut: Immer noch 78% der Männer sind in dieser Altersgruppe verheiratet – jedoch nur noch die Hälfte (48%) der Frauen, während fast ebenso viele Frauen (40%) bereits verwitwet sind (Statistisches Informationssystem GeroStat, Zugriff 2011). Insofern ist es für ältere Frauen schwieriger, einen neuen Partner zu finden als für ältere Männer. Da Frauen im höheren Alter häufiger als Männer Singles sind, sind Frauen im Alter auch seltener sexuell aktiv als Männer; diese Kluft vergrößert sich mit zunehmendem Alter (z. B. Lindau & Gavrilova, 2010).

Die Partnersuche älterer Frauen wird zusätzlich noch erschwert durch das, was die amerikanische Publizistin Susan Sontag (1977) den *double standard of aging* genannt hat. Sie beschreibt, dass für Männer zwei Schönheitsideale existieren (der junge Mann und der „Herr mit den grauen Schläfen“), für Frauen dagegen nur eines (das Mädchen) und dass „altes“ Aussehen (z.B. Falten, weiße Haare) bei Frauen als stärker attraktivitätsmindernd gilt als bei Männern. Auch gilt körperliche Attraktivität von

Frauen bei der Partnersuche generell als wichtiger als bei Männern. Obwohl sich inzwischen historische Veränderungen abzeichnen, ist für älter werdende Frauen gesundes Selbstbewusstsein besonders wichtig, das nicht allein auf körperlicher Attraktivität beruht.

Es gibt deutliche Kohorteneffekte in der Sexualität älterer Frauen (und Männer): Eine schwedische Repräsentativstudie und eine kleine deutsche Studie belegen übereinstimmend, dass die um 1900 und die in den 1930er Jahren geborenen Frauen sich in ihrer Sexualität unterscheiden: Später Geborene sind auch im Alter von 50 bzw. 70 Jahren noch häufiger sexuell aktiv als früher Geborene (unverheiratete Frauen: 0,8% > 12%, verheiratete Frauen: 38% > 56%), berichten eine höhere sexuelle Zufriedenheit und weniger Dysfunktionen, liberalere sexuelle Einstellungen und beschreiben ihre Ehen häufiger als „sehr glücklich“ (35% > 52%). In jüngeren Kohorten wurden sexuelle Kontakte früher aufgenommen und vielfältigere sexuelle Aktivitäten praktiziert (Beckman, Waern, Gustafson & Skoog, 2008; Sydow, 1996).

## Psychische Gesundheit und biographische „Altlasten“

Die *sexuelle Biographie* von Frauen und Männern, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgewachsen sind, war oft geprägt durch unzureichende Sexualaufklärung, eine strikte Sexualmoral, Doppelmoral, unzureichende Verhütungsmöglichkeiten sowie z.T. sexuelle Gewalterfahrungen. Während die sexuelle Haltung vieler Menschen durch die Frauenbewegung, die Pille und die sogenannte „sexuelle Revolution“ verändert wurde, so existiert noch eine Gruppe älterer Menschen, die sich die Sicht ihrer Jugend „konserviert“ haben und z.B. im Alter massive Schuldgefühle wegen Selbstbefriedigung, homosexueller Fantasien oder Handlungen empfinden. Manche ältere Menschen haben sehr strenge Moralvorstellungen.

Weibliche Sexualität und sexuelle Probleme im reifen Alter stehen in relativ engem Zusammenhang mit der psychischen Gesundheit der Frau (Laumann & Waite, 2008, u.a). Sexuelle Traumatisierungen (sexueller Missbrauch, Vergewaltigung) haben oft einen langfristig negativen Einfluss auf Psyche und Sexualität der weiblichen Opfer (vgl. Beutel, Ströbel-Richter, Brähler, 2007). Gute Chancen auf ein erfülltes Liebesleben im Alter haben Frauen, die in jüngeren Jahren Freude an Sex hatten und die nicht sexuell/emotional traumatisiert wurden oder aber entsprechende Traumatisierungen (einigermaßen) bewältigt haben (Sydow, 1994; Sydow & Seiferth, 2015).

## Partnerschaftsbezogene Einflussfaktoren

Die Wechselbeziehung zwischen emotionaler Beziehungsqualität in Partnerschaften und Sexualität ist komplex und z.T. antagonistisch: Bei zu viel Harmonie und „Verschmolzenheit“ schläft die Sexualität ein, bei zu vielen Konflikten und Kränkungen oftmals aber auch. Und auch Paare mit sehr belasteter Beziehung können ein stabiles und intensives Sexualeben genießen. Es bestehen signifikante Zusammenhänge zwischen partnerschaftlicher und sexueller Zufriedenheit, jedoch keine klaren Zusammenhänge zwischen allgemeiner Partnerschaftszufriedenheit und der Häufigkeit sexueller Aktivität (Sydow & Seiferth, 2015).

Im therapeutischen Kontext wird deutlich, dass sexuelle Probleme u.a. dann auftreten, wenn Konflikte aus anderen Lebensbereichen ungelöst schwelen: Streit im Alltag (z.B. Haushalt, Geld), schwerwiegende emotionale Verletzungen (z.B. durch Außenbeziehungen), Probleme mit der Bewältigung von Lebensumstellungen (z.B. Pensionierung, Auszug der Kinder). Oder in Folge von ernsten Erkrankungen oder bei Schüchternheit/Scheu, die eigenen sexuellen Bedürfnisse zu zeigen (Schnarch, 1997/2006; Sydow & Seiferth, 2015).

Mindestens zwei Drittel der sexuell aktiven Frauen genießen die Sexualität mit ihrem Partner und kommen dabei auch zum Orgasmus. Etwa ein Drittel der Ehefrauen erlebt Sexualität jedoch als unerfreulich. Bei den meisten älteren Paaren liegt die sexuelle Initiative beim Mann, das heißt, sexueller Kontakt wird nur oder meistens von ihm initiiert, die Frau verhält sich abwartend – doch ein beträchtlicher Teil, in manchen Studien die Hälfte, der älteren Männer zeigt keine sexuelle Initiative mehr. Meist wird *nicht* offen über die gemeinsame Sexualität gesprochen. Ein offener Austausch wie der Folgende ist die Ausnahme, nicht die Regel:

Eine 71-jährige Frau: „Ja, das [Sexualität], hat also praktisch bei uns aufgehört, weil mein Mann durch eine Erkrankung gar nicht mehr in der Lage war dazu. Und wir haben uns also deswegen noch mal unterhalten jetzt, und es fehlt uns beiden gar nicht mal so sehr.“ (zit. n. Sydow, 1994, 78)

Selbstverständlich muss die Beendigung der koitalen Aktivität nicht gleichbedeutend sein mit der Beendigung der gemeinsamen sexuellen Aktivität. Es gibt andere Formen des erotischen Kontaktes wie z.B. Küsse, Streicheln, Umarmungen, manuell-genitalen oder oral-genitalen Kontakt. Orientiert am *intercourse-or-nothing*-Prinzip scheinen jedoch fast alle Paare, die den Geschlechtsverkehr aufgeben, auch aufzuhören auf andere Weise intimen Körperkontakt zu pflegen (Sydow & Seiferth, 2015).

## Fallbeispiel

Zur Illustration der oft komplizierten sexuellen Situation älterer Menschen wird ein Fallbeispiel dargestellt: Eine 62-jährige verheiratete Frau äußerte sich in einem biographischen Interview widersprüchlich über ihre sexuellen Wünsche:

„Also, ich hätte nicht [mehr] das Verlangen jetzt mit ihm [= Ehemann] in's Bett zu gehen.“ („Worauf führen Sie das zurück?“) „Auf – ich führe es auf mein Alter zurück. Ich führe es darauf zurück, dass eben sich bei mir die ganzen Geschlechtsorgane doch zurückgebildet haben, dass keine Feuchtigkeit vorhanden ist, dass es [der Geschlechtsverkehr] mir weh tut. [...] – Ich hab' ein bisschen Angst davor – vor dem Wehtun. Vor der körperlichen Misslichkeit, die damit verbunden ist. [...] Es hängt mit Blasenentzündung auch zusammen. Ich sperre mich dann. – Ich weiß nicht, ob das jetzt behoben werden könnte – aber ich habe eigentlich auch kein Interesse mehr daran das beheben zu lassen. Ich denke [...] – 38 Jahre gedient – es langt! (lacht) – Es langt! (lacht)“ (zit. n. Sydow, 2009, 65).

Soweit könnte man denken, dass diese Frau ein 38-jähriges sexuelles Ehe-Martyrium hinter sich hat und nun froh ist dank Blasenproblemen und Koitus-Schmerzen endlich ihr Sexualeben beenden zu können. – Nur dass das nicht die ganze Wahrheit ist: Sie hat nämlich ihre ersten Ehejahre als glücklich und sexuell lustvoll beschrieben und sagte – auf die Wechseljahre angesprochen – Folgendes:

„Ja – in den letzten Jahren [hätte ich mir] schon ein bisschen mehr Vorspiel und – Geduld von Seiten meines Mannes [gewünscht], weil ich in den letzten Jahren nicht mehr – [...] so schnell drauf angesprungen bin. Wenn er sich da ein bisschen mehr die Zeit genommen hätte, wäre es vielleicht besser geworden. [...] Ich hab' es als junge Frau nicht vermisst, weil ich sowieso bereit war. – Aber in den kritischen Jahren hätte ich es wohl manches Mal haben können.“ („Also, Sie hätten sich gewünscht, dass ihr Mann mehr auch auf *Ihre* körperlichen und sexuellen Wünsche eingeht.“) „Ja. Ja. Ja. – Ja. Ja.“ („Haben Sie ihm das mal gesagt?“) „Nein. – Ich hab' gehofft, dass er von selbst drauf kommt.“ (zit. n. Sydow, 2009, 65)

Es wird deutlich, dass alles noch komplizierter ist: Eigentlich wollte (will?) sie schon, aber sie ist enttäuscht über das sexuelle Vorgehen ihres Mannes in den „kritischen

Jahren“, dem sie allerdings auch gar keinen Hinweis gegeben hat, dass er sich anders verhalten soll. (Das wiederum mag damit zusammenhängen, dass sie gleichzeitig eine schwere emotionale Enttäuschung durch ihren Mann erlitten hat, die sie ihm offenbar bis zum Zeitpunkt des Interviews nicht wieder verzeihen hatte.) Diese sexuelle Zurückhaltung findet sich oft bei älteren Frauen und Männern, die sich vielfach nicht trauen, ihrem Partner zu verraten, was sie sexuell wünschen, was sie nicht mögen oder welche Anpassungen nötig wären, um z.B. mit einer reduzierten Lubrikation und/oder Potenz weiter lustvoll sexuell aktiv zu sein.

## Prävention sexueller Probleme im Alter

Zur Prävention sexueller Probleme im mittleren und höheren Alter existieren fast keine Befunde. Das größte Problem aus weiblicher Sicht, die Partnerlosigkeit, die z.T. in Zusammenhang mit der geringeren männlichen Lebenserwartung steht, ließe sich durch eine verbesserte Gesundheitsvorsorge für Männer lindern. Gegen ein weiteres Problem, den *double standard of aging*, können Frauen einerseits versuchen, auf einen gesellschaftlichen Bewusstseinswandel einzuwirken – andererseits jedoch auch kosmetische Hilfen für ein möglichst jugendliches und attraktives Aussehen einsetzen (Sydow & Seiferth, 2015).

Weitere Ansatzpunkte für Prävention sind die psychische Gesundheit von Frauen und Männern, die Partnerschaftsqualität und -kommunikation. Dazu existieren Präventionsprogramme, die jedoch nur begrenzt wirksam sind. Am ehesten zu beeinflussen ist wahrscheinlich die Fähigkeit, über Sex zu sprechen. Eine Studie belegt, dass koital aktive ältere Frauen eine bessere vulvo-vaginale Gesundheit aufweisen, was von den Autorinnen im Sinne von „Wer rastet, der rostet“ gedeutet wird (allerdings kann, genau genommen, von einer Korrelation nicht auf eine Kausalität geschlossen werden) (Sydow, 1994; Sydow & Seiferth, 2015). Bewegung (*exercise*) hat einen eindeutig positiven Effekt auf den sexuellen Genuss von Frauen (Gerber, Johnson, Bunn & O'Brian, 2005), worüber Frauen aufgeklärt werden sollten.

Vielleicht am wichtigsten ist, dass alleinstehende Frauen (und Männer) versuchen, ihr Leben nicht vom Vorhandensein eines Partners abhängig machen, sondern andere soziale Beziehungen pflegen. Tatsächlich haben Single-Frauen eine ähnlich hohe Lebenserwartung und Lebenszufriedenheit wie verheiratete Frauen (Friedman & Martin, 2012). Unterstützende Beziehungen und Zärtlichkeit lassen sich auch außerhalb von Partnerschaft-

ten finden – aber Erotik und Sexualität können sich die meisten Frauen nur im Kontext von Partnerschaft oder zumindest Verliebtheit vorstellen.

## Was tun bei sexuellen Problemen?

### Bücher und Internet-Recherchen

Eine erste Hilfe bei sexuellen Problemen kann es sein, sich über Lektüre zu informieren, z.B. über Sexualität in Partnerschaften und Paartherapie (z.B. Clement, 2006; McCarthy & McCarthy, 2013; Schnarch, 1997/2006; Sydow & Seiferth, 2015), über weibliche Sexualität und Sexualstörungen (z.B. Gromus, 2005; Sydow, 1993), über männliche Sexualität und ihre Störungen (z.B. Fliegel & Veith, 2010; Zilbergeld, 2000), Sexualität im mittleren und höheren Alter (z.B. Butler & Lewis, 1996; Sydow, 1994), Sexualität und Erkrankungen (z.B. Buddeberg, 2005), und über Außenbeziehungen und Eifersucht (Jellouschek, 1997) oder auch mit Hilfe der „Anleitung zu sexueller Unzufriedenheit“ des österreichischen Kabarettisten Bernhard Ludwig (2008). Auch Recherchen auf (seriösen) Internet-Homepages ist zu empfehlen (s. Überblick bei Sydow & Seiferth, 2015).

### Das Gespräch mit Partner/in, Freunden/ Freundinnen und Ärzten/Ärztinnen

Es ist trivial, wird aber dennoch aus Scham- und Schuldgefühlen häufig vermieden: Wenn immer eine Frau (oder ein Mann) unter sexuellen Problemen leidet, ist es sinnvoll sich darüber mit anderen Bezugspersonen auszutauschen und einen Arzt oder eine Ärztin zu konsultieren.

Im Rahmen der Psychosomatischen Grundversorgung durch Hausärzte, Gynäkologen, Urologen und Andrologen ist es wesentlich, dass Ärzte ihren Patientinnen und Patienten Informationen geben über normale sexuelle Altersveränderungen, sexuelle Auswirkungen von Erkrankungen, Medikamenten und Operationen, und die Betroffenen darin bestärken, sich auf sexuelle Veränderungen einzustellen (z.B. verlängertes „Vorspiel“; Einsatz von Gleitcremes, gelegentliche Impotenz). Bei jeder ernstesten Allgemeinerkrankung sollten etwaige Auswirkungen auf die Sexualität mit der erkrankten Person und – sofern gewünscht – auch mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin besprochen werden.

Sexualität sollte vom Arzt routinemäßig bei der Anamneseerhebung und bei der Diskussion medizinischer Interventionen angesprochen werden – zwei Drittel aller

Patienten trauen sich nämlich nicht, von sich aus etwaige sexuelle Probleme anzusprechen (Sydow, 1994; Sydow & Seiferth, 2015). Nur 15–23% der älteren Frauen in Deutschland haben je mit einem Arzt über ihre sexuellen Probleme gesprochen (Moreira et al., 2005; Schultz-Zehden, 1998). In den USA haben einer Studie zufolge nur 4% der über 70-jährigen Frauen im Jahr vor der Befragung mit ihrem Arzt ein Gespräch über ihre sexuelle Funktion initiiert, nur 7% wurden dazu von ihrem Arzt befragt. Aber auch unter diesen durchschnittlich 81-jährigen wünschten sich noch 32% der Frauen (und 86% der Männer), dass ihre Ärzte/Ärztinnen entsprechende Gespräche initiieren würden (Smith, Mulhall, Devici, Monaghan & Reid, 2007).

### Organmedizinische und pharmakologische Interventionen

Zunächst muss abgeklärt werden, ob ein sexuelles Problem (bei Frau oder Mann) durch eine körperliche Erkrankung (mit-)verursacht wird. Bei Frauen sollten Koitus-Schmerzen und andere uro-genitale Probleme (z.B. Inkontinenz) medizinisch abgeklärt und behandelt werden.

Lokale oder systemische *Hormongaben* (Östrogen, oft kombiniert mit Progesteron) können in manchen Fällen hilfreich sein (besonders bei starken vulvovaginalen Problemen). Ihre Gabe muss in Hinblick auf Risiken und Nebenwirkungen abgewogen werden (Sydow & Seiferth, 2015). Das gilt auch für erektionsfördernde Medikamente wie Viagra, Levitra oder Cialis für Männer: die Medikamente sollten nur mit ärztlicher Verschreibung und in Absprache mit der Partnerin eingenommen werden, denn nicht alle Frauen sind froh über die neu stimulierte Potenz (Sydow & Seiferth, 2015). Bei motivierten Frauen aber scheint sich die Medikation des Partners auch positiv auf die eigenen sexuellen Reaktionen auszuwirken (Cayan, Bozlu, Canpolat & Akbay, 2004).

### Psychotherapie, Beratung und Selbsthilfe

Daneben sind Beratung, Psychotherapie und Selbsthilfe wesentlich. Einzelpersonen und Paare, die eine Einzel-/ Paarberatung oder -therapie wünschen, können sich an Pro Familia Beratungsstellen, städtische und kirchliche Paar- und Familienberatungsstellen, niedergelassene Paar- und Sexualtherapeuten oder an sexualtherapeutische Spezialambulanzen an einigen Universitätskliniken wenden (z.B. in Berlin, Hamburg).

Dabei ist wichtig zu wissen, dass nur die psychotherapeutische Behandlung von Störungen mit Krankheitswert (z.B. Vaginismus, Depressionen wegen einer Part-

nerschaftskrise) von den Krankenkassen übernommen wird, nicht aber die Behandlung anderer Probleme (z.B. Partnerschaftskrise, sexuelle Langeweile). Auch ist im ambulanten Bereich derzeit nur Einzel- und Gruppentherapie eine Kassenleistung. Im Rahmen einer Einzeltherapie kann der Partner oder die Partnerin zwar mit einbezogen werden in größeren Abständen – eine „richtige“ Paarberatung oder -therapie aber ist *keine* Kassenleistung. Während viele Paare und Einzelpersonen im jungen und mittleren Alter um Therapie wegen partnerschaftlicher und sexueller Probleme nachsuchen, ist die Nachfrage nach Einzel-, Gruppen oder Paartherapie bei über 60-Jährigen bisher noch weniger ausgeprägt. Doch älteren Menschen und Paaren mit sexuell-emotionalen Problemen und Konflikten kann Beratung und Psychotherapie ebenso helfen, wie jüngeren Menschen (Sydow, im Druck; Sydow & Seifert, 2015).

Eine weitere hilfreiche Option sind Selbsthilfegruppen (z.B. für Frauen in den Wechseljahren; Menschen mit spezifischen Erkrankungen bzw. ihre Angehörigen).

## Diskussion

Die koitale Aktivität nimmt mit zunehmendem Lebensalter durchschnittlich ab – das ist hauptsächlich ein Effekt des männlichen (und weiblichen) Gesundheitszustands, der Beziehungsdauer und des männlichen und weiblichen Lebensalters. Doch Frauen und Männer bleiben lebenslang erotische Lebewesen. Das sexuelle Interesse ist bei beiden Geschlechtern meist höher als die sexuelle und zärtliche Aktivität.

Sofern Probleme bestehen, so ist für Frauen das Fehlen eines Partners, für Männer die abnehmende Potenz und für beide Geschlechter ein Mangel an Zärtlichkeit und an sexuellem Kontakt (auch in Partnerschaften!) am häufigsten problematisch.

Sexuelle Probleme sind weit verbreitet, nicht nur bei älteren Menschen bzw. Paaren, sondern auch bei jüngeren und sogar auch bei Paaren, die sich ansonsten als glücklich und zufrieden einschätzen (Schindler, Hahlweg & Revenstorff, 1998). Insofern ist es ganz normal, gelegentlich auch mal sexuelle Probleme zu haben (z.B. nach einer ersten Erkrankung, nach der Pensionierung, während einer Lebens- oder Partnerschaftskrise) – bedenklich wird es jedoch dann, wenn sich diese Probleme über Monate oder gar Jahre hinziehen und die Betroffenen selbst gar nicht mehr herausfinden.

Frauen im mittleren und höheren Alter berichten seltener als jüngere Frauen und gleichaltrige Männer von sexuellen Funktionsstörungen, nur Lubrikationsstörungen treten bei älteren Frauen etwas häufiger auf

und diese stehen auch in Zusammenhang mit den hormonellen Umstellungen der Wechseljahre. Häufiger als andere Gruppen sind ältere Frauen alleinstehend, meist verwitwet, seltener geschieden (Brähler & Unger, 1994). Während manche Frauen gern alleine leben, so wünscht sich die Mehrheit doch einen Partner – was jedoch in Anbetracht des Männermangels und des „double standard of aging“ in den höheren Altersgruppen nicht immer so leicht zu realisieren ist. Insofern ist das häufigste sexuell-emotionale Problem reifer Frauen ein Mangel an zärtlichem und sexuellem Kontakt.

Bemerkenswert ist, dass ältere Menschen oft nur wenig wissen über die Sexualität Älterer, körperlich-sexuelle Altersveränderungen und mögliche Bewältigungsansätze. Bei ersten körperlichen Erkrankungen sollten deren sexuelle Auswirkungen mit den behandelnden Ärzten besprochen werden. Manche Ärzte/Ärztinnen versäumen das bei ihren Patienten/Patientinnen und manche Betroffene „trauen“ sich bedauerlicherweise nicht, entsprechende Fragen und Probleme von sich aus anzusprechen. Einzelne Frauen nehmen eine Erkrankung oder die Wechseljahre als Anlass eine unbefriedigende sexuelle Beziehung zu beenden. Hintergrund dafür sind meist „alte“ sexuelle Probleme, lange bestehende sexuelle Lustlosigkeit und/oder Partnerschaftsprobleme.

Entscheidend aber ist für Menschen jeden Alters der Mut, eigene Wünsche dem Partner gegenüber (oder einer Person gegenüber, die man gern kennen lernen möchte) zu zeigen – ohne diesen Mut schläft die Sexualität ein. Der US-amerikanische Paar- und Sexualtherapeut David Schnarch (2006) betont im Rahmen seines systemisch-integrativen Therapieansatzes die Bedeutung von „Differenzierung“. Darunter versteht er den Mut, sich (sexuell und nichtsexuell) zu zeigen, wie man ist, und auszuhalten, dass der Partner oder die Partnerin nicht unbedingt positiv darauf reagiert. Manche Menschen oder Paare benötigen Beratung oder Therapie um diesen Mut (wieder) zu wecken – andere finden manchmal spontan nach Jahren mit einer „eingeschlafenen“ Sexualität den Mut, sich zu zeigen.

Eine Frau Mitte 60, deren Mann sich wegen einer Lebererkrankung sexuell zurückzog, berichtet:

„In den ersten Jahren [der Krankheit] ist wenig zu merken [gewesen], aber danach doch. (schluckt) Ich hab's meinen Mann zunächst nicht spüren lassen, dass ich etwas [Sexualität] vermisste. – Und dann kam ein Punkt, wo er mal auf einer Reise sagte ‚Na ja, Alte‘. – Da hab' ich aber [geschrien] ‚So nicht!‘ Nicht, ich bin bereit, Dinge in Kauf zu nehmen, die nicht zu ändern sind, aber – das geht mir nicht so ohne weiteres so, nicht! Da war er ganz erschüttert drüber und sagte ‚Du hast mich's ja nie spüren lassen. Lass mich

das doch mal spüren, dass Du was möchtest‘. – Dann haben wir also noch glückliche Jahre gehabt. [...] Na ja, mein Mann merkte nicht, dass ich Bedürfnisse hatte und ich wollte ihn nicht in Bedrängnis bringen, nicht. Und es zeigte sich dann, dass meine Wünsche seine Möglichkeiten wieder weckten.“ (zit. n. Sydow, 1994, 26)

## Literatur

- Addis, I.B., van den Eeden, S.K., Wassel-Fyr, C.L., Vittinghoff, E., Brown, J.S., Thom, D.H., 2006. Reproductive Risk Factors for Incontinence Study at Kaiser Study Group. Sexual activity and function in middle-aged and older women. *Obstetrics & Gynecology* 107(4), 755–764.
- Beckman, N., Waern, M., Gustafson, D., Skoog, I., 2008. Secular trends in self reported sexual activity and satisfaction in Swedish 70 year olds: Cross sectional survey of four populations, 1971–2001. *BMJ* 337, a279. doi:10.1136/bmj.a279.
- Beutel, M.E., Ströbel-Richter, Y., Brähler, E., 2007. Sexual desire and sexual activity of men and women across their lifespans: Results from a representative German community survey. *BJU Int.* 101(1), 76–82.
- Brähler, E. & Unger, U., 1994. Sexuelle Aktivität im höheren Lebensalter im Kontext von Geschlecht, Familienstand und Persönlichkeitsaspekten – Ergebnisse einer repräsentativen Befragung. *Zeitschrift für Gerontologie* 27, 110–115.
- Bucher, T., Hornung, R., Gutzwiller, F., Buddeberg, C., 2001. Sexualität in der zweiten Lebenshälfte: Erste Ergebnisse einer Studie aus der deutschsprachigen Schweiz. In: Berberich, H., Brähler, E. (Hrsg.). *Sexualität und Partnerschaft in der zweiten Lebenshälfte*. Psychosozial Verlag, Gießen, 31–59.
- Buddeberg, C., 2005. *Sexualberatung: Eine Einführung für Ärzte, Psychotherapeuten und Familienberater*, 4. überarb. u. erw. Auflage. Enke, Stuttgart.
- Butler, R.N., Lewis, M.I., 1996. *Alte Liebe rostet nicht*. Hans Huber, Bern.
- Cayan, S., Bozlu, M., Canpolat, B., Akbay, E., 2004. The assessment of sexual functions in women with male partners complaining of erectile dysfunction: Does treatment of male sexual dysfunction improve the female partner's functions? *Journal of Sexual & Marital Therapy* 30(5), 333–341.
- Clement, U., 2006. *Guter Sex trotz Liebe*. Ullstein, Berlin.
- Fisher, W.A., Rosen, R.C., Eardly, I., Sand, M., Goldstein, I., 2005. Sexual experience of female partners of men with erectile dysfunction: the female experience of men's attitudes to life events and sexuality (FEMALES) study. *Journal of Sexual Medicine* 2(5), 675–684.
- Fliegel, S. & Veith, A. (2010). Was jeder Mann über Sexualität und sexuelle Probleme wissen will. Ein Ratgeber für Männer und ihre Partnerinnen. Hogrefe, Göttingen.
- Friedman, H., Martin, L., 2012. Die Long-Life-Formel. Die wahren Gründe für ein langes und glückliches Leben. Beltz, Weinheim.
- Gerber, J.R., Johnson, J.V., Bunn, J.Y., O'Brian, S.L., 2005. A longitudinal study of the effects of free testosterone and other psychological variables on sexual function during the natural traverse of menopause. *Fertility & Sterility* 83(3), 643–648.
- Statistisches Informationssystem GeroStat ([www.gerostat.de](http://www.gerostat.de)). Deutsches Zentrum für Altersfragen.
- Graziottin, A., 2007. Prevalence and evaluation of sexual health problems – HSDD in Europe. *Journal of Sexual Medicine* 4 (Suppl. 3), 211–219.
- Gromus, B., 2002. *Sexualstörungen der Frau*. Fortschritte der Psychotherapie 16. Hogrefe, Göttingen.
- Hartmann, U., Philippssohn, S., Heiser, K., Rüffer-Hesse, C., 2004. Low sexual desire in midlife and older women: Personality factors, psychosocial development, present sexuality. *Menopause* 11 (6 Pt 2), 726–740.
- Hayes, R., Dennerstein, L., 2005. The impact of aging on sexual function and sexual dysfunction in women: A review of population based studies. *Journal of Sexual Medicine* 2, 317–330.
- Howard, J.R., O'Neill, S., Travers, C., 2006. Factors affecting sexuality in older Australian women. *Climacteric* 9(5), 355–356.
- Jellouschek, H., 1997. „Warum hast du mir das angetan?“ Un-treue als Chance. Piper, München.
- Laan, E., van Lunsen, R.H.W., 1997. Hormones and sexuality in postmenopausal women: A psychophysiological study. *Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynecology* 18, 126–133.
- Lang, F.R., 1998. Einsamkeit, Zärtlichkeit und subjektive Zukunftsorientierung im Alter. *Zeitschrift für klinische Psychologie* 27 (2), 98–104.
- Laumann, E.O., Paik, A., Rosen, R.C., 1999. Sexual dysfunction in the United States: Prevalence and predictors. *JAMA* 281(6), 537–544.
- Laumann, E.O., Waite, L.J., 2008. Sexual dysfunction among older adults: Prevalence and risk factors from a nationally representative US probability sample of men and women 57–85 years of age. *Journal of Sexual Medicine* 5(10), 2300–2311.
- Leiblum, S.R., Koochaki, P.E., Rodenberg, C.A., Barton, I.P., Rosen, R.C., 2006. Hypoactive sexual desire in postmenopausal women: US results from the Women's International Study of Health and Sexuality (WISHeS). *Menopause* 13(1), 46–56.
- Lindau, S.T., Gavriloiva, N., 2010. Sex, health, and years of sexually active life gained due to good health: Evidence from two US population based cross sectional surveys of ageing. *BMJ* 340:c810.
- Lindau, S.T., Schumm, L.P., Laumann, E.O., Levinson, W., O'Muirheartaigh, C.A., Waite, L.J., 2007. A study of sexual health and health among older adults in the United States. *New England Journal of Medicine* 357(8), 762–774.
- Ludwig, B., 2008. *Anleitung zur sexuellen Unzufriedenheit*. Seminarkabarett-Comic von G. Payr und T. Jost. Goldmann, München.
- Masters, W.H., Johnson, V.E., 1966/1977. *Die sexuelle Reaktion*. Rowohlt, Reinbek.
- McCarthy, B., McCarthy, E., 2013. *Das Verlangen entfachen: Hilfen für Paare, die wenig oder keinen Sex haben*. Hans Huber, Bern.
- Moreira, E.D. Jr., Hartmann, U., Glasser, D.B., Gingell, C., GSSAB Investigators Group, 2005. A population survey of sexual activity, sexual dysfunction and associated help-seeking behaviour in middle-aged and older adults in Germany. *European Journal of Medical Research* 10(10), 434–443.
- Nicolosi, A., Buvat, J., Glasser, D.B., Hartmann, U., Laumann, E.O., Gingell, C., GSSAB Investigators Group, 2006. Sexual behaviour, sexual dysfunctions and related help seeking patterns in middle-aged and elderly Europeans: The global study of sexual attitudes and behaviours. *World Journal of Urology*

- 24(4), 423–428.
- Schindler, L., Hahlweg, K., Revenstorf, D., 1998. Partnerschafts-probleme: Diagnose und Therapie, 2. Aufl. Springer, Berlin/Heidelberg.
- Schnarch, D., 1997. *Passionate marriage: Love, sex, and intimacy in emotionally committed relationships*. Norton, New York. Deutsche Ausgabe, 2006: *Die Psychologie sexueller Leidenschaft*. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Schultz-Zehden, B., 1998. Sexuality in postmenopausal women. In: Nijs, P., Richter, D. (Eds.). *Advanced research in psychosomatic obstetrics and gynaecology*. Peeters Press, Leuven/Belgium, 65–89.
- Smith, L.J., Mulhall, J.P., Devici, S., Monaghan, N., Reid, M.C., 2007. Sex after seventy: A pilot study of sexual function in older persons. *Journal of Sexual Medicine* 4(5), 1247–1253.
- Sontag, S., 1977. The double standard of aging. In: Allmann, L.R., Jaffe, D.T. (Hg.). *Readings in adult psychology*. Harper & Row, New York, 258–294.
- Sydow, K. v., 1993. *Lebenslust. Weibliche Sexualität von der frühen Kindheit bis ins hohe Alter*. Huber, Bern.
- Sydow, K. v., 1994. *Die Lust auf Liebe bei älteren Menschen*, 2. Aufl. Ernst Reinhardt, München.
- Sydow, K. v., 1995. Unconventional sexual relationships: Data about German women ages 50 to 91 years. *Archives of Sexual Behavior* 24(3), 271–290.
- Sydow, K. v., 1996. Female sexuality and historical time: A comparison of sexual biographies of German women born between 1895 and 1936. *Archives of Sexual Behavior* 25(5), 473–493.
- Sydow, K. v., 2001. Sexuelle Probleme im höheren Lebensalter – die weibliche Perspektive. In: Berberich, H., Brähler, E. (Hrsg.). *Sexualität und Partnerschaft in der zweiten Lebenshälfte*. Psychosozial, Gießen, 87–103.
- Sydow, K. v., 2009. Sexuelle Probleme im höheren Lebensalter – die weibliche Perspektive. In: Brähler, E. (Hrsg.). *Sexualität und Partnerschaft im Alter*. Psychosozial, Gießen, 65–86.
- Sydow, K. v., 2011. Sexuelle Probleme und Störungen bei älteren Menschen. In: Hirsch, R.D., Bronisch, T., Sulz, S.K.D. (Hrsg.). *Das Alter birgt viele Chancen: Psychotherapie als Türöffner*. CIP-Medien, Oberhaching, 106–120.
- Sydow, K. v., 2013. Sexualität und Älterwerden. In: Schmidt, R.-B., Sielert, U. (Hg.). *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*, 2. erw. u. überarb. Aufl., Juventa, Weinheim/München, 408–422.
- Sydow, K. v., Seiferth, A., 2015. *Sexuelle Beziehungen*. Hogrefe, Göttingen.
- Sydow, K. v. (im Druck). *Systemische Therapie*. Reinhardt, München.
- Zilbergeld, B., 2000. *Die neue Sexualität der Männer: Was Sie schon immer über Männer, Sex und Lust wissen wollten*, 22. Aufl. Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie, Tübingen.

---

#### Autorin

Prof. Dr. phil. Kirsten von Sydow, Psychologische Hochschule Berlin (PHB), Am Köllnischen Park 2, D-10179 Berlin, [www.psychologische-hochschule.de](http://www.psychologische-hochschule.de), e-mail: [kirsten.von.sydow@psychologische-hochschule.de](mailto:kirsten.von.sydow@psychologische-hochschule.de)

---



**Sylka Scholz / Karl Lenz / Sabine Dreßler (Hg.)**

**In Liebe verbunden**

**Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern**

**von den 1950ern bis heute**

**transcript 2013**

**378 Seiten, kart. 29,80 €**

Trotz der Pluralisierung von Lebensformen gehören eine dauerhafte Liebe und die gemeinsame Elternschaft weiterhin zu den wichtigsten Lebenszielen. Um die vielfältigen Verunsicherungen, die mit dem sozialen Wandel einhergehen, zu überwinden und die Kontinuität ihrer Beziehungen zu sichern, greifen immer mehr Paare und Eltern auf Ratgeber zurück. Aber welche Leitbilder von Liebe, Zweierbeziehung, Elternschaft und Geschlecht vermitteln die Ratgeber?

Die Beiträge dieses Bandes untersuchen erstmals eine große Zahl von Beziehungs- und Erziehungsratgebern im Zeitvergleich und legen ihre jeweiligen kulturellen Legitimationsmuster offen.



**Schmidbauer, Wolfgang**  
**Das Rätsel der Erotik. Lust oder Bindung**  
Kreuz Verlag 2014, 224 Seiten, geb., 19,95 €

Liebesbeziehungen beginnen knisternd und voller Freude aneinander. Später werden viele von ihnen lauwarm, ja kalt. Muss das sein? Wolfgang Schmidbauer geht der Frage nach und kann einige der Rätsel lösen, die hinter dieser Verwandlung stehen: Es geht darum, Lust und Bindung zu versöhnen. „Das Reifen der Erotik wird zum Prüfstein für die Möglichkeiten eines Paares, Hindernisse gemeinsam zu überwinden und die verschiedenen Bestandteile der menschlichen Liebesbeziehungen – Zärtlichkeit, Bindung, Erotik und Sexualität – miteinander zu verbinden. Gelingt das nicht, droht der Rückzug in Spaltungsprozesse, in denen das Schwinden und Scheitern der sexuellen Begegnung dem Gegenüber zugeschrieben wird.“



**François Jullien**  
**Vom Intimen. Fern der lärmenden Liebe. Aus dem Französischen von Erwin Landrichter**  
Turia + Kant 2015, 221 Seiten, br., 26,00 €

Mit dem Begriff des »Intimen« versucht Jullien eine Form der Liebe in den Blick zu bekommen, die sich erst im vergangenen Jahrhundert erschlossen hat und immer noch unscharfe Konturen aufweist. Das laute »Ich liebe dich« macht aus der Leidenschaft ein Ereignis, das sich schon bald verschleifen wird und zuvor noch nach einer Erklärung verlangt. Der diskrete Verlauf des Intimen bringt hingegen in aller Stille die Grenze zwischen dem Anderen und einem selber zu Fall, lässt aus einem gleichgültigen Außen in ein gemeinsam geteiltes Inneres kippen, lebt unerschöpflich von den Kleinigkeiten des Alltags und kann als Prinzip einer neuen Moral dienen.



**Karin Flaake**  
**Neue Mütter – neue Väter. Eine empirische Studie zu veränderten Geschlechterbeziehungen in Familien**  
Psychosozial-Verlag 2014, 312 Seiten, br., 29,90 €

Trotz Aufklärung und Emanzipation stellt sich in vielen Familien mit der Geburt des ersten Kindes ein »Traditionalisierungsschub« ein – die Frau bleibt zu Hause, der Mann verdient das Geld. Gemeinsam für Kinder, Hausarbeit und Einkünfte zuständig zu sein, ist eine Herausforderung für Eltern. Dennoch profitieren oft sowohl die Eltern als auch die Kinder davon. Wie verändern sich Geschlechterbilder dadurch? Wie sehen typische Konflikte in der Paarbeziehung und in der Familie aus? Wie sehen typische Konflikte in der Paarbeziehung und in der Familie aus?



**Torsten Linke**  
**Sexualität und Familie**  
**Möglichkeiten sexueller Bildung im Rahmen erzieherischer Hilfen**  
Psychosozial-Verlag 2015, 109 Seiten, br., 16,90 €

Obwohl sexuelle Themen ein wichtiger Bestandteil der sozialpädagogischen Familienberatung und der Kinder- und Jugendhilfe sind, gibt es nur wenige Veröffentlichungen zum Thema. Auch in der konkreten Praxis der Sozialen Arbeit sind theoretische Konzepte für sexuelle Bildung und Beratung ungenügend verankert. Dieser Lücke wendet sich der vorliegende Band zu: Ausgehend von der Studie »Partner 4« zu Jugendsexualität liefert er nicht nur allgemeine Anregungen für die Beratungspraxis, sondern unterbreitet auch Vorschläge für Konzepte, die den diversen und komplexen Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen Rechnung tragen. Der Fokus liegt dabei auf der Sozialisationsinstanz Familie.

# „Du träumst von ihnen“ – Das Projekt *Primäre Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche* (PPJ)

Klaus M. Beier, Umut C. Oezdemir, Eliza Schlinzig, Laura F. Kuhle, Franz Henkel, Elena Hupp, Andreas Peter, Anna Groll & Tobias Hellenschmidt

## „Just dreaming of them“ – the Project *Primary Prevention of Child Sexual Abuse by Juveniles* (PPJ)

### Abstract

The Berlin *Primary Prevention Project of Child Sexual Abuse by Juveniles* (PPJ) offers diagnostical and therapeutic help to 12- to 18-year-old juveniles who are sexually attracted to children and who are seeking help without being mandated to do so. The primary goal of the project is to prevent the initial or continued sexual abuse of children, and the first or repeated use of sexually abusive images of children, by developing the juvenile's ability to control his behavior. A pilot study tested the interest of parents/legal guardians and juveniles themselves in preventive behavior therapy. After receiving positive feedback, the main phase of the study was begun in November 2014. The following article discusses the origin of the PPJ, the first results of the pilot study and the starting point of the main study. Juveniles who have approached the project up to now will be characterized. The article demonstrates the necessity of collaboration of sexual medicine and child/adolescent psychiatry.

**Keywords:** Juvenile, Adolescent, Prevention, Sexual preference, Child sexual abuse, Child abusive images, Child pornography, Paedophilia, Pedophilia

### Zusammenfassung

Das Projekt *Primäre Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche* (PPJ) hat zum Ziel, Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema ein diagnostisches und therapeutisches Hilfsangebot zu unterbreiten. Primär wird angestrebt, durch das Erlernen von Verhaltenskontrolle einen erstmaligen oder erneuten sexuellen Kindesmissbrauch sowie die erstmalige oder erneute Nutzung von Missbrauchsabbildungen zu verhindern. Im Rahmen einer Pilotphase wurde überprüft, ob Erziehungsberechtigte und/oder Jugendliche freiwillig

präventive Hilfsangebote aufsuchen und bereit sind, eine Therapie zur Verhaltenskontrolle aufzunehmen. Nach positiven Rückmeldungen begann im November 2014 die Hauptphase des Projekts. Zur Darstellung gelangen die Entstehung des Präventionsansatzes für Jugendliche, die Ergebnisse der Pilotphase und die Ausgangssituation beim Start der Hauptphase. In dem Zusammenhang werden die bislang hilfeschuchenden Jugendlichen dargestellt und die Notwendigkeit einer Kooperation von Sexualmedizin und Kinder- und Jugendpsychiatrie verdeutlicht.

**Schlüsselwörter:** Jugendliche, Prävention, sexuell, sexuelle Präferenz, Präferenzbesonderheit, sexueller Missbrauch, Missbrauchsabbildungen, Kinderpornografie, sexuelle Übergriffe, Pädophilie

Der sexuelle Missbrauch und die sexuelle Viktimisierung von Kindern durch das Herunterladen, den Besitz und/oder die Verbreitung von Missbrauchsabbildungen stellen ein international gravierendes Problem dar. Eine in 19 Ländern durchgeführte retrospektive Befragung an Erwachsenen zeigte, dass im Durchschnitt 20% der Frauen und 10% der Männer in ihrer Kindheit sexuell missbraucht wurden (Finkelhor, 1994). In einer weiteren repräsentativen Befragung von US-amerikanischen Kindern im Alter zwischen 2 und 17 Jahren gab jedes zwölfte Kind an, im Erhebungszeitraum von einem Jahr mindestens einmal sexuell viktimisiert worden zu sein (Finkelhor et al., 2005).

Die erste repräsentative Untersuchung in der deutschen Allgemeinbevölkerung zur Prävalenz sexueller Übergriffe im Kindes- und Jugendalter (Wetzels, 1997) ergab, dass 8.6% der Mädchen und 2.8% der Jungen bis zum 16. Lebensjahr Opfer eines sexuellen Übergriffs mit direktem Körperkontakt durch einen erwachsenen Täter wurden. Außerdem wurde ersichtlich, dass zusätzliche negative Entwicklungsbedingungen (hohe innerfamiliäre Konflikthaftigkeit, wenig positive elterliche Zuwendung sowie viele negative elterliche Reaktionen) die Wahrscheinlichkeit erhöhen, in der Kindheit Opfer einer sexuellen Traumatisierung zu werden. Dieser Zusammenhang

zeigte sich auch für Kinder und Jugendliche, die Opfer eines extrafamiliären sexuellen Übergriffes durch einen justizbekannten Täter geworden sind. Aktuellere, ebenfalls repräsentative Untersuchungen in Deutschland zeigen z.T. niedrigere (vgl. Stadler et al., 2011) oder höhere (vgl. Häuser et al., 2011) Prävalenzraten, wobei es einen Zusammenhang mit der Altersverteilung der untersuchten Stichprobe zu geben scheint: Die Prävalenzraten steigen, wenn man die untersuchte Altersgruppe weiter fasst. Dies spricht dafür, dass sich die Opfer sexueller Übergriffe erst mit zunehmendem Alter anderen Menschen anvertrauen und ohnehin nur selten eine Strafanzeige vornehmen. Eine aktuelle umfangreiche Metaanalyse auf Basis 331 weltweiter Stichproben mit knapp 11 Millionen einbezogenen Probanden schätzt zusammenfassend die Prävalenz für das Erleben eines sexuellen Missbrauchs bis zum 18. Lebensjahr auf 18% bei Mädchen und auf 7.6% bei Jungen (Stoltenborgh et al., 2011).

Den repräsentativen Befragungen an der Allgemeinbevölkerung steht die offizielle Erfassung des sexuellen Missbrauchs von Kindern gegenüber. So wurden im Jahr 2013 in Deutschland laut polizeilicher Kriminalstatistik 12 437 angezeigte Fälle des sexuellen Kindesmissbrauchs nach §176, 176a und 176b Strafgesetzbuch (StGB) erfasst (Bundeskriminalamt, 2014). Diese im sog. *Hellfeld* registrierten Fälle stellen aber lediglich die „Spitze des Eisberges“ dar. Die überwiegende Mehrheit sexueller Missbrauchshandlungen geschieht im Verborgenen, wird nie angezeigt, daher von Justiz- und Strafverfolgungsbehörden nicht verzeichnet und ist folglich in keiner offiziellen Kriminalstatistik aufgeführt (vgl. Beier et al., 2005). Kriminologisch spricht man vom *Dunkelfeld*.

Auch hinsichtlich der Verbreitung „kinderpornografischer Materialien“, also der bildlichen Darstellung des sexuellen Missbrauchs an Kindern, lässt sich ein Anstieg feststellen. Der Begriff *Kinderpornografie* ist aus fachlicher Sicht ungeeignet, denn er impliziert, dass die abgebildeten Kinder als einwilligungsfähige ‚Pornodarsteller‘ agieren, so dass der Ausdruck das missbrauchsabbildende Material aufgrund der Verharmlosung der Situation trivialisiert (vgl. Beier, Konrad et al., 2009; Wolak et al., 2005). Die Bezeichnung *Missbrauchsabbildungen von Kindern* gibt die Wirklichkeit angemessener wieder (vgl. Gillespie, 2005; Taylor & Quayle, 2003).

Entscheidenden Anteil an einer zunehmenden Verbreitung dieser Missbrauchsabbildungen dürfte die wachsende Etablierung des Internets gehabt haben (vgl. Carr, 2004). Es gibt einzelne Nutzer von Missbrauchsabbildungen, die über eine Million Fotos auf ihren Rechnern gesammelt haben (vgl. Carr, 2004). Schätzungen zufolge werden täglich etwa 200 neue Missbrauchsabbildungen von Kindern online gestellt (Maalla, 2009). Aber auch hier sind nicht alle Nutzer oder Produzenten der Missbrauchsabbil-

dungen justizbekannt. Im Jahr 2013 wurden beispielsweise insgesamt 4 144 angezeigte Fälle des „Besitzes und der Verschaffung von Kinderpornografie“ nach §184b StGB in der polizeilichen Kriminalstatistik Deutschlands verzeichnet (Bundeskriminalamt, 2014), während im selben Jahr auf 13 182 Internetseiten Missbrauchsabbildungen gefunden wurden (IWF, 2013). Obwohl sich die polizeiliche Kriminalstatistik nur auf Deutschland bezieht, ist auch hier – analog zum sexuellen Kindesmissbrauch – von einer hohen Dunkelziffer auszugehen.

Über die Notwendigkeit präventiver Maßnahmen besteht in Anbetracht der Tatsache, dass sexuelle Missbrauchserfahrungen in der Kindheit und Jugend mit einer Vielzahl unmittelbarer sowie langfristiger Probleme psychischer, sozialer, physischer und/oder behavioraler Art assoziiert werden können, keinerlei Zweifel (vgl. u.a. Görgen et al., 2010; Maniglio, 2009). Die Entwicklung präventiver Angebote setzt allerdings die Kenntnis zugrundeliegender Faktoren voraus, welche mit dem Begehen eines sexuellen Kindesmissbrauchs und/oder der regelmäßigen Nutzung von Missbrauchsabbildungen assoziiert werden können. Als bedeutsamer Risikofaktor wurde empirisch wiederholt das Vorliegen einer Pädophilie im Sinne einer sexuellen Ansprechbarkeit durch den prä- und/oder peripubertären Körper identifiziert (vgl. Hanson & Bussière, 1998; Hanson & Morton-Bourgon, 2004; Seto et al., 2006).

## Pädophilie und sexueller Missbrauch von Kindern

Das international gültige Klassifikationssystem ICD-10 der *World Health Organization* beschreibt unter dem Diagnoseschlüssel F65.4 die Pädophilie als sexuelle Präferenz für das prä- oder frühpubertäre Kind (Dilling et al., 2011). Das von der *American Psychiatric Association* (APA) 2013 herausgegebene Diagnostische und Statistische Manual DSM-5<sup>®</sup> grenzt das sexuell präferierte Körperschema bei einer pädophilen Störung auf „[...] intensive sexuell erregende Fantasien, sexuell dranghafte Bedürfnisse oder Verhaltensweisen, [...] mit einem präpubertären Kind oder Kindern [...]“ ein (APA, 2015, 959). Davon abgrenzbar ist aus sexualmedizinischer Sicht die *Hebephilie* im Sinne einer sexuellen Ansprechbarkeit auf das frühpubertäre Körperschema von Kindern, also solchen, die gerade in die Pubertät kommen. Eine hebephile Präferenzbesonderheit ist weder im DSM-5 noch in der ICD-10 eigenständig erfassbar, was ihre diagnostische Zuordenbarkeit für Kliniker erschwert, weshalb verschiedentlich diesbezüglich Änderungsvorschläge eingebracht wurden (vgl. Beier et al., 2013; Blanchard et al., 2009).

Die genaue Prävalenz der pädophilen Störung ist in der Allgemeinbevölkerung unbekannt. Schätzungen zufolge erfüllen 1–5% der männlichen Allgemeinbevölkerung die diagnostischen Kriterien einer pädophilen Störung (vgl. Seto, 2008). Das Auftreten bei Frauen stellt nach aktuellem wissenschaftlichen Kenntnisstand eine Seltenheit dar (vgl. Beier et al., 2005).

Entgegen medialer und gesellschaftlicher Tendenzen ist *nicht jeder sexuelle Kindesmissbrauch durch eine pädophile Präferenzstruktur motiviert*. Die Differenzierung zwischen der *sexuellen Neigung* (Pädophilie) und dem *sexuellen Verhalten* (sexueller Kindesmissbrauch) ist entscheidend, denn nicht alle Männer mit einer pädophilen Sexualpräferenz missbrauchen Kinder sexuell und/oder nutzen Missbrauchsabbildungen. Einige sind sehr wohl dazu in der Lage, ihre sexuellen Wünsche und Impulse auf die Fantasieebene zu beschränken (Fagan et al., 2002). Des Weiteren zeigt sich, dass in etwa nur 50% der Männer im Hellfeld, die ein Kind sexuell missbrauchten, eine pädophile Präferenz aufwiesen (vgl. Seto, 2008).

Es ist daher vielmehr zwischen *Ersatz-* und *Präferenztättern* zu differenzieren (vgl. Beier et al., 2005). Bei Präferenztätern resultiert das Ausleben der sexuellen Fantasien aus der „[...] sexuellen Ansprechbarkeit für den vor- oder peripubertären Körper [...]“ (Beier, Konrad et al., 2010, 366); es handelt sich um eine paraphil motivierte Tat (vgl. Beier et al., 2005). Bei Ersatztätern kann das Begehen eines sexuellen Kindesmissbrauchs daraus resultieren, dass eine ursprünglich erwünschte Beziehung zu einem altersentsprechenden Partner mit einem erwachsenen Körperschema nicht adäquat umgesetzt werden konnte, beispielsweise aufgrund einer Persönlichkeitsstörung (vgl. Beier et al., 2005). Beier (1998) konnte darüber hinaus zeigen, dass Präferenztäter Rückfallquoten von 50–80% aufwiesen, während Täter ohne diagnostizierbare Präferenzbesonderheiten in nur 10–30% der Fälle erneut sexuell übergriffen wurden.

## Möglichkeiten der verursacherbezogenen Prävention sexueller Traumatisierung von Kindern

Die Differenzierung von Präferenz- und Nicht-Präferenztätern ist für prognostische und therapeutische Fragestellungen von maßgeblicher Relevanz. Aber diese Differenzierung spielt auch eine Rolle für Fragen der verursacherbezogenen primären Prävention sexuellen Missbrauchs von Kindern und der Nutzung von Missbrauchsabbildungen.

Hervorzuheben ist in dem Zusammenhang, dass sich die sexuelle Bedürfnisstruktur eines Menschen in ihren

individuellen Kennzeichen (von normkonform bis paraphil) im Jugendalter erstmalig manifestiert und nach derzeitigem wissenschaftlichen Kenntnisstand dann für das weitere Leben nicht mehr kategorial verändert werden kann. Das heißt, dass beispielsweise eine Orientierung auf das männliche Geschlecht nicht in eine Orientierung auf das weibliche Geschlecht umgewandelt werden oder eine fetischistische Neigung nicht gelöscht werden kann usw. (vgl. hierzu z.B. Seto, 2012; Spitzer, 2012). Dies ist auch für die Pädophilie anzunehmen – und bislang gibt es keine überzeugenden Hinweise dafür, vom Gegenteil ausgehen zu können. In einer kürzlich vorgelegten Studie zur Stabilität der sexuellen Präferenz von pädophilen Männern (Müller et al., 2014) mittels phallometrischer Messungen im Verlauf bei  $N = 43$  Studienteilnehmern kamen die Autoren zu dem Schluss, dass es zu Veränderungen über die Zeit gekommen sei (durchschnittlich 50 Monate zwischen 2 Messungen). Diese Studie wurde aber auf Grund methodischer Schwächen (z.B. Nichterfassung der Messfehlervarianz, Einteilung der Vergleichsgruppen anhand der Ausprägung auf der abhängigen Variable, signifikant unterschiedlicher Ausgangsniveaus in der pädophilen Erregung der beiden Gruppen, eines hohen Anteils an Hellfeldtätern) von verschiedenen Autoren erheblich kritisiert. Dabei wurde unter anderem betont, dass die gefundenen Effekte lediglich Messfehler des als sehr schwach bewerteten Studiendesigns darstellten (vgl. Bailey, 2014; Cantor, 2014; Lalumière, 2015). In einer Analyse der Selbstauskünfte von Teilnehmern des Berliner *Präventionsprojekts Dunkelfeld* zu verschiedenen Befragungszeitpunkten (3 Messzeitpunkte mit durchschnittlich 1 bis 2 Jahren Abstand) ließen sich keine signifikanten Änderungen der sexuellen Präferenzen feststellen (Grundmann et al., 2015). Unstrittig aber ist, dass sich niemand seine sexuelle Präferenz aussucht und diese folglich nicht das Ergebnis einer bewussten Entscheidung ist.

Als eine erste Vorbedingung für eine wirksame Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch gilt es zu akzeptieren, dass die menschliche Sexualität durch ein großes Spektrum von Erscheinungsformen gekennzeichnet ist, welche – in unveränderbarer Weise – vom Durchschnitt abweichende sexuelle Ausrichtungen aufweisen kann. Als zweite Vorbedingung ist die Einstellung zu fordern, sexuellen Minoritäten nicht die Aufnahme in die menschliche Gemeinschaft zu verweigern, weil sie eine besondere sexuelle Neigung haben, die eben als solche keiner moralischen Bewertung unterliegen darf.

Die Wirklichkeit sieht allerdings ganz anders aus: Ein Betroffener, bei dem eine pädophile Präferenzbesonderheit besteht, kennt die damit verknüpften Fantasien und Impulse seit dem Jugendalter. Dies ist mit starken inneren Konflikten verbunden, weil damit zugleich die Empfindung verbunden ist „anders zu sein, als die anderen“ und

damit sozial ausgegrenzt werden zu können. Diese Ängste bestehen bereits sehr stark bei Menschen mit einer gleichgeschlechtlichen Orientierung. Sie bestehen noch stärker bei pädophilen Betroffenen, da die Verwirklichung einer intimen Beziehung mit dem begehrten Partner (Kind) bei einem verantwortlichen Umgang mit der Neigung nicht nur nie möglich sein wird, sondern den Betroffenen klar ist, dass sie sozial ausgegrenzt werden würden, wenn andere Menschen allein über ihre Neigung Bescheid wüssten, auch wenn sie nie eine strafbare Handlung begehen würden. In einer Fußgängerbefragung von Jahnke, Imhoff und Hoyer (2015) wünschten sich 40% einen verhaltensabstinenten Pädophilen ins Gefängnis und 10% vertraten die Auffassung, dass dieser besser tot sein sollte. Befragte Pädophile schätzten den Anteil der Bevölkerung, der diese Antworten geben würde, doppelt so hoch ein (Jahnke, Imhoff & Hoyer, 2015).

Unabhängig von seiner sexuellen Präferenz trägt jeder Mensch die Verantwortung für sein – sexuelles – Verhalten. Dies bekommt dann eine besondere Bedeutung, wenn – möglicherweise ausschließlich – durch die Realisierung der Sexualpräferenz andere Personen zu Schaden kommen können, wie dies bei der Pädophilie der Fall wäre. Demzufolge tragen Betroffene mit einer sexuellen Präferenz für das prä- oder peripubertäre Kind die lebenslange Verantwortung, auf die Umsetzung ihrer sexuellen Impulse und Fantasien zu verzichten. Auch wenn jegliche moralische Bewertung einer sexuellen Präferenzausrichtung entfällt, müssen Individuen, die eine potenziell fremdgefährdende sexuelle Präferenz (wie die Pädophilie) auf der Verhaltensebene ausleben, zur Verantwortung gezogen werden.

Während also das hauptsächliche Therapieziel bei pädophilen Männern lautet, ein Leben lang auf einen sexuellen Kontakt zu einem Kind verzichten zu müssen, ist bei nicht-paraphil motivierten Tätern die grundlegende Intention, die eigentlich gewünschten Sexualkontakte mit erwachsenen Individuen realisieren zu können. Von prognostischer Bedeutung ist diese Unterscheidung aufgrund der in den bereits zitierten Studien ermittelten erhöhten Rückfallwahrscheinlichkeit bei Präferenztätern (vgl. Beier, 1998; Hanson & Morton-Bourgon, 2004; Seto et al., 2006).

Mit dem Hinblick auf präventive Behandlungsangebote, die sich an potentielle Missbrauchstäter wenden, scheint es damit offensichtlich, dass der Fokus auf pädophile Individuen als effektivste Präventivstrategie anzusehen ist (vgl. Beier et al., 2006).

## Pädophilie – Therapeutische Versorgungssituation in Deutschland

Der dargestellte Behandlungsbedarf für Betroffene mit einer pädophilen Sexualpräferenz mit dem Ziel der Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch und/oder der Nutzung von Missbrauchsabbildungen steht in einem nicht unerheblichen Kontrast zur realen Versorgungssituation in Deutschland, u.a. auch aufgrund einer fehlenden Behandlungsbereitschaft professioneller Helfer.

Jahnke, Philipp und Hoyer (2015) befragten Psychotherapeuten in Ausbildung (PiAs) zu Menschen mit pädophilen Neigungen als potentielle Patienten. Fast 20% der PiAs glaubten, dass ein dominierendes sexuelles Interesse an Kindern zwangsläufig zu einem sexuellen Kindesmissbrauchs führe und knapp 10% waren sich unsicher, ob sie jemanden mit einer pädophilen Präferenz, der noch nie sexuell übergriffig gewesen ist, einen Therapieplatz anbieten würden. Einem bereits übergriffig gewesenen pädophilen Individuum würden nur 38% der Befragten einen Therapieplatz offerieren (Jahnke, Philipp & Hoyer, 2015). Stiels-Glenn (2010) berichtet nach einer Umfrage an psychologischen bzw. ärztlichen Vertragspsychotherapeuten aus dem Jahr 2008, dass 94% der 86 Befragten nicht bereit seien, mit Patienten mit einer diagnostizierten Pädophilie zu arbeiten. In Hessen waren von 232 befragten Psychotherapiepraxen nur 6 bereit, Therapieplätze für Menschen mit einer diagnostizierten Pädophilie anzubieten (Uwis & Althaus, 2008); in Stuttgart fanden sich nur drei behandlungsbereite Psychotherapeuten (Brand, 2006). Die dargestellten Ergebnisse lassen sich dahingehend zusammenfassen, dass es an therapeutischen Plätzen für Menschen mit einer pädophilen Präferenz mangelt.

## Das Präventionsprojekt Dunkelfeld

Im Jahre 2004 wurde am Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin der Charité Berlin das *Präventionsprojekt Dunkelfeld* (PPD) in Berlin ins Leben gerufen. Hintergrund war zum einen das Wissen über die Manifestationsformen und den Verlauf der pädophilen Sexualpräferenz (große Stabilität der Ausrichtung, hohe Rückfälligkeit; vgl. Beier, 1998). Zudem zeigten die klinischen Erfahrungen am Institut seit dessen Gründung im Jahr 1996, dass dort immer wieder eigenmotivierte Patienten vorstellig wurden, weil sie unter sexuellen Fantasien be-

zogen auf Kinder litten und befürchteten, erstmalig oder erneut sexuelle Übergriffe auf Kinder zu begehen (vgl. Beier et al., 2009). Auch der eben beschriebene Mangel an fachgerechten therapeutischen Angeboten, der mutmaßlich auch darauf beruht, dass die Diagnostik und Behandlung sexueller Präferenzbesonderheiten nicht Gegenstand der Facharzt- oder Psychotherapeutenausbildung ist, trug zu der Projektidee bei.

Das PPD richtet sich an potenzielle und reale Dunkelfeldtäter mit einer pädophilen und/oder hebephilen Sexualpräferenz. Ziel ist es, durch therapeutische Interventionen das Risiko eines erstmaligen oder fortgesetzten sexuellen Missbrauchs von Kindern und/oder der erstmaligen oder fortgesetzten Nutzung von Missbrauchsabildungen zu verringern (Beier et al., 2009). Der 2011 gegründete Netzwerkverbund *Kein-Täter-Werden* beinhaltet neben Berlin neun weitere PPD-Standorte (Stand: 31.03.2015), die sich mit der Zugehörigkeit zum Netzwerk einem gemeinsamen diagnostischen und therapeutischen Standard verpflichtet haben. Ab Mai 2015 kommt mit Mainz der elfte Standort hinzu. Grundlegend für die therapeutische Arbeit ist eine wertfreie Haltung, da eine mögliche soziale Ausgrenzung eine der größten Ängste der Betroffenen darstellt.

Eine Voraussetzung zur Teilnahme am PPD ist ein Mindestalter von 18 Jahren. Nunmehr zeigten sich allerdings in zehn Jahren klinischer Erfahrung am Berliner Standort, dass sich die Mehrheit der im Rahmen des PPDs vorstellig gewordenen pädophilen Erwachsenen bereits im Jugendalter ihrer sexuellen Präferenz bewusst waren und sich frühzeitig therapeutische Unterstützung gewünscht hätten. Ein hoher Anteil gab darüber hinaus an, bereits im Jugendalter sexuelle Übergriffe auf Kinder begangen zu haben.

Der letzte Aspekt bestätigt sich u.a. in der polizeilichen Kriminalstatistik: Kinder (in Deutschland als Individuen unter 14 Jahren definiert) und Jugendliche (Personen zwischen 14 und 18 Jahren) stellten 2013 knapp ein Viertel der Tatverdächtigen beim sexuellem Kindesmissbrauch nach §176 StGB dar: von 9.232 ermittelten Tatverdächtigen waren 7.6% unter 14 Jahren und 18.2% zwischen 14 und 18 Jahre alt (Bundeskriminalamt, 2014; Jugendschutzgesetz, 2002). Beim Strafbestand des Besitzes und der Verbreitung kinderpornografischer Materialien (§184b, StGB) bildeten Kinder und Jugendliche im Jahr 2013 knapp 7% der Tatverdächtigen: von 3.958 ermittelten Tatverdächtigen waren 1.5% unter 14 Jahren und 5.3% zwischen 14 und 18 Jahre alt (Bundeskriminalamt, 2014). Auch hier ist davon auszugehen, dass ein Großteil der sexuellen Übergriffe durch Jugendliche im Dunkelfeld stattfindet. Nicht zuletzt, weil eine Realisierung von auf Kinder gerichteten sexuellen Bedürfnissen für Jugendliche aufgrund der geringeren Altersdifferenz

zum Opfer leichter umzusetzen ist und die Mitteilung der kindlichen Opfer an Dritte über die erlebte Traumatisierung häufig unterbleibt. Erst mit zunehmendem Alter steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Opfer über ihre Erlebnisse berichten (vgl. McElvaney, 2013).

Weitere Übereinstimmung zu dem im PPD gewonnenen klinischen Eindruck findet sich auch in der einschlägigen empirischen Fachliteratur. In diversen Studien gaben zwischen 30% und 50% der Täter, die Kinder sexuell missbrauchten, an, dass ihnen ihr sexuelles Interesse an Kindern bereits seit der Pubertät bewusst gewesen sei (vgl. Abel et al., 1987; Elliott et al., 1995; Marshall et al., 1991). Darüber hinaus konnte gezeigt werden, dass zwischen 40% und 60% der erwachsenen Sexualstraftäter bereits in ihrer Kindheit und Jugend Auffälligkeiten in ihrer sexuellen Entwicklung und/oder sexuell grenzverletzendes Verhalten gezeigt hatten (vgl. Abel et al., 1993; Longo & Groth, 1983). Beispielsweise gaben von  $N = 129$  befragten erwachsenen Sexualstraftätern 29% an, dass sie schon vor dem 20. Lebensjahr sexuell deviante Fantasien hatten (Marshall et al., 1991). In einer anderen Studie gaben von  $N = 91$  Männern mit pädophiler Präferenz 34% an, jünger als 16 Jahre alt gewesen zu sein, als sie sich zum ersten Mal sexuell zu Kindern hingezogen gefühlt hätten. Ebenso viele Männer derselben Stichprobe begangen ihren ersten sexuellen Übergriff im Jugendalter (Elliott et al., 1995). In der bereits zitierten Studie von Abel und Kollegen (1987) an 561 Befragten war der jüngste Täter 13 Jahre alt. Diese exemplarisch herangezogenen Studien zeigen deutlich die bereits im Jugendalter gegebene Behandlungsnotwendigkeit.

## Das Präventionsprojekt für Jugendliche (PPJ) – Die Pilotphase

Die dargestellten klinischen Erfahrungen und ihre empirische Evidenz führten dazu, dass von Juli bis Dezember 2013 am Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin der Charité Berlin die Pilotstudie des PPJ realisiert wurde. Diese Pilotstudie wurde finanziert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ).

In die Pilotphase eingeschlossen wurden  $N = 16$  männliche Jugendliche. Von diesen waren zum Zeitpunkt des Erstgesprächs  $n = 11$  jünger als 18 Jahre. Tabelle 1 gibt Auskunft dazu, über wen die Jugendlichen am Institut vorstellig wurden und welches sexuell grenzverletzende Verhalten zum Zeitpunkt der Erstvorstellung bereits gezeigt wurde.

Tabelle 1: Angabe der Kontaktaufnahme und deliktrelevanten Charakteristik der Jugendlichen aus der Pilotphase des PPJs (N = 16).

	<i>n</i>	%
<b>Vorstellung beim PPJ erfolgte über:</b>		
(Leibliche/Stief-) Eltern	5	31
Betreuer/Einrichtungen der Jugendhilfe	4	25
Gerichte	3	19
Jugendämter	2	13
Psychotherapeuten	1	6
Aus Eigenmotivation heraus	1	6
<b>Sexuell grenzverletzendes Verhalten in der Vorgeschichte:</b>		
Sexuelle Übergriffe auf Kinder	10	63
Nutzung von Missbrauchsabbildungen	5	31
Verhaltensauffälligkeiten ohne Fremdgefährdung	1	6

Wie aus Tabelle 1 zu erkennen ist, waren fast alle Jugendlichen gegenüber Kindern bereits sexuell übergriffig geworden oder hatten Missbrauchsabbildungen genutzt. Dabei ist zu betonen, dass 75% dieser Vorfälle im Dunkelfeld stattfanden.

Bei  $n = 14$  Jugendlichen konnte eine sexuelle Präferenzbesonderheit festgestellt werden, bei  $n = 13$  davon für das kindliche Körperschema. Bei einigen Jugendlichen wurden Hinweise auf eine polyparaphile Präferenz ermittelt mit komorbiden Paraphilien aus dem sadistisch-masochistischen und fetischistischen Formenkreis. Darüber hinaus zeigten  $n = 7$  Jugendliche komorbide psychiatrische Störungen. Von diesen sieben Jugendlichen wurden  $n = 3$  Jugendliche mit einer vordiagnostizierten hyperkinetischen Störung vorstellig. Weitere Komorbiditäten umfassten verschiedene Spektren der psychischen Störungen: Zwangsstörung, geistige Behinderung, Lernbehinderung, Entwicklungsstörungen, Störungen sozialer Funktionen und Autismus. Entsprechend ergaben sich therapeutisch unterschiedliche Notwendigkeiten. Ein Jugendlicher wurde in Einzeltherapie aufgenommen und fünf Jugendliche erhielten eine sexualmedizinische Behandlung bei paralleler Psychotherapie. Bei sechs Jugendlichen wurde die extern stattfindende psychotherapeutische Behandlung durch eine sexualmedizinische Diagnostik und Beratung unterstützt. Bei zwei Jugendlichen war eine Medikation mit einem Opioid-Antagonisten (Naltrexon) bzw. einem GnRH-Agonisten (Triptorelin) indiziert<sup>1</sup>; letzterer hatte bei Beginn der medikamentösen Begleittherapie das 18. Lebensjahr vollendet. Vier Jugendliche konnten trotz eines unterbreiteten Therapie- und Behandlungsangebotes nicht am Projekt angebunden werden.

Die hohe Anzahl komorbider psychiatrischer Störungen in der dargestellten Stichprobe der Pilotphase

spiegelte zugehörige empirische Ergebnisse wieder (vgl. u.a. van Wijk et al., 2007). Das Vorliegen jugendpsychiatrischer Komorbiditäten muss in der Behandlung besonders berücksichtigt werden und entsprechenden Leitlinien folgen. Dies hat bereits bei Initiierung der Pilotstudie zu der Entscheidung geführt, das Projekt in Kooperation mit der *Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik* des Vivantes Klinikums im Friedrichshain durchzuführen. Eine sorgfältige kinder- und jugendpsychiatrische Diagnostik ist insbesondere erforderlich, um den Entwicklungsaspekten der jugendlichen Projektinteressenten ausreichend Rechnung zu tragen. Dazu gehört auch eine adäquate Einbindung der Angehörigen bzw. der im Einzelfall involvierten Einrichtungen. Letztlich bietet die Kooperation auch die Möglichkeit bei entsprechender Indikation eine stationäre Unterbringung zu gewährleisten. Das Projekt vereint damit sowohl sexualmedizinische als auch kinder- und jugendpsychiatrische Expertise.

Zusammenfassend konnten aus der Pilotphase folgende Erkenntnisse gewonnen werden: die Zielgruppe der 12- bis 18-jährigen Jugendlichen mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema ist existent. Bereits im Jugendalter kann die sexuelle Präferenz über die Exploration der Begleitfantasien bei der Masturbation ermittelt werden. Die große Mehrheit der vorstellig gewordenen Jugendlichen zeigte bereits sexuell grenzverletzendes Verhalten und das zudem hauptsächlich im Dunkelfeld. Allerdings erfolgte die Vorstellung beim Projekt bisher vorrangig über erwachsene Erziehungs- und Sorgeberechtigte.

## Weiterentwicklung des PPJ und Beginn der Hauptphase

Primäres Ziel des PPJ ist es, Kinder und Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema in ihrer Verhaltenskontrolle zu schulen und zu stärken, um damit sexuell grenzverletzendes Verhalten zu verhindern. Etabliert werden soll ein zielgerichtetes präventives diagnostisches und therapeutisches Versorgungsangebot: Einerseits, um abzuklären, ob sich eine sexuelle Präferenzausrichtung für das kindliche Körperschema abzeichnet und andererseits, um betroffenen Jugendlichen möglichst früh in ihrer Entwicklung Unterstützung bei der Bewältigung und Kontrolle ihrer auf Kinder bezogenen sexuellen Impulse anzubieten. Durch das Vorliegen einer sexuellen Präferenz für das vorpubertäre Körperschema als Risikofaktor für eine sexuelle Viktimisierung von Kindern (vgl. Beier, 1998; Hanson & Morton-Bourgon, 2004; Seto et al., 2006) und durch die klinische Erfahrung im PPD ist eine logische Konsequenz frühestmöglich präventive Hilfe anzubieten.

## Entwicklung einer Medienkampagne

In der Pilotphase fiel auf, dass betroffene Jugendliche nur im Einzelfall eigenmotiviert vorstellig wurden. Es ist aber zu erwarten, dass eine höhere Eigenmotivation mit einem ausgeprägten Problembewusstsein und einer daher höheren Behandlungsbereitschaft einhergeht. Deshalb war es wichtig, eine auf die Zielgruppe zugeschnittene Medienkampagne zu entwerfen. Ziel dieser Medienkampagne ist, betroffene Jugendliche – möglichst bereits vor einem sexuellen Übergriff – anzusprechen und eine freiwillige Vorstellung beim PPJ zu initiieren, um den Nachweis der primärpräventiven Erreichbarkeit potenzieller jugendlicher Täter zu erbringen.

Bei der Entwicklung der Kampagne wurde das PPJ durch die Medienagentur *Scholz & Friends* unterstützt, die bereits die vielfach prämierte Werbekampagne für das PPD erarbeitete. Den wesentlichen Kernpunkt der Kampagne stellen die Fantasien der Jugendlichen dar, über die sie für eine Projektteilnahme erreicht werden sollen, da sexuell grenzverletzendes Verhalten auch unabhängig von einer Präferenzbesonderheit auftreten kann. Um die Kampagne möglichst zielgruppengerecht zu formulieren, wurde u.a. auch ein Interview mit einem erwachsenen Betroffenen geführt, in dem fokussiert wurde, in welchem Alter er seine Präferenz bewusst wahrgenommen hat, wie er auf das PPD aufmerksam wurde und unter welchen Voraussetzungen er sich als Jugendlicher professionelle Hilfe gesucht hätte.

Resultate einer anschließenden kreativen Vorbereitungszeit seitens der Agentur waren verschiedene Plakentwürfe, aus denen das Projektteam zwei Motive auswählte, die wiederum zwei Gruppen von Jugendlichen in einem sog. „Pre-Test“ zur Evaluation vorgelegt wurden. Die erste Gruppe bildeten fünf Jugendliche aus der Pilotphase des PPJ, bei denen eine Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema anzunehmen war. Die zweite Gruppe bestand aus fünf Jugendlichen des gleichen Altersspektrums (15–16 Jahre) aus einem Fußballverein. Ziel dieser „Pre-Tests“ war es, die Spontanreaktionen der beiden Gruppen auf die Motive zu evaluieren und das Verständnis der Kernbotschaft zu überprüfen.

Dazu führte eine Mitarbeiterin der Medienagentur in Anwesenheit eines/r Projektmitarbeiters/in eine standardisierte Befragung der Jugendlichen durch. Mehrheitlich wurde von den Jugendlichen ein ikonografisches Design bevorzugt, das in Anlehnung an sog. „Emojis“ gestaltet wurde und einer aktuell weit verbreiteten Darstellungsart in den neuen Medien entspricht. Trotz der Verschiedenheit der beiden Gruppen konnte diese Motivart als zielführend identifiziert werden. Insbesondere die betroffenen Jugendlichen äußerten sich einstimmig, dass sie sich angesprochen fühlten und die Motive ihre Situation widerspiegeln. Diese Form der Werbung würde ihnen im Gedächtnis bleiben. Entscheidend war die Rückmeldung, dass die betroffenen Jugendlichen sich motiviert gefühlt hätten, selbstständig beim Projekt vorstellig zu werden. Beide Gruppen berichteten, dass sie einem betroffenen Freund von den Motiven berichten würden. Entsprechend diesen Rückmeldungen fiel die Entscheidung für die Auswahl des Motivpaares „Dinosaurier/Teddybär“ (siehe Abb. 1), so dass ein Motiv für gegengeschlechtlich und ein Motiv für gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche konzipiert wurden.

Das PPJ setzt darauf, die betroffene jugendliche Zielgruppe in ihrer alltäglichen Erlebniswelt anzusprechen: dem Internet. Über eine multimedial sowie audiovisuell gestaltete Internetseite ([www.du-traeumst-von-ihnen.de](http://www.du-traeumst-von-ihnen.de)) soll der Zugang zur Zielgruppe aufgebaut und Vertrauen geschaffen werden. Auch erwachsene Bezugspersonen können über eine Art Elternbutton erste Informationen und Kontaktmöglichkeiten erhalten. Aufgrund bereits gestellter Anfragen aus dem Ausland (von Projektinteressenten wie auch Fachpersonal) können Informationen auch über eine englisch-sprachige Website eingeholt werden ([www.just-dreaming-of-them.org](http://www.just-dreaming-of-them.org)).

Vor dem Hintergrund, dass Jugendliche ein von der Erwachsenenwelt zum Teil erheblich abweichendes Mediennutzungsverhalten und Medienrezeptionsverhalten auszeichnet, ist davon auszugehen, dass diese sich eher von bewegten Bildern als von klassischen Plakaten ansprechen lassen. Daher wurde zusätzlich ein Projektspot



Abb. 1: Das Motivpaar „Dinosaurier/Teddybär“ der Medienkampagne des PPJ

entwickelt. Um eine entsprechende Kohärenz zu gewährleisten, wurde auch der Spot ikonografisch gehalten und in Anlehnung an die Plakatsmotive gestaltet (s. Abb. 2). Die Idee eines Werbespots beruht auch auf Erfahrungen im Projekt *Kein-Täter-werden* (PPD), welches mit zwei Spots in der Öffentlichkeit vertreten ist und dafür durchgängig positive Rückmeldung erfährt. Im Übrigen ließ sich im PPD feststellen, dass Klienten zunehmend über die Projektsports aufmerksam und daraufhin am Institut vorstellig werden. Diese Wirkung soll auch für das PPJ erreicht werden, insbesondere durch eine Verbreitung des Spots im Internet.

Abb. 2: Screenshots des deutschen PPJ-Projektsports. Zu den einzelnen Frames wird folgender Text gesprochen: „Gestern warst du noch ein Kind. Doch irgendwann hat Dein Körper angefangen, sich zu verändern. Und mit ihm Deine Gefühle. Erwachsenwerden ist für niemanden leicht. Für Dich ist es vielleicht besonders schwer. Deine Freunde verlieben sich in Stars oder das Mädchen aus der Parallelklasse. Doch Du stehst auf Kinder. Du bist der einzige, der weiß, wie es in Dir aussieht. Aber das heißt nicht, dass niemand Dir helfen kann. Bei uns findest Du Hilfe. Kostenlos und unter Schweigepflicht.“

## Beginn der Hauptstudie und Vorgehensweise im Projekt

Im Anschluss an die dargestellten Vorarbeiten zur Entwicklung einer wirksamen Werbekampagne wurde am 5. November 2014 im Rahmen einer Pressekonferenz das Präventionsprojekt für Jugendliche offiziell vorgestellt. Am gleichen Tag wurden die Projekt-Homepage und -Hotline freigeschaltet. Finanziell wird die Hauptstudie für insgesamt drei Jahre vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) bis März 2017 gefördert. Zur fachlichen, juristischen und allgemeinen Unterstützung des PPJ wurde ein wissenschaftlicher Beirat<sup>2</sup> einberufen. Dieser Beirat dient der Evaluation der Projektarbeit, der Beratung der Projektmitarbeiter und Entscheidungsträger sowie der einzelfallbezogenen juristischen und kinder- und jugendpsychiatrischen Beratung/Supervision. Zusätzlich erfüllt der wissenschaftliche Beirat eine Multiplikatorfunktion zwischen dem Projekt und Institutionen des Kinder- und Jugendschutzes, Opferverbänden sowie dem Jugendamt und institutionellen Einrichtungen.



Abb. 2: Screenshots des deutschen PPJ-Projektspots. Zu den einzelnen Frames wird folgender Text gesprochen: „Gestern warst du noch ein Kind. Doch irgendwann hat Dein Körper angefangen, sich zu verändern. Und mit ihm Deine Gefühle. Erwachsenwerden ist für niemanden leicht. Für Dich ist es vielleicht besonders schwer. Deine Freunde verlieben sich in Stars oder das Mädchen aus der Parallelklasse. Doch Du stehst auf Kinder. Du bist der einzige, der weiß, wie es in Dir aussieht. Aber das heißt nicht, dass niemand Dir helfen kann. Bei uns findest Du Hilfe. Kostenlos und unter Schweigepflicht.“

Freiwillig hilfesuchende Jugendliche und/oder ihre erziehungs- bzw. sorgeberechtigten Bezugspersonen können telefonisch sowie via E-Mail Kontakt zum PPJ aufnehmen. Bei einem erfolgten Erstkontakt wird eine persönliche Identifikationsnummer (PIN) vergeben, um die Vertraulichkeit zu gewährleisten. Alle zu dem Jugendlichen erhobenen Daten werden unter dieser PIN geführt. Beim Erstkontakt werden je nach Auskunftsbereitschaft der Grund der Kontaktaufnahme, das Alter und Geschlecht des Projektinteressenten, bereits erfolgtes sexuell grenzverletzendes Verhalten (sexueller Kindesmissbrauch und/oder Nutzung von Missbrauchsabbildungen) sowie der aktuelle Justizstatus einschließlich möglicher vorliegender Anzeigen oder Strafverfahren bzw. Auflagen aufgrund einschlägiger Delikte exploriert. Im Anschluss erfolgt die Einladung zu einem Erstgespräch mit dem Jugendlichen und – je nach Möglichkeit – den Eltern bzw. Erziehungs-/Sorgeberechtigten.

## Eingangsdagnostik

Bei diesem circa zweistündigen Erstgespräch werden nach einer kurzen einführenden Erläuterung der Projektkriterien und der Vorgehensweise mit beiden Parteien getrennte Gespräche durchgeführt, um das Anrecht auf Schweigepflicht des Projektinteressenten zu gewährleisten.

Die Erstdiagnostik im Projekt umfasst neben den anamnестischen Gesprächen eine ausführliche psychologische und sexualmedizinische Testbatterie, um die sexuelle Präferenz und das sexuelle Verhalten, eventuell vorhandene sexuelle Übergriffe bzw. die Nutzung von Missbrauchsabbildungen sowie mögliche psychiatrische Komorbiditäten zu erfassen. Der Schwerpunkt liegt auf der diagnostischen Erhebung dieser Informationen durch Angaben des Projektinteressenten. Zusätzlich werden auch fremdanamnестische Informationen über die Eltern bzw. Bezugspersonen

eingeholt. Nach diesem Erstgespräch bearbeitet der Explo- rateur den *CASCAP-D* (Döpfner et al., 1999), ein psycho- pathologisches Befundsystem zur Erfassung der wichtigs- ten Merkmale psychischer Erkrankungen. Darüber hinaus wird zur Erfassung etwaig bestehender psychiatrischer Kom- orbiditäten der *Kinder-DIPS* (Unnewehr et al., 2009) ein- gesetzt. Bei begründetem Verdacht auf eine nicht-sexuelle psychische Störung erfolgt eine störungsspezifische Diag- nostik in der Kinder- und Jugendpsychiatrie des Vivantes Klinikums im Friedrichshain.

Ein im Rahmen des Projekts entwickelter Fragebogen für die Eltern oder Bezugspersonen erfasst fremdanam- nestisch u.a. soziodemografische Angaben, die somatische und psychiatrische Vorgeschichte des projektinteressier- ten Jugendlichen bzw. etwaige Auffälligkeiten in der Her- kunftsfamilie, (früh-)kindliche Verhaltensauffälligkeiten des Jugendlichen, die aktuelle familiäre Situation, das Me- diennutzungsverhalten und die sexuelle Anamnese des Jugendlichen. Ebenfalls eingesetzt wird die *Child Beha- vior Checklist/4-18 (CBCL/4-18; Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist, 1998a)*, um eine Einschätzung der Eltern oder Bezugspersonen hinsichtlich der aktuellen Kompetenzen und Probleme ihrer Kinder zu erhalten.

Die Testdiagnostik ist – abgesehen von den bisher ge- nannten Verfahren – mehrheitlich auf den Jugendlichen ausgerichtet. Um die kognitive Leistungsfähigkeit des Ju- gendlichen zu erfassen, wird in der Regel die *Wechsler In- telligence Scale (WISC-IV; Petermann & Petermann, 2011)* eingesetzt. Im Falle mangelhafter Kenntnisse der deutschen Sprache oder wenn der Jugendliche älter als 17 Jahre ist, wird zur Erfassung der kognitiven Leistungsfähigkeit der revidier- te *Culture-Fair-Test (CFT 20-R; Weiß, 2006)* eingesetzt. Zur Erfassung der relativen Ausprägung von Persönlichkeits- stilen des Jugendlichen wird das *Persönlichkeits-Stil- und Störungs-Inventar (PSSI, Kuhl & Kazén, 2009)* genutzt. Zur Selbsteinschätzung der aktuellen Probleme und Verhaltens- auffälligkeiten wird darüber hinaus der *Youth Self Report (YSR, Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist, 1998b)* eingesetzt. Dieser Fragebogen stellt das Pendant zur oben beschriebenen *CBCL* dar. Der Einsatz beider Verfah- ren ermöglicht den Vergleich der Selbst- und Fremdein- schätzung aktueller Probleme des Jugendlichen.

Weitere, für das Projekt eigens entwickelte Fragebö- gen dienen der selbstanamnestischen Erfassung der sozio- demografischen Angaben und des Mediennutzungsver- haltens des Jugendlichen. Sie beinhalten eine (zusätzlich zur Exploration erfolgende) schriftliche Sexualanamnese und erheben Informationen über das bisherige sexu- ell grenzverletzende Verhalten, einschließlich sexueller Übergriffe sowie der Nutzung von Missbrauchsabbildun- gen. Abschließend wird vom Jugendlichen das *Adolescent Sexual Abuser Project (ASAP; Schmelzle & Egli-Alge, 2008)* bearbeitet, eine Zusammenstellung von Fragebögen

für die systematische und standardisierte Beurteilung se- xuell grenzverletzender Jugendlicher, die wichtige Aspekte sozialer Funktionen sowie deliktbezogener Einstellungen erfasst und einen prä-/post-Vergleich relevanter Risiko- faktoren für sexuell delinquentes Verhalten ermöglicht.

## Therapeutische Vorgehensweise und Rahmenbedingungen

In das PPJ können Jugendliche aufgenommen werden, welche die dafür relevanten Kriterien erfüllen, die in Ta- belle 2 zusammenfassend dargestellt werden.

Eine besondere Rahmenbedingung des PPJ, auf die in diesem Zusammenhang kurz eingegangen werden soll, ist die in Deutschland vorherrschende Schweigepflicht für Ärzte und Psychologen (§203 Verletzung von Privat- geheimnissen, StGB). Diese schützt die Angaben der Pro- jektteilnehmer über begangene Missbrauchshandlungen, aufgrund der Voraussetzung, dass sie nicht unter einer gerichtlichen Auflage stehen dürfen (siehe Tabelle 2). Da- mit bietet die in Deutschland vorherrschende Rechtslage einen äußerst günstigen Ausgangspunkt zur erfolgreichen Durchführung präventiver therapeutischer Maßnahmen zur Verhinderung von (erneutem) sexuellem Kindes- missbrauch sowie der (wiederholten) Nutzung von Miss- brauchsabbildungen. Die in vielen Ländern – besonders des angloamerikanischen Sprachraums – geltenden Mel- depflichten („mandatory reporting“) für Therapeuten, wenn ihnen von Patienten begangene Missbrauchsdelikte bekannt werden, ist für primärpräventive Bemühungen sehr hinderlich. Und auch bei drohender Kindeswohlge- fährdung bietet die Nutzung einer Befugnisnorm – wie sie im deutschen Kinderschutzgesetz vorgehalten wird – die sinnvollere Vorgehensweise.

Sollte ein Jugendlicher seine Bereitschaft zur Teilnah- me am diagnostischen Prozess und/oder seine Einwilli- gung zu therapeutischen Maßnahmen davon abhängig machen, dass die Eltern nicht informiert werden, wird im Einzelfall abzuwägen sein, ob man die Hilfestellung dem Jugendlichen tatsächlich versagen sollte, insbeson- dere vor dem Hintergrund, dass es sich um einen sehr persönlichen Bereich handelt. Die Rechtsprechung (z.B. BGH 29, 33, 36ff) und die vorherrschende Meinung in der einschlägigen Fachliteratur verlangen die „konkrete Einsichts- und Urteilsfähigkeit“ des Zustimmenden als Voraussetzung für die Wirksamkeit der Einwilligung, die im Allgemeinen ungefähr ab dem 16. Lebensjahr an- genommen werden kann (vgl. Schroth, 2010). Im Zwei- felsfall schiene daher aus therapeutischer und ärztlicher Sicht geboten, Jugendliche ab einem Alter von 16 Jahren

Tabelle 2: Ein- und Ausschlusskriterien des PPJ

Einschlusskriterien	Ausschlusskriterien
Alter: zwischen 12 und 18 Jahren	Alter: über 18 Jahre
Freiwillige Zustimmung zur Teilnahme seitens des Patienten und der Erziehungsberechtigten	Fehlendes Einverständnis zur Teilnahme seitens des Patienten oder der Erziehungsberechtigten
Sexuell auffälliges Verhalten und/oder Fantasien, die auf eine Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema (i.S. einer Pädophilie) schließen lassen	Jugendliche, bei denen <i>keine</i> Hinweise auf eine Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema vorliegen oder bei denen andere behandlungsbedürftige psychiatrische Auffälligkeiten im Vordergrund stehen
	Aktueller Hellfeldstatus: laufendes Ermittlungs- oder Strafverfahren wegen sexueller Übergriffe

auch ohne Einwilligung der Eltern zu unterstützen und sie in das Präventionsprojekt zu integrieren. Gleichwohl wäre auch in diesen Fällen aus therapeutischen Gründen eine Einbeziehung der Eltern anzustreben.

Kommt es zu einem Therapieangebot, erfolgt eine körperliche Untersuchung des Jugendlichen zur Feststellung des Entwicklungsalters gemäß der Tanner-Stadien. Die Therapiestruktur im Projekt stellt eine Adaption der *Berliner Dissexualitätstherapie (BEDIT)* dar, um den speziellen Bedürfnissen von Jugendlichen mit sexuellen Präferenzbesonderheiten unter Berücksichtigung möglicher jugendpsychiatrischer Komorbiditäten gerecht zu werden. Adressiert werden der betroffene Jugendliche selbst, als auch die im therapeutischen Prozess involvierten Bezugspersonen. Da sich die Jugendlichen oft noch in ihrem familiären System befinden bzw. einen engen Kontakt zu ihren Familien pflegen, muss neben der getrennten Arbeit mit dem Jugendlichen und dessen Familienangehörigen auch das Familiensystem als Ganzes in den Fokus gerückt werden. Neben der Vermittlung von Wissen über die Präferenzbesonderheit und über Sexualität im Allgemeinen soll nämlich ein Verständnis und die Akzeptanz für die Präferenzbesonderheit für alle am therapeutischen Prozess Beteiligten erarbeitet werden, so dass eine Verantwortungsübernahme resultiert.

Primäre Therapieziele für die Jugendlichen sind die Akzeptanz und Annahme der aktuell auftretenden sexuellen Bedürfnisse und Fantasien in sein Selbstbild sowie die Etablierung der Verhaltenskontrolle zur Verhinderung einer erstmaligen oder fortgeführten sexuellen Viktimisierung von Kindern. Eine Heilung, im Sinne einer Löschung der auf Kinder bezogenen sexuellen Impulse, wird nicht in Aussicht gestellt, da dies nach bisherigem Wissensstand nicht möglich ist (vgl. Beier et al., 2005; Seto, 2009). Die projektbegleitende Forschung wird zeigen, inwiefern sich diese Annahme der Unveränderlichkeit der sexuellen Prä-

ferenzstruktur im Jugendalter empirisch bestätigen lässt. Vielmehr soll erlernt werden, individuelle Risikofaktoren zu erkennen und erfolgreich zu bewältigen, sodass es zu keinem fremdschädigenden Verhalten kommt. Für die Arbeit mit den Bezugspersonen steht im Vordergrund, die familiäre Funktionsfähigkeit zu erhöhen und familiäre kognitive Verzerrungen zu modifizieren, um dem Jugendlichen unterstützend zur Seite stehen zu können und eine soziale Isolation zu vermeiden.

Die therapeutische Struktur ist modular aufgebaut und besteht aus konstitutiven sowie fakultativen Therapieinhalten. Während mit allen jugendlichen Patienten die konstitutiven Therapiemodule durchlaufen werden, werden bei individuellem Bedarf ergänzend fakultative Therapiemodule bearbeitet (s. Abb. 3 und 4). Maßgeblich für den Erfolg der Therapie ist der Aufbau und Erhalt einer vertrauensvollen und tragfähigen Patienten-Therapeut-Beziehung.

### Fallbeispiel: Patient A. A.

Der 14 Jahre und drei Monate alte Gymnasiast A. A. stellte sich im PPJ in Begleitung seiner Eltern vor. Die aus einem anderen Bundesland angereiste Familie sei zuvor bei einer wohnortnahen niedergelassenen Psychotherapeutin gewesen. Da sich die Therapeutin mit dem Thema überfordert gefühlt habe, sei die Familie an einen Standort des PPD verwiesen worden und dieser habe die Familie nach Berlin zum PPJ weitergeleitet.

Vorstellig wurde die Familie, weil eines Morgens die Polizei die Wohnung der Familie durchsucht und alle PCs und internetfähigen Mobiltelefone konfisziert habe. Da primär der Kindsvater und der vorstellige Jugendliche unter Tatverdacht gestanden hätten, habe Patient A. A. alles zugegeben. Da er zum Tatzeitpunkt das 14. Lebens-

<b>Psychoedukation</b>
• Sexualstruktur, sexuelle Präferenz, sexuelle Übergriffe
<b>Ressourcenaktivierung</b>
• Aufdecken & stärken von Selbstwirksamkeit/Selbstwerterleben
<b>Deliktrelevante Fantasien</b>
• Klassifikation, Wahrnehmungsschulung/Triggeranalyse, Kontrolle, etc.
<b>Tatprävention/Rückfallprophylaxe</b>
• Risikoentwicklungen frühzeitig erkennen, Verhaltenskonsequenzen antizipieren, wirksame Copingstrategien entwickeln, <i>safety plan</i>
<b>Bezugspersonenstunden</b>
• Verstehen & annehmen, Erziehungskompetenz erhöhen, Einbindung in den <i>safety plan</i>

Abb. 3: Konstitutive Therapiemodule des PPJ, die mit allen jugendlichen Patienten durchlaufen werden

<b>Sexualerziehung</b>
• Sexuelles Wissen, sexuelle Werte hinterfragen
<b>Kognitive Umstrukturierung</b>
• Kriminogene Verzerrungen, sexuelle Mythen
<b>Deliktrekonstruktion</b>
• Einsicht in die Deliktdynamik (Tatanalyse)
<b>Soziale Fertigkeiten</b>
• Beziehungsgestaltung (Grenzen/Bedürfnisse), Konfliktbewältigung, Opferempathie
<b>Emotionale Fertigkeiten</b>
• Impulskontrolle, Emotionswahrnehmung und -regulation
<b>Komorbide psychiatrische Störungen</b>
• Leitliniengerechte Behandlung
<b>Pharmakologische Behandlung</b>
• Adjuvant

Abb. 4: Fakultative Therapiemodule des PPJ, die im Bedarfsfall mit jugendlichen Patienten durchlaufen werden

jahr noch nicht vollendet hatte (§19 StGB), wurde von der Einleitung eines Ermittlungsverfahrens nach §152 Abs. 2, StPO abgesehen, obwohl strafrechtlich relevante Abbildungen auf seinem Rechner gefunden wurden.

Während der Sexualanamnese erwähnte A. A., dass er Masturbationsfantasien mit hauptsächlich präpubertären Mädchen (Tanner-Stadium I) habe. Nach seiner Ejakularche und Masturbarche im Alter von 13 Jahren habe er begonnen zu FKK-Fotos von vorpubertären Mädchen und vorpubertären Jungen zu onanieren. Er wisse, dass es unzählige pornografische Video- und Bildmaterialien mit erwachsenen Frauen und Männern gäbe, aber diese würden ihn nicht interessieren. Er habe gezielt nach Bildmaterialien von nackten Mädchen und Jungen vor der

Pubertät gesucht, weil diese ihn erregen würden. Etwa ein halbes Jahr später sei die familiäre Wohnung von der Polizei gestürmt worden. Seine aktuelle Masturbationsfrequenz liege bei ein- bis zweimal am Tag und er denke dabei an die Aufnahmen der präpubertären Kinder, suche aber aktiv keine Fotos mehr im Internet, um nicht straffällig zu werden.

Die seit 2000 verheirateten Kindseltern seien von der Situation überrascht und betroffen. Nach eigenen Angaben seien aber sowohl Kindsmutter (44) als auch Kindsvater (47) bereit, dem Patienten alle mögliche Hilfe zukommen zu lassen und ihm beizustehen. A. A. ist das ältere von zwei Kindern (eine drei Jahre jüngere Schwester). In beiden Fällen handelte es sich um eine kompli-

Tabelle 3: Erstkontakt zum PPJ der Stichprobe zum Stichtag am 31.03.2015 (N = 28)

	n	%
<b>Erstkontakt initiiert durch:</b>		
Eigenmotivierte Jugendliche E-Mail	2	7.1
Eigenmotivierte Jugendliche Hotline	2	7.1
Leibliche/Stief-/Pflegeeltern	9	32.2
Betreuer/-innen	5	17.9
Psychologen/-innen	5	17.9
Lehrer/-innen	2	7.1
Jugendeinrichtungen/Jugendamt	3	10.7

kationslose Spontangeburt. Außer einer leichten Allergie lagen beim Patienten keine somatischen oder psychiatrischen Erkrankungen vor. Sein derzeitiges Entwicklungsstadium schätzt der Jugendliche als Tanner IV ein. Die Beziehung der Geschwister sei untereinander nicht so eng. Auch in seiner Schulklasse ziehe sich der Gymnasiast immer mehr zurück.

Als Therapiewunsch formulierte A. A. ein konkretes Ziel: Er wolle zu keinem Zeitpunkt in seinem Leben übergriffig werden und suche deshalb Hilfe.

## Aktueller Projektstatus und erste Ergebnisse

Der im Folgenden dargestellte aktuelle Projektstatus bezieht sich auf den Stichtag am 31.03.2015. In den 18 Wochen der Hauptprojektphase seit November 2014 (ausschließlich der Weihnachtsferien) gab es 28 Projektanfragen mit einem wöchentlichen Durchschnitt von 2 neuen Projektinteressenten. Tabelle 3 gibt darüber Auskunft, von wem der Erstkontakt zum Projekt initiiert wurde.

Wie Tabelle 3 zu entnehmen ist, zeichnet sich bisher eine Anstiegstendenz in der freiwilligen Kontaktinitiative betroffener Jugendlicher ab: Während sich in der Pilotphase nur ein Jugendlicher eigenmotiviert beim Projekt gemeldet hat, sind zum aktuellen Zeitpunkt vier weitere Jugendliche dazugekommen. Diese berichten, über die Werbekampagne auf das Projekt aufmerksam geworden zu sein. Die Anfragen erreichten das Projekt aus dem gesamten Bundesgebiet (Abb. 5).

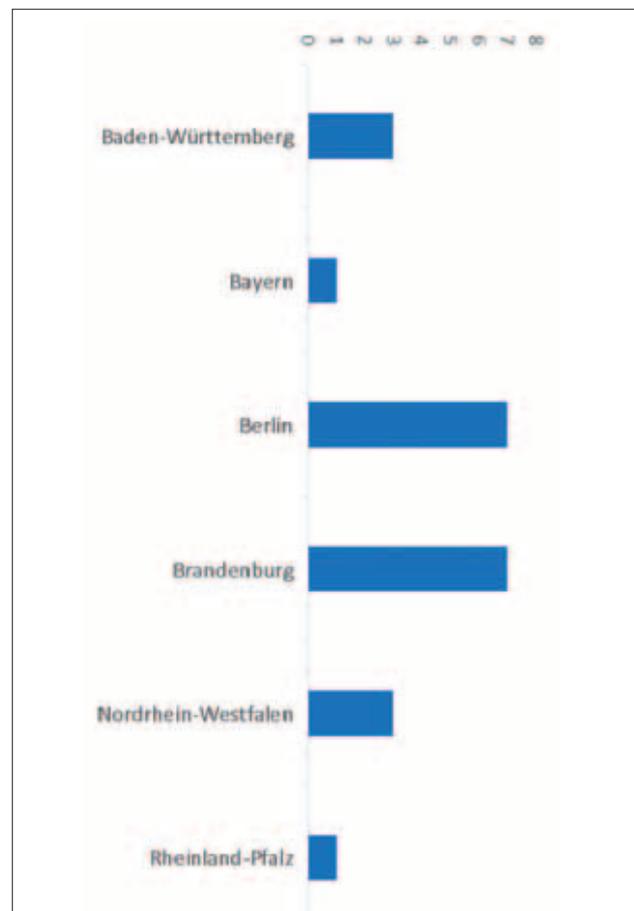


Abb. 5: Geographische Herkunft (freiwillige Angabe) der Projektinteressenten des PPJ in absoluten Zahlen (N = 22)

Tabelle 4: Sexuell grenzverletzendes Verhalten in der Vorgeschichte der Jugendlichen (N = 23). Bei sieben Projektanfragen wurde diese Information nicht beim Erstkontakt übermittelt

	n	%
<b>Sexuell grenzverletzendes Verhalten:</b>		
Sexuelle Übergriffe auf Kinder	11	47.8
Nutzung von Missbrauchsabbildungen	2	8.7
Beide Deliktformen	5	21.7
Sonstiges sexualisiertes Verhalten	1	4.4
Kein sexuell grenzverletzendes Verhalten	4	17.4

Das Durchschnittsalter der ausschließlich männlichen Projektinteressenten lag bei  $M = 15.2$  Jahren ( $n = 27$ ). Es variierte zwischen 11 und 19 Jahren, mit einem Median von 16 Jahren. Von den 28 registrierten Projektanfragen erfolgte eine Einladung zu einem Erstgespräch an 20 Jugendliche und ihre jeweiligen Bezugspersonen. Von den verbleibenden acht Interessenten hatte einer kein Interesse beim Projekt vorstellig zu werden, während sich sieben erneut zurückmelden wollen. Diese Erfahrung ist bereits charakterisierend für den Erstkontakt zum Projekt: Viele Projektanfragen von Erziehungsberechtigten und/oder Betreuer/innen erfolgen zunächst vorbereitend, bevor mit dem Jugendlichen und den zugehörigen Bezugspersonen eine finale Entscheidung zur Vorstellung beim Projekt getroffen wird.

Es wird deutlich, dass die Mehrheit der Stichprobe bereits sexuell viktimisierendes Verhalten gegenüber Kindern gezeigt hat. Dabei gilt es zu beachten, dass 74% des dissexuellen Verhaltens im Dunkelfeld stattfand (vgl. Tabelle 4).

Wie berichtet erfolgte eine Einladung zu einem Erstgespräch an 20 Jugendliche, von den 18 auch tatsächlich wahrgenommen wurden. Zum Erstgespräch erschienen 9 Jugendliche mit ihren leiblichen bzw. Stief-/Pflegeeltern, 5 kamen in Begleitung von Bezugsbetreuern/innen, 2 mit ihren Psychologen/innen bzw. Psychotherapeuten/innen und 4 Jugendliche wurden allein vorstellig. Zu beachten ist, dass einige Jugendliche mit mehr als einer Bezugsperson vorstellig wurden.

Von  $n = 18$  Jugendlichen befanden sich zum Stichtag  $n = 12$  in der Erstdiagnostik und zusätzliche  $n = 4$  hatten diese vollständig abgeschlossen. Bei zwei Jugendlichen stellte sich während des Erstgespräches heraus, dass sie nicht die Einschlusskriterien des Projektes erfüllten (ein Jugendlicher wies eine behandlungsbedürftige psychiatrische Erkrankung auf, ein Jugendlicher befand sich auf-

grund einschlägiger Delikte im Hellfeld). Die Eingangsdiagnostik ist durch eine hohe Genauigkeit und Sorgfalt gekennzeichnet und erfordert oft mehrere Einzeltermine. Aufgrund der Einbindung der Jugendlichen in einen bestehenden schulischen oder Ausbildungskontext kann dies selten innerhalb weniger Tage abgeschlossen werden. Des Weiteren wurde bei einigen Jugendlichen aufgrund begründeter Hinweise in den Erstgesprächen zunächst die Abklärung komorbider psychiatrischer Erkrankungen beim Kooperationspartner initiiert.

Bei zwei von den vier Jugendlichen, welche die Eingangsdiagnostik vollständig abgeschlossen haben, ließen sich begründete Hinweise auf eine sexuelle Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema feststellen. Von beiden Jugendlichen wurde das Therapieangebot angenommen. Bei den anderen beiden ergaben sich zum aktuellen Zeitpunkt keine eindeutigen Hinweise auf eine sexuelle Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema. Bei einem der Jugendlichen lag die Verdachtsdiagnose einer Autismus-Spektrumsstörung vor, die aktuell beim Kooperationspartner, der Kinder- und Jugendpsychiatrie des Vivantes, überprüft wird.

## Zusammenfassung und Ausblick

Zusammenfassend wurde im Rahmen des Artikels die Entstehung des Projektes *Primäre Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche (PPJ)* bis zum aktuellen Status Quo dargestellt. Beginnend mit einer Pilotphase von Juli bis Dezember 2013 startete im November 2014 das PPJ offiziell in die Hauptphase. Um betroffene Jugendliche für eine Vorstellung beim Projekt zu erreichen, wurden mit der Unterstützung der Medienagentur *Scholz & Friends* Plakatmotive sowie deren Visu-

alisierung in einem Projektpot entwickelt. Des Weiteren wurde in Zusammenarbeit mit einer Webagentur eine Internetseite gestaltet, die dem heutigen Nutzungsverhalten der jugendlichen Zielgruppe entspricht. Zum aktuellen Zeitpunkt erreichen zwei bis drei Anfragen pro Woche das Projektbüro. Insgesamt ist während der dreijährigen Projektlaufzeit die Möglichkeit zur Diagnostik für 250 bis 300 Jugendliche vorgesehen. Therapieplätze können für circa 80 bis 100 Jugendliche angeboten werden.

Ziel des Präventionsprojekts für Jugendliche ist die primäre Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch und der Nutzung von Missbrauchsabbildungen. Jugendlichen mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema soll ein diagnostisches und therapeutisches Hilfsangebot unterbreitet werden. Das primäre Therapieziel ist das Erlangen der Verhaltenskontrolle. Es gilt das Ausleben sexuell devianter Fantasien zu verhindern. Aus der klinischen Arbeit sowie der wissenschaftlichen Forschung mit erwachsenen Männern mit einer pädophilen Neigung ist bekannt, dass diese bereits in ihrer Jugend sexuelle Fantasien wahrnahmen, die auf das kindliche Körperschema gerichtet waren. Damit geht ein wichtiges Erkenntnisinteresse des PPJ einher: Zu wenig ist bekannt über die Entwicklung der sexuellen Präferenzstruktur im Jugendalter, die im Rahmen des Projektes im Verlauf betrachtet werden kann. Aufschluss wird erwartet zu der Frage einer adäquaten Einordnung von auf das kindliche Körperschema gerichteten sexuellen Fantasien bei Jugendlichen – insbesondere hinsichtlich ihrer Bedeutung für die spätere sexuelle Ausrichtung der Betroffenen im Erwachsenenalter. Der therapeutische Prozess lässt sich als unvoreingenommen und wertneutral charakterisieren. Der Jugendliche wird nicht auf seine sexuellen Fantasien reduziert, aber der Fokus wird durchaus auf die Akzeptanz und Annahme der aktuell auftretenden sexuellen Bedürfnisse und Fantasien in das Selbstbild gelegt, um Verhaltenskontrolle zu erlernen, anzuwenden und um zukünftig Verantwortung für das eigene sexuelle Verhalten übernehmen zu können.

## Endnoten

<sup>1</sup> Naltrexon, ein Opioid-Antagonist, ist ein adjuvant zur Dissexualitätstherapie in Betracht kommendes Medikament. Naltrexon hebt Opioid-Effekte auf und damit einhergehend kommt es zu einer Reduktion der Dopaminausschüttung (Gründer & Benkert, 2012). Dadurch kann eine Reduktion der sexuellen Fantasien, der sexuellen Erregbarkeit und eine Herabsetzung der Masturbationsfrequenz erreicht werden (vgl. Ryback, 2004). Zusätzlich gaben jugendliche Sexualstraftäter unter Einnahme von Naltrexon eine Steigerung des Selbstwertgefühls sowie ein erhöhtes Gefühl der Selbstkontrolle an (Ryback, 2004). Alternativ können GnRH-Analoga zum Einsatz kom-

men, wodurch die Konzentrationen des Luteinisierenden Hormons (LH), Follikelstimulierenden Hormons (FSH) und der Androgene nahezu vollständig unterdrückt werden (Gründer & Benkert, 2012). Patienten berichteten unter dieser Medikation eine Reduktion pädophiler Impulse und folglich eine geringere Masturbationshäufigkeit zu haben (Schober et al., 2009).

<sup>2</sup> Derzeit setzt sich der Wissenschaftliche Beirat des Projektes PPJ aus folgenden Mitgliedern zusammen: RA Christian Zainhofer, Sprecher des Beirates, Vizepräsident des Deutschen Kinderschutzbundes (DKSB); Prof. Dr. med. habil. Hartmut A.G. Bosinski, Sexualmediziner und Psychotherapeut, ehemaliger Leiter der Sektion für Sexualmedizin am Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, Campus Kiel (zugleich seit 2005 Beiratsmitglied im Präventionsprojekt Dunkelfeld), Monika Egli-Alge, lic. phil., Fachpsychologin für Psychotherapie FSP und Fachpsychologin für Rechtspsychologie FSP, Geschäftsführerin des Forensischen Instituts Ostschweiz (forio) – assoziiert mit der BAG KJSGV; Prof. Dr. med. Detlev Ganten, ehemaliger Vorstandsvorsitzender der Charité, Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung Charité, Präsident des World Health Summit, (zugleich seit 2005 Beiratsmitglied im Präventionsprojekt Dunkelfeld); Lisi Maier, Vorsitzende des Deutschen Bundesjugendringes (DBJR) und des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ); Prof. Dr. med. Renate Schepker, Zentrum für Psychiatrie Südwürttemberg (ZfP), Abteilung Kinder- und Jugendpsychiatrie, Ravensburg-Weißenau, Prof. Dr. jur. Heinz Schöch, emeritierter Lehrstuhlinhaber Strafrecht, Kriminologie, Jugendrecht, Strafvollzug an der LMU München; Birgit Zeller, Leiterin des Landesjugendamtes Rheinland-Pfalz in Mainz, Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft Landesjugendämter; Almut Hornschild, Leiterin des Referates 514 „Aufwachsen ohne Gewalt, Aktiver Kinderschutz“ im BMFSFJ, ständiger Gast des Beirats als Vertreterin der Fach- und Rechtsaufsicht des Projektes.

## Literatur

- Abel, G. G., Becker, J. V., Mittelman, M., Cunningham-Rather, J., Rouleau, J. L. & Murphy, W. D., 1987. Self-Reported Sex Crimes of Nonincarcerated Paraphiliacs. *Journal of Interpersonal Violence* 2(1), 3–25.
- Abel, G. G., Osborn, C. A. & Twigg, D. A., 1993. Sexual Assault Throughout the Life Span: Adult offenders with juvenile histories. In: Barbaree, H. E., Marshall, W. L. & Hudson, S. M. (Hrsg.). *The juvenile sex offender*. Guilford Press, New York, 104–117.
- American Psychiatric Association, 1999. *Dangerous sex offenders. A Task-Force Report*. APA, Washington, DC.
- American Psychiatric Association, 2013. *The Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, fifth ed.* APA-Press, Washington, DC.
- Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist, 1998a. Elternfragebogen über das Verhalten von Kindern und Jugendlichen; deutsche Bearbeitung der Child Behavior Checklist (CBCL/4-18). Arbeitsgruppe Kinder-, Jugend- und Familiendiagnostik (KJFD), Köln.
- Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist, 1998b. Fragebogen für Jugendliche, deutsche Bearbeitung der Youth Self-Report Form der Child Behavior Checklist (YSR) (2. Aufl.). Arbeitsgruppe Kinder-, Jugend- und Familiendiagnostik (KJFD), Köln.
- Bailey, J. M., 2014. A Failure to Demonstrate Changes in Sexual Interest in Pedophilic Men: Comment on Müller et al. (2014).

- Archives of Sexual Behavior 44(1), 249–252.
- Beier, K.M., 1998. Differential typology and prognosis for dissexual behavior – a follow-up study of previously expert-appraised child molesters. *International Journal of Legal Medicine* 111, 133–41.
- Beier, K. M., Amelung, T., Kuhle, L., Grundmann, D., Scherner, G., & Neutze, J., 2013. Hebephilie als sexuelle Störung. *Fortschritte der Neurologie Psychiatrie* 81, 128–137.
- Beier, K. M., Bosinski, H.A.G. & Loewit, K., 2005. *Sexualmedizin. Grundlagen und Praxis*, (2., völlig neu bearb. und erw. Aufl.). Urban & Fischer, München.
- Beier, K. M., Konrad, A., Amelung, T., Scherner, G., & Neutze, J., 2010. Präventive Behandlung nichtjustiz-bekannter Männer mit pädophiler Präferenzstörung – Das Präventionsprojekt Dunkelfeld. In: Hahn, G. & Stiels-Glenn, M. (Hrsg.). *Ambulante Täterarbeit: Intervention, Risikokontrolle und Prävention*. Psychiatrie-Verlag, Köln, 364–386.
- Beier, K. M., Neutze, J., Mundt, I. A., Ahlers, C. J., Goecker, D., Konrad, A. & Schaefer, G. A., 2009. Encouraging self-identified pedophiles and hebephiles to seek professional help: First results of the Prevention Project Dunkelfeld (PPD). *Child Abuse & Neglect* 33, 545–549.
- Beier, K.M., Schaefer, G. A., Goecker, D., Neutze, J., & Ahlers, Ch. J., 2006. Das Präventionsprojekt Dunkelfeld. *Humboldt-Spektrum* 3, 4–10.
- Blanchard, R., Lykins, A. D., Wherrett, D., Kuban, M.E., Cantor, J. M., Blak, T., Dickey, R., & Klassen, P. E., 2009. Pedophilia, hebephilia, and the DSM-V. *Archives of Sexual Behavior* 38(3), 335–350.
- Bundeskriminalamt (Hrsg.), 2014. *Polizeiliche Kriminalstatistik, 2013* (61. Ausg.). Abgerufen am 06.01.2015 unter: [http://www.bka.de/nn\\_229440/DE/Publikationen/Polizeiliche\\_Kriminalstatistik/pks\\_\\_node.html?\\_\\_nnn=true](http://www.bka.de/nn_229440/DE/Publikationen/Polizeiliche_Kriminalstatistik/pks__node.html?__nnn=true).
- Cantor, J. M., 2014. Purported Changes in Pedophilia as Statistical Artefacts: Comment on Müller et al. (2014). *Archives of Sexual Behavior* 44(1), 253–254.
- Carr, J., 2004. *Child abuse, child pornography, and the internet*. The children's charity, London.
- Dilling, H., Mombour, W., Schmidt, M. H. & Schulte-Markwort, E. (Hg.), 2011. *Internationale Klassifikation psychischer Störungen ICD-10 Kapitel V (F): Diagnostische Kriterien für Forschung und Praxis*. (5. Überarb. Aufl.). Hans Huber, Bern.
- Döpfner, M., Berner, W., Flechtner, H., Lehmkuhl, G. & Steinhäuser, H.-C., 1999. *Psychopathologisches Befund-System für Kinder und Jugendliche (CASCAP-D)*. Hogrefe, Göttingen.
- Elliott, M., Browne, K. & Kilcoyne, J., 1995. Child sexual abuse prevention: What offenders tell us. *Child Abuse & Neglect* 19(5), 579–594.
- Fagan, P. J., Wise, T. N., Schmidt, C. W. Jr. & Berlin, F. S., 2002. Pedophilia. *JAMA* 288(19), 2458–2465.
- Finkelhor, D., 1994. Current information on the scope and nature of child sexual abuse. *The Future of Children/Center for the Future of Children. The David and Lucile Packard Foundation* 4(2), 31–53.
- Finkelhor, D., Ormrod, R., Turner, H. & Hamby, S. L., 2005. The victimization of children and youth: A comprehensive, national survey. *Child Maltreatment* 10(1), 5–25.
- Gillespie, A. A., 2005. Indecent images of children: the ever-changing law. *Child Abuse Review* 14(6), 430–443.
- Görge, T., Rauchert, K. & Fisch, S., 2012. Langfristige Folgen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie* 6(1), 3–16.
- Gründer, G. & Benkert, O. (Hrsg.), 2012. *Handbuch der Psychopharmakotherapie* (2. vollst. überarb. u. aktualisierte Aufl.). Springer, Berlin.
- Grundmann, D., Krupp, J. & Beier, K. M., 2015. Die Stabilität der selbstberichteten Sexualpräferenz von päd- und hebephilen Männern im Dunkelfeld. Vortrag auf der Jahrestagung 2015 der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft, Berlin.
- Hanson, R. K. & Bussière, M. T., 1998. Predicting relapse: A meta-analysis of sexual offender recidivism studies. *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 66(2), 348.
- Hanson, R. K. & Morton-Bourgon, K., 2004. Predictors of sexual recidivism: An updated Metaanalysis. *Public Safety and Emergency Preparedness Canada*. Abgerufen am 28.03.2015 unter: <http://www.static99.org/pdfdocs/hansonandmortonbourgon2004.pdf>.
- Häuser, W., Schmutzer, G., Brähler, E. & Glaesmer, H., 2011. Misshandlungen in Kindheit und Jugend. Ergebnisse einer Umfrage in einer repräsentativen Stichprobe der deutschen Bevölkerung. *Deutsches Ärzteblatt – Ärztliche Mitteilungen-Ausgabe A*, 108(17), 287.
- Internet Watch Foundation (IWF), 2013. *Internet Watch Foundation Annual & Charity Report*. Abgerufen am 29.03.2015 unter: [https://www.iwf.org.uk/assets/media/annual-reports/annual\\_report\\_2013.pdf](https://www.iwf.org.uk/assets/media/annual-reports/annual_report_2013.pdf).
- Jahnke, S., Imhoff, R., Hoyer, J., 2015. Stigmatization of People with Pedophilia: Two Comparative Surveys. *Archives of Sexual Behavior* 44, 21–34
- Jahnke, S., Philipp, K. & Hoyer, J., 2015. Stigmatizing attitudes towards people with pedophilia and their malleability among psychotherapists in training. *Child Abuse & Neglect* 40, 93–102.
- Kuhl, J. & Kazén, M., 2009. *Persönlichkeits-Stil- und Störungs-Inventar*. Hogrefe, Göttingen.
- Lalumière, M. L., 2015. The Lability of Pedophilic Interests as Measured by Phallometry. *Archives of Sexual Behavior* 44(1), 255–258.
- Longo, R. E. & Groth, A. N., 1983. Juvenile Sexual Offenses in the Histories of Adult Rapists and Child Molesters. *International Journal Offender Therapy and Comparative Criminology* 27(2), 150-155.
- Maalla, N. M., 2009. Promotion and protection of all human rights, civil, political, economic, social and cultural rights, including the right to development. Report of the Special Rapporteur on the sale of children, child prostitution and child pornography. United Nations, General Assembly, Human Rights Council.
- Maniglio, R., 2009. The impact of child sexual abuse on health: A systematic review of reviews. *Clinical Psychology Review* 29(7), 647–657.
- Marshall, W. L., Barbaree, H. E. & Eccles, A., 1991. Early Onset and Deviant Sexuality in Child Molesters. *Journal of Interpersonal Violence* 6(3), 323–335.
- McElvaney, R., 2013. Disclosure of child sexual abuse: Delays, non-disclosure and partial disclosure. What the research tells us and implications for practice. *Child Abuse Review*. Abgerufen am 28.03.2015 unter: <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1002/car.2280/epdf>.

- Müller, K., Curry, S., Ranger, R., Briken, P., Bradford, J. & Fedoroff, J. P., 2014. Changes in Sexual Arousal as Measured by Penile Plethysmography in Men with Pedophilic Sexual Interest. *J Sex Med* 11, 1221–1229.
- Petermann, F. & Petermann, U. (Hrsg.), 2011. Wechsler Intelligence Scale for Children – Fourth Edition. Deutsche Übersetzung und Adaptation der WISC-IV von D. Wechsler (2. Aufl.). Pearson, Frankfurt am Main.
- Ryback, R. S., 2004. Naltrexone in the Treatment of Adolescent Sexual Offenders. *Journal of Clinical Psychiatry* 65(7), 982–986.
- Schmelzle, M. & Egli-Alge, M., 2008. Adolescent Sexual Abuser Project. Deutsche Übersetzung des Adolescent Sexual Abuser Project von R. Beckett, C.K.E. Gerhold & S. Brown. Abgerufen am 28.03.2015 unter: [http://www.forio.ch/fileadmin/daten-center/service/handbuch\\_asap\\_allgemein.pdf](http://www.forio.ch/fileadmin/daten-center/service/handbuch_asap_allgemein.pdf).
- Schober, J.M., Kuhn, P.J., Kovacs, P.G., Earle, J.H., Byrne, P.M. & Fries, R.A., 2009. Leuprolide Acetate Suppresses Pedophilic Urges and Arousal. *Arch Sex Behav* 34 (6), 691–705.
- Schroth, U., 2010. Ärztliches Handeln und strafrechtlicher Maßstab. Medizinische Eingriffe ohne und mit Einwilligung, ohne und mit Indikation. In: Roxin, C. & Schroth, U. (Hrsg.). *Handbuch des Medizinstrafrechts* (4. Aufl.). Boorberg, Stuttgart, 21–50.
- Seto, M. C., 2008. Pedophilia and sexual offending against children: Theory, assessment, and intervention. American Psychological Association, Washington, DC.
- Seto, M. C., 2009. Pedophilia. *Annual Review of Clinical Psychology* 5, 391–407.
- Seto, M. C., 2012. Is Pedophilia a Sexual Orientation? *Arch Sex Behav* 41, 231–236.
- Seto, M.C., Cantor, J.M. & Blanchard, R., 2006. Child pornography offenses are a valid diagnostic indicator of pedophilia. *Journal of Abnormal Psychology* 115(3), 610.
- Spitzer, R.L., 2012. Spitzer Reassesses His 2003 Study of Reparative Therapy of Homosexuality. *Arch Sex Behav* 41, 757.
- Stadler, L., Bieneck, S. & Pfeiffer, C., 2011. Repräsentativbefragung Sexueller Missbrauch 2011 (KFN-Forschungsbericht; Nr. 118). KFN, Hannover.
- Stiels-Glenn, M., 2010. The availability of outpatient psychotherapy for paedophiles in Germany. *Recht & Psychiatrie* 28(2), 74–80.
- Stoltenborgh, M., van IJzendoorn, M.H., Euser, E.M., Bakermans-Kranenburg, M.J., 2011. A global perspective on child sexual abuse: Meta-analysis of prevalence around the world. *Child Maltreatment* 16(2), 79–101.
- Taylor, M. & Quayle, E., 2003. *Child pornography: An internet crime*. Brunner-Routledge, Hove, East Sussex, England.
- Unnewehr, S., Schneider, S., Margraf, J. (Hg.), 2009. *Kinder-DIPS – Diagnostisches Interview bei psychischen Störungen im Kindes- und Jugendalter* (2. aktual. u. erw. Aufl.). Springer, Heidelberg.
- Uwis, C., Althaus, D., 2008. Ambulante Nachsorge. *Bewährungshilfe* 55, 147–158.
- Wetzels, P., 1997. *Gewalterfahrungen in der Kindheit – Sexueller Missbrauch, körperliche Misshandlung und deren langfristige Konsequenzen* (Band 1). Nomos, Baden-Baden.
- Van Wijk, A.P.H., Blokland, A.A.J., Duits, N., Vermeiren, R., Harkink, J., 2007. Relating psychiatric disorders, offender and offence characteristics in a sample of adolescent sex offenders and non-sex offenders. *Criminal Behaviour and Mental Health* 17, 15–30.
- Weiß, R. H. (Hrsg.), 2006. *Grundintelligenztest Skala 2 – Revision mit Wortschatztest und Zahlenfolgetest – Revision*. Hogrefe, Göttingen.
- Wolak, J., Finkelhor, D. & Mitchell, K., 2005. Child-pornography possessors arrested in internet-related crimes: findings from the National Juvenile Online Victimization Study. National Center for Missing & Exploited Children, Alexandria, VA.

---

#### Autor\_innen

Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus M. Beier, Dr. med. univ. Anna Groll, Dipl.-Psych. Franz Henkel (bis 2013), Dipl.-Psych. Elena Hupp, MA Andreas Peter, Dipl.-Psych. Umut C. Oezdemir, Dipl.-Psych. Eliza Schlinzig, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Zentrum für Human- und Gesundheitswissenschaften, Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Mitte, Luisenstraße 57, D-10117 Berlin, Kontakt e-mail: [klaus.beier@charite.de](mailto:klaus.beier@charite.de)  
 Tobias Hellenschmidt, Ltd. Oberarzt, Vivantes Klinikum im Friedrichshain, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik, Landsberger Allee 49, D-10249 Berlin-Friedrichshain; e-mail: [tobias.hellenschmidt@vivantes.de](mailto:tobias.hellenschmidt@vivantes.de)

Informationen und Anmeldung zum Projekt *Primäre Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche* (PPJ)  
 Hotline: 49 (0)30 450 529 529  
[ppj-internet@charite.de](mailto:ppj-internet@charite.de), [www.du-traeumst-von-ihnen.de](http://www.du-traeumst-von-ihnen.de), [www.just-dreaming-of-them.org](http://www.just-dreaming-of-them.org)

---

KARLA VERLINDEN  
**SEXUALITÄT UND  
BEZIEHUNGEN  
BEI DEN »68ERN«**



ERINNERUNGEN  
EHMALIGER PROTAGONISTEN  
UND PROTAGONISTINNEN

[transcript] Histoire

**Karla Verlinden**

**Sexualität und Beziehungen bei den »68ern«**

**Erinnerungen ehemaliger Protagonisten und Protagonistinnen**

transcript 2015

468 S., kart., 39,99 €

Die »68er« haben Beziehungsgestaltung und Sexualität zum Politikum erklärt. Das Motto »Raus aus den Zweierbeziehungen« wurde aus marxistischen und psychoanalytischen Theorien abgeleitet – die monogame Ehe wurde als Ort sexueller Unterdrückung und Deformation ausgemacht.

Im Zentrum der Interviewstudie von Karla Verlinden stehen erstmalig die vielfältigen Erfahrungen, wie sie einzelne Zeitzeug\_innen heute hinsichtlich der Umsetzung und Aufbereitung polygamer, befreiter Sexualität und Beziehungsgestaltung erinnern. Die Interviews zeigen, dass der Alltag der »freien Liebe« durchaus mit Spannungen einherging, welche zwischen normativem Druck, individuellen Bedürfnissen und Geschlechterzuschreibungen oszillieren.

**Cornelia Schadler**

**Vater, Mutter, Kind werden**

**Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft**

transcript 2013

342 S., kart., 32,80 €

Wie werden Menschen Eltern? Warum ist die Kernfamilie das häufigste Ergebnis der Transition zur Elternschaft? Cornelia Schadlers Ethnographie zeigt deutlich, dass das Eltern-Werden nicht auf einzelne Ereignisse reduziert werden kann, sondern das Ergebnis einer Vielzahl alltäglicher (Mikro-)Praktiken ist, die unterschiedlichste menschliche und nicht-menschliche Teilnehmer/-innen umfassen. Ihr von gegenwärtigen Theorieentwicklungen des feministischen Posthumanismus und Neomaterialismus beeinflusster Blick eröffnet, wie Subjekte als Eltern und Kinder figuriert werden, die Teil von heteronormativen und heteromateriellen Lebensgemeinschaften sind.

Cornelia Schadler

**Vater, Mutter, Kind werden**

Eine posthumanistische Ethnographie  
der Schwangerschaft

[transcript] Kulturen der Gesellschaft

# Alternative Sexualformen und Beziehungsqualität – Eine online-gestützte empirische Studie

Ingo Zimmermann, Anastasia Gossen

## Alternative Sexuality and Satisfying Relationships – An Online-based Empirical Study

### Abstract

Until now few studies have investigated the commonness of alternative sexual practices in the general German population. The main goal of the described study was to determine the frequency of alternative sexual forms, paraphilias and sexual fantasies in Germany, and to ascertain their influence on sexual well-being and satisfaction in relationships, as well as on masturbation rates and the wish to experiment with new sexual practices. A secondary goal was to provide a statistical comparison of the nature and intensity of men's and women's sexual practices. An online-based questionnaire was designed to address these questions. The responses of the 295 participants, most of them between 20–30 years of age, were evaluated descriptively and interference statistically. The study found that unusual sexual fantasies are popular in all age groups. Satisfaction in relationships correlated highly with the frequency of and level of satisfaction with sexual intercourse. Lower frequency rates of sexual intercourse tallied with the desire to improve alternative practices, with a higher level of masturbation and the willingness to act out sexual fantasies. The results show that caution should be taken in labeling sexual fantasies as deviant. The demonstrated correlation between sexual fantasies and satisfying relationships can be useful for couple/family therapists and psychotherapists. It suggests that the focus should be on the effect of sexual fantasies rather than their content.

**Keywords:** Paraphilia, Sexual fantasies, General population, Satisfaction, Relationship quality

### Zusammenfassung

Aus dem deutschsprachigen Raum liegen bislang nur wenige Studien zur Verbreitung alternativer Sexualformen vor. Ziel der Untersuchung war es, die Häufigkeit alternativer Sexualformen und Paraphilien sowie sexueller Phantasien in Deutschland zu ermitteln und deren Beziehung zur Zufriedenheit mit dem Sexuellen, der Partnerschaft sowie der Masturbationsfrequenz und dem Wunsch nach Erweiterung des sexuellen Repertoires zu erheben. Zur

Untersuchung wurde ein online-basierter Fragebogen erstellt und deskriptiv sowie interferenzstatistisch ausgewertet. Neben allgemeinen soziodemographischen Daten wurde eine Reihe von Fragen zu spezifischen Phantasien und deren Realisierung sowie abschließende Fragen zur Zufriedenheit gestellt. Dabei konnten 295 Fragebögen ausgewertet werden, überwiegend aus der Altersklasse der 20–30-Jährigen. Die Studie ergab, dass alternative Sexualformen und sexuelle Phantasien über alle Altersklassen hinweg weit verbreitet sind. Die Zufriedenheit mit der Partnerschaft hängt dabei signifikant mit der Zufriedenheit mit dem sexuellen Erleben zusammen und dies u.a. mit der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs zusammen. Niedrige Zufriedenheitsergebnisse mit Partnerschaft und Sexualität führen zu einer erhöhten Masturbationsfrequenz sowie dem Wunsch Neues zu erleben und Phantasien auszuleben. Die erhobenen Ergebnisse legen nahe, alternative Sexualformen nicht als abweichend zu etikettieren. Zudem können die Ergebnisse für psychosoziale Beratung und Psychotherapie in dem Sinne von Nutzen sein, dass sexuelle Vorlieben und das Ausmaß ihrer Umsetzbarkeit in Partnerschaften einen wesentlichen Einfluss auf die Zufriedenheit mit der Partnerschaft haben. Professionelle in psychosozialer Beratung bedürfen daher entsprechender Qualifikationen.  
**Schlüsselwörter:** Paraphilien, sexuelle Phantasien, allgemeine Population, Beziehungsqualität

## Einleitung

Ausgerechnet ein Soft-Porno mit sadomasochistischen Einschlägen, die Bestsellertrilogie *Fifty Shades of Grey* der Autorin E.L. James, verkaufte sich 2013 70 Millionen Mal (Spiegel-Online, 2013). Das große öffentliche Interesse an entsprechenden Büchern und Filmen erklärt sich nicht zuletzt aus dem Spannungsfeld zwischen bedeutungsschwangerem moralischem Entsetzen und einem damit einhergehenden „Grusel“ vor möglicherweise als merkwürdig oder „abartig“ und „pervers“ geltenden Beziehungs- und Sexualformen sowie zugleich einer hohen Identifikation der Leser und Zuschauer mit den dargestellten Personen und Praktiken.

So umsatzstark die geschilderten Romane auch gegenwärtig sein mögen, neu ist das Phänomen nicht. Zu

den Klassikern des Genres alternativer und insbesondere sadomasochistischer Sexualpraktiken gehören die Werke des Marquis de Sade (1740–1814) und Leopold von Sacher-Masoch (1836–1895), deren Autorennamen zugleich auch die Begriffe Sadismus und Masochismus begründet haben. Ihre Werke wurden zu Lebzeiten der Autoren zwar nicht zu den meistgelesenen Schriftstücken gezählt – im Falle des de Sade wurden sie sogar verboten und sein Verfasser mehrjährig inhaftiert –, sie zogen aber eine derart große gesellschaftliche Kontroverse nach sich, dass sie auch heute noch einen hohen Stellenwert in der SM-Szene und SM-Literatur besitzen.

Damit wird aber auch ein grundlegendes Paradoxon gegenwärtiger Gesellschaft deutlich: Obgleich das Sexuelle allgegenwärtig zu sein scheint, wird das Thema gelebter Sexualität in intimeren Kontexten, etwa im Privatleben, aber auch in der Psychotherapie und Beratung lediglich randständig und schambesetzt kommuniziert und auf einen moralisch legitimierten Normbereich gelebter Sexualität eingegrenzt (vgl. Buddeberg, 2005, Ahrendt et al., 2011, Reinecke et al., 2006, Cedzich & Bosinski, 2010). Alternative Sexualpraktiken werden nicht zuletzt qua ICD-10 und anderer diagnostischer Manuale, zumindest dem Begriff nach, pathologisiert und aus herrschenden medizinischen und psychologischen Diskursen exkommuniziert. Schon Freud spricht hier im Anschluss an Krafft-Ebings *Psychopathia Sexualis* (1894) von sexuellen Abirrungen oder auch Perversionen, die sadomasochistische Praktiken, Fetischismus, Homosexualität, anale Spielarten usw. umfassen (Freud, 2010, 42 ff). Diese gesellschaftliche Außenwirkung mag auch erzeugt werden, wenn der Betreffende unter seinen nonkonformen Impulsen eben nicht leidet, wie es das ICD als diagnostisches Kriterium der Sexualpräferenzstörungen verlangt.

Demgegenüber verweisen Studien aus den letzten Jahren auf eine breite Akzeptanz alternativer Spielarten des Sexuellen in privaten Kontexten (vgl. Beier & Loewit, 2011, Joyal et al., 2014, Crepault & Coulture, 1980, Templeman & Stinnet, 1990). Öffentlich pönalisiert, bilden sich offensichtlich Inseln des Privaten, in denen alternative Praktiken gelebt und geliebt werden.

## Forschungsstand

Sexuelles Erleben und Verhalten sind geprägt durch biologische, psychologische und soziale Dimensionen. Dabei kennzeichnet die Lustdimension die Funktion von Sexualität für das Erleben positiv empfundener sexueller Erregungsgefühle, die Reproduktionsdimension die Bedeutung sexuellen Verhaltens für die Fortpflanzung und die Beziehungsdimension die sozialen Aspekte sexuellen

Verhaltens im Sinne der Erfüllung grundsätzlicher Bedürfnisse nach Nähe, Geborgenheit und Sicherheit. Die jeweiligen Modi gelebter Sexualität, die Präferenzmuster sind postpubertär ausgebildet und im Lebensverlauf weitgehend irreversibel (Beier & Loewit, 2004, 2011). Sexuelle Phantasien und gelebte Sexualform im Sinne erregungsfokussierter sexueller Praxis entsprechen also der Lustdimension des Sexuellen. Unter alternativen Sexualformen verstehen sich hier alle Praktiken und Modi innerhalb der Lustdimension, die sich vom „üblichen“, traditionellen und vaginalen Geschlechtsverkehr zwischen zwei Menschen abgrenzen.

Alternative oder „abweichende“ Sexualformen scheinen, obgleich weitverbreitet, in der Wissenschaft noch auf wenig Interesse zu stoßen, so dass die Anzahl belastbarer empirischer Befunde vergleichsweise gering ist. In dem Sinne, dass Sexualität nicht unabhängig von der sie normierenden und konstituierenden gesellschaftlichen Faktoren zu betrachten ist, verweist Sigusch (2005, 2013) auf die enge Verknüpfung gesamtgesellschaftlicher Produktionsverhältnisse mit dem Sexualleben. Diese sind historisch mit einer Reihe einschneidender Veränderungen verbunden, die einerseits die Individuen aus traditionellen Rollenzuweisungen freisetzen, zum anderen, nicht zuletzt aus ökonomischen Motiven und Systemimperativen (vgl. Habermas, 1982) heraus, Beziehungsstrukturen selbst verändern und so zu einer veränderten Wahrnehmung von Partnerschaft und Sexualität führen.

Führte in den 1960er Jahren die Einführung hormoneller Kontrazeptiva zu einer weitreichenden Entkoppelung der Reproduktionssphäre von der sexuellen Sphäre und damit zu einer Auflösung des traditionellen Zusammenhangs von Sexualität, Kinderzeugung und Familienstruktur, so waren in der Folgezeit ganz unterschiedliche Formationen der Familie als auch des Sexuallebens möglich. Eine von der Fortpflanzungsdimension freigesetzte Sexualität war erstmals in der Lage, die Lustdimension geschlechtlicher Vereinigung in den Vordergrund zu rücken und machte es zugleich den Frauen möglich, autonomer als zuvor über Kinder, deren Anzahl und die Frage von Kinderlosigkeit zu entscheiden. Gepaart mit einer zunehmenden Freisetzung der Frauen aus tradierten Rollenmustern und der damit einhergehenden Abnahme der männlichen Rollenzuweisung als Ernährer der Familie ergaben sich Möglichkeiten völlig neuartiger familialer Konstellationen, die schließlich in der Bewegung der 68er, sowie zahlreichen Kommunegründungen gipfelten. Diese Bewegungen führten, aus gegenwärtiger Perspektive betrachtet, zwar nicht zu einem „anything goes“ einer promiskuitiven und normverneinenden Gesellschaft, lockerten aber immerhin die traditionellen und christlich fundierten Vorstellungen ehelichen Zusammenlebens.

Der Enttabuisierungsschub der 60er Jahre, gepaart mit neuen ökonomischen und neoliberalen Produktionsweisen forderte von den Partnern vielmehr eine zunehmende Flexibilität im Hinblick auf ökonomische Absicherung, aber auch eine weitgehende Flexibilität in der Gestaltung der Beziehungen selbst. Sennett (1998) weist darauf hin, dass gerade moderne Gesellschaften von den in ihnen beheimateten Individuen Flexibilität erwarten. Dies nicht nur im Hinblick auf räumliche Flexibilität als Voraussetzung nach intermittierenden Phasen von Arbeitslosigkeit und Armutsgefährdung einen neuen Arbeitsplatz zu erwerben, sondern auch in Hinblick auf sich lockernde und reduzierte soziale Beziehungen hin, die neue psychische Verhaltensmuster erfordern.

Wer häufig wechselt, ist eben häufiger genötigt, neue soziale Kontakte zu knüpfen und alte aufzugeben. Dieser Mangel an Dauerhaftigkeit erzeugt Angst und Verunsicherung, was vielleicht auch ein Grund ist für die zunehmend zu beobachtenden, auch klinischen Formen der Störungen der Sexualität. Kontakt wird auf diese Weise weniger durch personale Anwesenheit als vielmehr virtuell, vermittelt durch entsprechende Internetportale und soziale Netzwerke, verfügbar. Dass sich dadurch, trotz herrschender Normativität, die noch immer die „Ehe bis zur Bahre“ als gesellschaftlichen Normalfall erklärt, Beziehungen zunehmend fragmentiert werden, dass anstelle der monogamen Lebenslaufbeziehung eher serielle Monogamie tritt, liegt auf der Hand.

Hier müssen also immer wieder neu gegenseitige Bedürfnisse und der Modus ihrer Befriedigung konsensual verhandelt werden. Zugleich entwickeln sich neue Sexualformen, die den so Vereinsamten den Thrill versprechen, den die Partnerschaft aufgrund ihrer geforderten Flexibilität und der damit verbundenen Unsicherheiten nicht einlösen kann, so dass fragmentierte Sexualformen zur Kompensation der verlorenen Sicherheiten zumindest kurzfristig Erleichterung verschaffen – aus Wollust wird Wohllust (vgl. Sigusch, 2005, 23). Vor diesem Hintergrund verschieben sich die Koordinaten, nicht von Beziehung und Partnerschaft, sondern von Sexualität zur Gänze, und lassen die Reproduktions- und Beziehungsdimension zugunsten der Lustdimension in den Hintergrund treten. Gegenwärtige Sexualität kennzeichnet dabei wesentlich (1) die Dissoziation der alten sexuellen Sphäre, (2) die Dispersion der sexuellen Fragmente sowie (3) die Diversifikation der sexuellen Beziehungen (vgl. ebd., 29).

(1) **Die Dissoziation der sexuellen Sphäre** bezeichnet die Zerschlagung der Einheit des sexuellen Erlebens. Neosexualitäten bestehen in diesem Zusammenhang „vor allem aus Geschlechterdifferenzen, Selbstliebe, Thrills und Prothetisierungen“ (Sigusch, 2005, 30);

das Sexuelle, befreit von seinen religiösen und historischen Zusammenhängen, ist auf das Individuum zurückgeworfen und verlangt von diesem seine Einlösung. Das Sexuelle ist erstmals denkbar als „reine Sexualität“ (ebd.), sie ist möglich ohne Partner, mit Partner, als Masturbation im Sinne einer eigenständigen Sexualform sowie unter Gebrauch zahlloser käuflicher Hilfsmittel. Sie wird zur reinen Sexualität, insofern kein störender Faktor den Thrill des Orgasmus beeinträchtigen kann, der nicht eliminierbar wäre. Das betrifft eben auch den Partner. Sex ist eben Sex und nicht mehr und: er ist gekennzeichnet von der „Entleiblichung des Sexus und des Genus“ (ebd., 32).

(2) **Die Dispersion der sexuellen Fragmente** verweist darauf, dass die so individualisierte Form des Sexus mit all seinen Praktiken nicht nur einem gegenwärtigen Individualisierungsschub, sondern auch einem Kommerzialisierungsschub unterliegt. Das geht einher mit dem Versuch „möglichst viele Fragmente und Segmente in die Warenförmigkeit zu pressen, von der medialen Selbstentlarvung über die Flirtschule, die Partnervermittlung, die Produktion von Keuschheitsgürteln oder Penisbekleidung (...) bis zum Embryonenhandel“ (Sigusch, 2005, 34). Jedes Fragment ist käuflich und alle stehen jederzeit zum Erwerb bereit. In diesem Zusammenhang entstehen, getreu den Prinzipien des Marktes neue Sexualformen und entsprechende Hilfsmittel und Prothesen, die neue Erfahrungen möglich machen, solange sie oft genug erworben werden und mehrwertschaffend sich den Gesetzen des Marktes beugen.

(3) **Die Diversifikation intimer Beziehungen** schließlich ist geprägt von eben den Anforderungen des Marktes nach einem von emotionalen und sexuellen Bedürfnissen befreiten Selbst, welches marktgängig gewillt ist, sich den Gesetzen von Angebot und Nachfrage zu unterwerfen. Dieser ökonomisch induzierte „Zwang zur Ungezwungenheit“ (Sigusch, 2005, 38) beseitigt hingegen nicht die Bedürfnisse, sondern zwingt das Individuum in eine andere Perspektive auf Beziehung; die Betonung der Emotionalisierung und Intimisierung sozialer Verhältnisse spiegelt sich nicht nur in den jeweiligen Partnerschaften, sondern zuletzt auch in denjenigen, die gescheiterte Partnerschaften betreuen: Sozialarbeitenden, Ärzten, Psychologen und Psychotherapeuten, die vornehmlich damit beschäftigt sind, das emotionale Elend derart zu verringern, dass die Betroffenen wieder marktgängig funktionieren. Die so überemotionalen Beziehungen, deren Hauptbezugspunkt die Beziehung selbst darstellt, bezeichnet Sigusch mit dem Begriff

„Beziehungsbeziehungen“ (ebd., 36), was nichts anderes bedeutet, als dass mit der Beschäftigung mit der Beziehung die Beziehung in ihrer Unmittelbarkeit der Erfahrung sich aufzulösen beginnt. Oder mit einem Wort von Sigusch: „Kapitalismus und Liebe gehören zusammen“ (ebd., 13). Der Rückzug in die Individualität, die Betonung der Lustdimension zu Lasten der Beziehungsdimension und die zunehmende Verbreitung alternativer Sexualpraktiken (Joyal et al., 2014) entsprechen exakt den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen spätkapitalistischer, neoliberaler Gesellschaften. Gegenwärtige Sexualität ist das Resultat eines historisch einmaligen gesellschaftlichen Individualisierungsschubes.

Die Verbreitung alternativer Sexualformen und sexueller Phantasien in kapitalisierten westlichen Gesellschaften ist kaum empirisch repräsentativ gesichert und die Erhebung der Daten ist meist mit erheblichen Gültigkeitseinschränkungen versehen. Gerade im deutschsprachigen Raum sind entsprechend differenzierte Untersuchungen Mangelware. Crepault & Coulture (1980) befragten 94 Männer hinsichtlich ihrer sexuellen Phantasien bei der Masturbation und während des Geschlechtsverkehrs. Dabei gaben 61% die Vorstellung an, junge Mädchen zum Sex zu verführen, 33% berichteten über Vergewaltigungsphantasien an erwachsenen Frauen, 12% gaben masochistische Unterwerfung an und 5% berichteten zoophile Interessen. Templeman & Stinnet (1990) untersuchten 60 männliche Collegestudenten im Hinblick auf sexuelle Phantasien und Sexualpraktiken. Dabei berichteten 42% über voyeuristische, 35% über frotteuristische und 5% über sadistische Praktiken. 2% der untersuchten Studenten praktizierten exhibitionistische Verhaltensweisen und 8% gaben an, obszöne Telefonanrufe zu tätigen. Insgesamt berichteten 65% der Befragten über mindestens eine paraphile Neigung. Strassberg & Lockerd (1998) berichten über eine Untersuchung mit 137 weiblichen Collegestudenten bezüglich deren sexuellen Phantasien. Dabei gab etwa die Hälfte der Befragten Phantasien mit gewalttätigen Inhalten an und es zeigte sich, dass derartige Phantasien vorwiegend von Personen mit hoher sexueller Erfahrung geäußert wurden. Ein Zusammenhang mit tatsächlich erlebter sexueller Gewalt ließ sich biographisch nicht nachweisen. Renaud & Byers (1999) fanden ebenfalls bei einer Stichprobe von 292 Collegestudenten bei den Männern erhöhte Werte bei Phantasien zu Gruppensex, Beteiligung an Orgien, Sex mit Unbekannten und Sex mit deutlich jüngeren Personen, und bei den befragten Frauen hohe Werte bei transvestitischen Fetischismus. Schließlich gaben in der Studie von Robinson & Parks (2003) 62,8% der befragten 128 Frauen Phantasien aus dem sadomasochistischen Spektrum an. Khar (2007,

2008) ermittelte bei einer Studie an 18.299 Männern und Frauen in Beziehungen bei etwa 30% masochistische Phantasien. Weitere 30% phantasierten den Partner bei masturbatorischen Praktiken. Keine Phantasien unter Einschluss des Beziehungspartners gaben 42% an.

In einer größeren aktuellen Studie zu sexuellen Phantasien aus Kanada ermittelten Joyal et al. (2014) anhand eines 55 Fragen umfassenden Inventars unterschiedlicher sexueller Vorstellungen bei 78,5% der Frauen und 87,6% der Männer Phantasien mit oraler Stimulation. Sex mit zwei Frauen phantasierten 36,9% der Frauen und 84,5% der Männer. Phantasien masochistischer Unterwerfung berichteten 64,6% der Frauen und 53,3% der Männer, über Dominanzphantasien 64,6% der Frauen und 53,3% der Männer. Analverkehr phantasierten 32,5% der Frauen und 64,2% der männlichen Befragten. Gruppensex malten sich immerhin noch 56,6% der Frauen und 15,8% der Männer aus. Schläge und Auspeitschen wurden von 36,3% der Frauen und 28,5% der Männer vorgestellt, Vergewaltigungsphantasien berichteten 28,9% weibliche und 30,7% männliche Befragte. Fetischistische Phantasien gaben 26,3% der Frauen und 27,8% der Männer an.

Im deutschsprachigen Raum untersuchten Witte et al. (2007) Personen mit sadomasochistischer Präferenz im Zusammenhang zum Bindungsverhalten und stellten heraus, dass Personen mit sadomasochistischer Neigung signifikant höhere Bildungsabschlüsse hatten und sich hochsignifikante Unterschiede in der Zufriedenheit mit ihrer Sexualität, Kommunikation und Partnerbindung zeigten: Die SM-Gruppe scheint tendenziell eine höhere Zufriedenheit mit Partnerschaft und Sexualität aufzuweisen (Witte et al., 2007).

Eine Zufallsentdeckung zur Verbreitung paraphiler Erregungsmuster ergab sich bei einer Berliner Studie (Ahlers et al., 2011, Beier & Loewit, 2011), in der 6.000 Männer ursprünglich zu erektiler Dysfunktion befragt wurden. In einer darauf folgenden Erhebung mit 373 selektierten Teilnehmern (63 alleinstehend, 310 in Partnerschaft) aus der ersten Studie zu sexuellen Vorlieben, Phantasien, Begleitphantasien bei der Masturbation sowie gelebtem Sexualverhalten wurden wiederum strukturierte Interviews geführt. Unter anderem wurden die Männer nach ihren sexuellen Phantasien in den Bereichen Fetischismus (ICD 10, F65.0), Fetischistischer Transvestitismus (F65.1), Exhibitionismus (65.2), Voyeurismus (F65.3), Pädophilie (65.4) und Sadomasochismus (65.5) befragt. 57,6% der Männer hatten mindestens aus einer der dargestellten Bereiche sexuelle Phantasien bezogen. 43,7% setzten ihre Phantasien auch um. In der untersuchten Gruppe waren insbesondere Praktiken wie das „heimliche Beobachten“ (17,7%), die Erregung an Objekten (24,1%), aber auch das „Quälen“ (15,3%) oder „gequält werden“ (12,1%) häufig verbreitet. Eindrucksvoll

ist, dass die meisten Phantasien zu einem nicht unerheblichen Teil auch gelebt werden. Immerhin 9,4% der befragten Männer berichteten über pädophile Phantasien; 3,8% lebten diese – immerhin strafrechtlich relevanten – Bereiche sexueller Befriedigung auch aus. Insgesamt scheinen damit alternative Sexualformen eine beachtliche Verbreitung zu finden.

Dass die genannten Befunde einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung entsprechen, die mit der Entkopplung von Reproduktionssphäre und sexuellem Lustempfinden sowie mit der Emanzipationsbewegung der Frauen und aktuellen Flexibilisierungs- und Ökonomisierungsprozessen in neoliberal sich formierenden Gesellschaften einhergeht, liegt auf der Hand.

## Methodischer Ansatz

Wie verbreitet sind alternative Sexualformen in der gegenwärtigen Gesellschaft? Wie zufrieden mit ihrer Beziehung und Sexualität sind diejenigen Personen, die alternative Sexualformen praktizieren, im Vergleich zu Personen, die dies nicht tun? Zu diesem Zweck wurde ein Fragebogen mit insgesamt 33 Fragen entwickelt, der im Rahmen einer Online-Umfrage über [www.soscisurvey.de](http://www.soscisurvey.de) im Frühjahr 2014 30 Tage lang veröffentlicht wurde und der neben soziodemographischen Daten eine Reihe von Sexualphantasien und Sexualpraktiken sowie Angaben zur Zufriedenheit mit der Beziehung und der gelebten Sexualität erfasst.

Zur Streuung des Fragebogens wurde primär das soziale Netzwerk „Facebook“ gewählt. Der Link zur Umfrage wurde über Facebook von unterschiedlichen (Privat-) Profilen beworben. Der Link wurde mehrfach geteilt, so dass eine recht breite Streuung erzielt werden konnte (vgl. Batinic et al., 1999). Zudem wurde die URL auf unterschiedlichen öffentlichen Profilen und Foren wie [gofeminin](http://gofeminin.com), [RTL Explosiv](http://RTLExplosiv.com) und [Männertraum](http://Männertraum.com) verlinkt. Zugleich wurden die Betreffenden gebeten, den Link online weiter zu teilen.

Der Fragebogen bestand aus zwei Hauptteilen. Im ersten Teil wurden soziodemographische Daten erfasst. Die Items zur Bildung und zum Berufsstand wurden gleichermaßen auch auf den Vater des Befragten bezogen, um eine Einschätzung des Milieus zu bekommen, in dem der Befragte aufgewachsen ist. Fragen zu Beruf und Ausbildung wurden überwiegend aus dem Fragebogen von Sigusch und Schmidt (1971) zur Arbeitersexualität übernommen, angepasst und erweitert. Für die Auswertung wurden das Einkommen und das Alter zusätzlich in zwei Gruppen geteilt: Das Einkommen in „unter 1000 € Netto/Monat“ und „über 1000 € Netto/Monat“ und das Alter in „unter 30 Jahre“ und „über 30 Jahre“.

Der zweite Teil der Befragung umfasste Fragen zu Sexualphantasien und -praktiken sowie der Häufigkeit des Auftretens. Die Praktiken wurden so gewählt, dass eine möglichst große Spannbreite unterschiedlicher Präferenzen abgefragt werden konnte.

Schließlich wurde der Fragebogen um allgemeine Fragen zur Zufriedenheit in der Beziehung und mit dem Beziehungsstatus sowie mit der gelebten Sexualität ergänzt.

## Ergebnisse

Insgesamt wurden 434 Fragebögen aufgezeichnet, von denen sich 295 als verwertbar erwiesen. Die anschließende Auswertung des Datenpools erfolgte über SPSS 22. Zunächst folgt die deskriptive Statistik der Häufigkeiten, im Anschluss daran eine interferenzstatistische Analyse, wenn dies anhand des Datensatzes der darstellenden Statistik notwendig erschien.

## Soziodemographische Daten

Von den insgesamt 295 verwendeten Datensätzen waren 152 Männer und 140 Frauen (3 haben zum Geschlecht keine Angabe gemacht). Davon war der größte Teil heterosexuell (85,1%) orientiert, 11,5% bisexuell und 2,4% homosexuell (3 o.A.).

In der Altersverteilung dominierten die 20–30-Jährigen mit einer Häufigkeit von 155 (52,5%). Es fanden sich 22 (7,5%) Vertreter der unter 20-Jährigen, 65 31–40-Jährige (22%), die damit die zweitgrößte Gruppe bildeten; 33 Personen waren zwischen 41 und 51 Jahre (11,2%). 18 Teilnehmer (6,1%) waren 51 bis 60 Jahre alt und 2 noch älter (0,7%). Teilt man die Altersgruppen, so ergibt sich eine relativ homogene Verteilung von 177 bis 30-Jährigen (60%) und 118 über 30-Jährigen (40%) – vgl. Abb 1.

In der Stichprobe fanden sich insgesamt 103 Singles (34,9%), 58 in einem Haushalt lebende Verheiratete (19,7%), 67 Personen befanden sich in Beziehung und lebten gemeinsam (22,7%) sowie 66 Personen, die ebenfalls in Beziehung waren, aber nicht zusammen lebten (22,4%) (1 o.A.). 72,5% der Stichprobe waren kinderlos. Bei 74 Teilnehmenden lebten ein bis zwei Kinder unter 18 Jahren im Haushalt (25,1%) und nur bei 1,7% (n=5) lebten mehr als zwei Kinder im Haushalt (2 o.A.).

Zur Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus wurden folgende Angaben gemacht:

146 waren mit ihrem Beziehungsstatus als Single, Verheiratet oder in Beziehung zufrieden (49,5%). 87

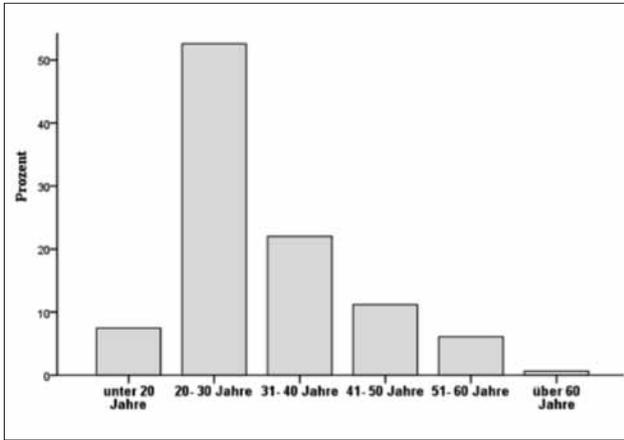


Abb. 1: Altersverteilung in der Studie

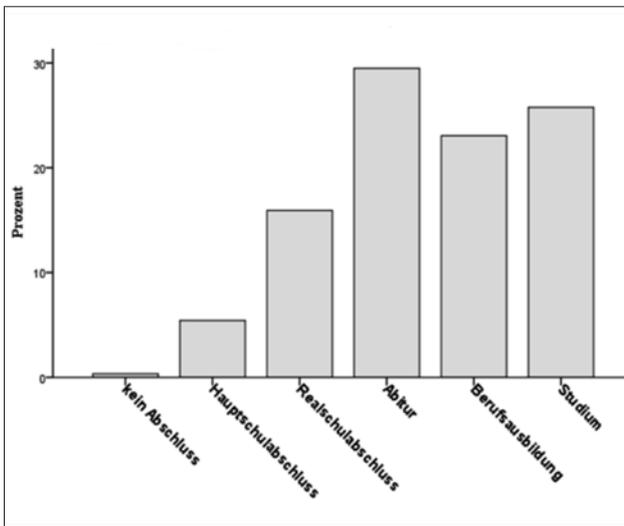


Abb. 2: Art der Bildungsabschlüsse der Studienteilnehmer

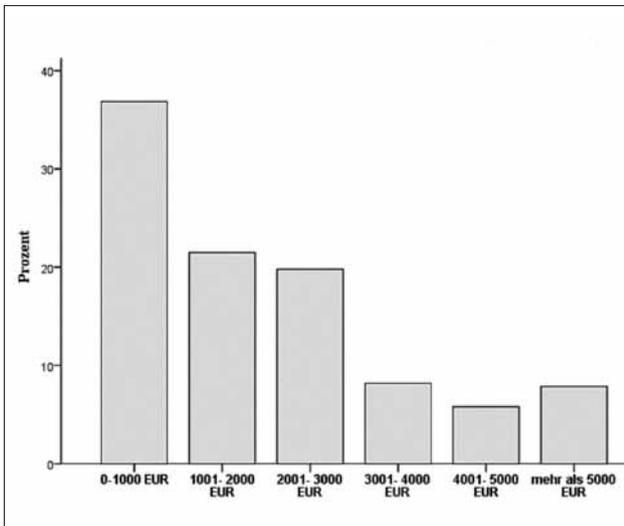


Abb. 3: Höhe des monatlichen Bruttoeinkommens

(29,5%) Personen gaben an „eher zufrieden“ zu sein. „Eher Unzufrieden“ gaben 45 (15,3%) an und „unzufrieden“ waren 16 (5,4%).

Die Stichprobe erfasste überdurchschnittlich viele Personen mit höherer Bildung: 16 Personen hatten einen Hauptschulabschluss (5,4%), 47 Personen die Mittlere Reife (15,9%) und 87 hatten Abitur oder Fachabitur (29,5%). Zudem hatten 68 eine abgeschlossene Berufsausbildung (23,1%) und 76 ein abgeschlossenes Studium (25,8%). Davon strebten aktuell 44,4% noch einen weiteren oder höheren Abschluss an – vgl. Abb. 2.

Die meisten Teilnehmer befanden sich zum Zeitpunkt der Befragung in einem Arbeitsverhältnis. Hier dominierten die Angestellten mit 37,6%. 17,3% bewältigten ihren Lebensunterhalt durch Transferleistungen, wie BAföG, ALG I oder II. Auch höhere Berufspositionen wie Führungskräfte (5,8%) oder Beamte (3,4%) waren in der Stichprobe vertreten.

Nach einer Teilung von „unter 1000 €“ und „über 1000 €“ zeigten die Einkommensgruppen eine Verteilung von 36,6% zu 62,7%. Also befanden sich deutlich mehr Personen, die über ein Einkommen oberhalb der Armutsgrenze (etwa 60% des durchschnittlichen Nettoeinkommens) verfügten, in der Stichprobe. In der ersten Gruppe waren 108 (36,6%) mit dem geringsten Einkommen von bis zu 1000 €. In der zweiten Gruppe verdienten 21,4% bis zu 2000 € Brutto; 19,7% hatten einen Bruttoverdienst von 2001–3000 €; 3001–4000 € verdienten 24 Personen (8,1%) und 4001–5000 € 17 (5,8%). Die Spitzenverdiener mit mehr als 5000 € monatlichem Bruttoverdienst waren hier mit 7,8% (n=23) vertreten – vgl. Abb. 3.

Zum Bildungsabschluss und Beruf des Vaters ergaben sich folgende Werte: 7 der Väter hatten keinen Abschluss (2,4%), 52 hatten einen Hauptschulabschluss erworben (17,6%), 41 hatten die Mittlere Reife (13,9%) und 19 das Abitur (6,4%). Die meisten Väter der Befragten verfügten über eine abgeschlossene Berufsausbildung (33,2%) oder ein abgeschlossenes Studium (21,7%). 14 Personen hingegen wussten nicht über welchen Abschluss der Vater verfügt (4,7%). Die größte Gruppe der Befragten kam aus sozialen Bezügen, in denen der Vater seinen Lebensunterhalt durch ein Angestelltenverhältnis (28,1%) erwarb. Danach folgten die Führungskräfte mit 16,9%. Jeweils 45 Väter waren selbstständig (15,3%) oder Facharbeiter (15,3%), 11,5% waren als Beamter tätig und 5,1% arbeiteten als an- oder ungelernte Arbeiter. Nur 3,1% bezogen hauptsächlich Sozialleistungen und 1,7% lebten hauptsächlich von einem Mini/Midijob. 9 Befragte (3,1%) konnten keine Auskunft über das Arbeitsverhältnis des Vaters geben.

## Daten zur Sexualität

Hinsichtlich der Frage zur allgemeinen Zufriedenheit mit dem Sexualleben gaben 27,5% an, „sehr zufrieden“ zu sein und 33,6% „eher zufrieden“. 86 Teilnehmende behaupteten „eher unzufrieden“ (29,2%) zu sein und 25 waren „sehr unzufrieden“ (8,6%). 150 Personen gaben als wichtigsten Grund für die sexuelle Unzufriedenheit an, zu wenig Sex zu haben (45,3%) oder keinen passenden Partner zu haben (30%). Jeweils 9,3 Prozent berichteten, dass sie ihre sexuellen Wünsche nicht befriedigen könnten oder die Präferenzen und Wünsche des Partners mit den eigenen nicht zusammen passten. 6% führten sonstige Gründe an.

Die durchschnittliche Häufigkeit von sexueller Aktivität im letzten halben Jahr lag mit dem Höchstwert von 25,4% bei mehr als zweimal pro Woche, gefolgt von 24,4%, die behaupteten ein bis zweimal pro Woche sexuell aktiv zu sein. 21,7% hatten ein bis dreimal im Monat Sex und 15,6% weniger als einmal im Monat. 12,9% meldeten, oft mangels Partnerschaft, gar keinen Sex gehabt zu haben.

Zur Aufnahme von autoerotischer Stimulation und Masturbation im letzten halben Jahr gaben 38% an, sich mehr als zweimal die Woche selbst befriedigt zu haben, 25,1% der Befragten nahmen Selbstbefriedigung ca. ein bis zweimal die Woche auf, 15,3% befriedigten sich ein bis dreimal im Monat und 12,2% weniger als einmal im Monat. 9,5% behaupteten gar keine Selbstbefriedigung aufgenommen zu haben.

## Phantasien

Lediglich 4,4% der Befragten hatten keine der aufgeführten Phantasien, 85,4% aller Befragten gaben an, Phantasien über orale Stimulation der Genitalien bei sich selbst oder dem Partner gehabt zu haben. Von denjenigen, die dazu Phantasien hatten, praktizierten 90,9% diese auch regelmäßig oder unregelmäßig. 9,1% hatten dazu Phantasien, lebten diese aber nicht aus. Das Benutzen von Sexspielzeug oder anderen Gegenständen zum Einführen in die Vagina wurde von 61,4% als Phantasie angegeben. Davon praktizierten es 38,7% regelmäßig und 40,3% in unregelmäßigen Abständen. 21% lebten ihre Phantasien nicht aus. 61% der Befragten behaupteten gelegentlich oder regelmäßig Phantasien zum analen Einführen von Glied oder Gegenständen bei sich oder einer anderen Person zu haben. 27,8% praktizierten dies regelmäßig und 48,3% in unregelmäßigen Abständen. 43 (23,9%) Befragte gaben hingegen an, ihre Phantasie nicht zu prakti-

zieren. Rollenspiele stießen auf reges Interesse bei 49,1% der Befragten. 41% von diesen lebten ihre Phantasie unregelmäßig aus und 18,8% regelmäßig. 40,3% setzten ihre Phantasien nicht in die Praxis um.

Insgesamt 51,9% der Stichprobe gaben an, Macht- und/oder Unterwerfungsphantasien im Sinne sadomasochistischer Praktiken zu haben, praktiziert wurden diese von insgesamt 101 Befragten. Regelmäßig praktizierten 26,1% der Befragten und unregelmäßig 39,9% sadomasochistische Praxen. 34% meldeten, diese Phantasien nicht in die Realität umzusetzen. Phantasien, den Partner zu fesseln oder sich fesseln zu lassen, wiesen insgesamt 59,5% der Gesamtstichprobe auf. Von den Personen, die diese Phantasien beschrieben, setzten 69,7% ihre Phantasien regelmäßig (19,4%) oder unregelmäßig (50,3%) um; 30,3% hatten zwar die Phantasien, lebten diese aber nicht aus.

An Partnertausch, Gruppensex, Besuch von erotischen Partys oder Swinger-Clubs zeigten sich insgesamt 63,9% interessiert. 15,4% lebten ihre Phantasien dazu regelmäßig aus, 32,4% in unregelmäßigen Abständen; 52,1% gaben an, zwar Phantasien dazu zu haben, sie aber nicht zu verwirklichen.

Voyeuristische Phantasien (Zuschauen oder sich zuschauen lassen bei einer sexuellen Handlung) bejahten 53,1% der Auslese als Phantasie, 14,7% setzten ihre Phantasie regelmäßig und 34,6% unregelmäßig um. 50,6% setzten ihre Phantasien nicht in die Tat um.

Das Benutzen von Urin, Kot oder Erbrochenem (Urophilie, Koprophilie, Vomophilie) kam bei 16,9% der Befragten in der Phantasie vor. 12% der Befragten nutzten die Ausscheidungen regelmäßig zur sexuellen Stimulierung und 34% unregelmäßig. 54% der Befragten berichteten, die Phantasien zu haben, diese aber nicht auszuführen. Sexuellen Lustgewinn durch die Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstand oder Körperteil (Fetischismus) in der Phantasie hatten 25,3% der Befragten. Davon meldeten 20,3%, die Phantasie auch regelmäßig umzusetzen und 41,9% dies unregelmäßig zu tun. 37,8% lebten ihre Phantasien nicht aus.

Über die gesamte Stichprobe hinweg setzten 35,4% der Befragten ihre Phantasien regelmäßig bis unregelmäßig um. Lediglich 8,9% praktizierten keine ihrer Phantasien.

Bezüglich der Bewertung gelingender Sexualität teilten 61,7% der Teilnehmer mit, sie erachteten eine gut gelingende Sexualität als wichtig im Leben. 28,5% meinten, es gäbe Wichtigeres im Leben und nur 2% antworteten, sie hätten kein Interesse an Sex. 23 Personen machten dazu keine Angabe.

63,4% der Befragten hingegen würden ihre Phantasien gern häufiger ausleben können und weitere 69,9% meinten, noch vieles hinsichtlich ihrer Sexualpraxis ausprobieren zu wollen, was sie bislang noch nicht praktiziert hatten.

## Deskriptive Statistiken im Gruppenvergleich

Geschlechtervergleich: Männer sind in dieser Stichprobe etwas häufiger single (38,8%) als Frauen, aber auch um das Doppelte häufiger verheiratet (25%). 31,4% der Frauen waren single; 12,9% verheiratet.

Insgesamt befanden sich 68,8% der Frauen und 60,5% der Männer in irgendeiner Form stabiler Beziehung. Frauen waren dabei tendenziell zufriedener mit ihrem Beziehungsstatus und ihrem Sexualleben als Männer. Auffallend hingegen war, dass Frauen ein deutlich geringeres Einkommen hatten, was den offiziellen Daten weitgehend entspricht. 52,9% der Frauen hatten ein Einkommen unter 1000 € gegenüber Männern mit 21,7%. Da die Kinderlosigkeit in beiden Gruppen sehr hoch (72,5%) war, ließ sich dieser Zusammenhang kaum mit der Inanspruchnahme von Elternzeiten oder Kindererziehungszeiten erklären. Auffällig ist aber an dieser Stelle, dass 37,9% der Frauen angegeben haben, Abitur zu haben, und 55,7% zurzeit einen weiteren Abschluss anzustreben. Damit könnten sich viele Frauen im Studium oder in einer Ausbildung befunden haben, so dass sich zum einen das niedrigere Einkommen und die Einkünfte durch Sozial- und Transferleistungen (BAföG) ( $w=22,1\%$ ;  $m=13,2\%$ ), sowie durch Mini/Midijobs ( $w=18,6\%$ ;  $m=5,9\%$ ) erklären. Männer hingegen hatten häufiger eine abgeschlossene Berufsausbildung oder ein abgeschlossenes Studium und damit ein entsprechend höheres Einkommen.

Frauen hatten häufiger Sex als Männer. 32,1% der Frauen hatten häufiger als zweimal die Woche Sex. Bei den Männern wiederum waren es nur 19,1%. Männer wiesen eine deutlich höhere Frequenz der Selbstbefriedigung auf. Zur besseren Darstellung der Sexualfrequenz und masturbatorischer Frequenz – vgl. Tab. 1.

Die Verteilung der Vorlieben ist ähnlich; es finden sich nur marginale Differenzen: Frauen phantasierten am meisten über orale Stimulationsmethoden (77,9%), über das Fesseln oder Gefesseltwerden (60%), über das Benutzen von Sexspielzeug oder anderen Gegenständen (56,4). Am häufigsten umgesetzt wurde dabei ebenfalls die orale Stimulation (92,7%), anale Stimulation (84,1%) und das Benutzen von Sexspielzeug oder anderen Gegenständen (82,3%). Aber auch alle weiteren Praktiken waren häufig in Phantasie wie in Umsetzung bei etwa 50% der Frauen nachweisbar. Bei Männern waren ebenfalls die orale Stimulierung in Phantasie (92,2%) wie auch seine Umsetzung (89,3%) am häufigsten verbreitet, gefolgt von analen Stimulierungen in der Phantasie (75,7%) und Gruppensex und/oder Partnertauschphantasien (74,3%). In der Realisation folgten nach dem Oralverkehr das Benutzen von Sexspielzeug u.ä. (76,8%) und anale Penetration (71,3%) – vgl. Tab. 2.

Gelingende Sexualität war beiden Geschlechtern sehr wichtig ( $m=63,8\%$ ;  $w=59,3\%$ ). Männer (71,7%) wollten aber tendenziell öfter ihre Phantasien ausleben als Frauen (54,3%), wobei Frauen generell einen höheren Zufriedenheitsgrad mit ihrem Sexualleben beschrieben als Männer. Männer hingegen (78,9%) wollten gerne mehr probieren, was sie bez. Sex noch nicht gemacht hatten, als Frauen (59,3%) und waren somit möglicherweise etwas experimentierfreudiger. Auch hier bleibt anzunehmen, dass sich die Differenz durch Unterschiede bezüglich der Sexualfrequenz und Zufriedenheit mit dem Sexualleben erklären lassen.

Teilt man die Datensätze in zwei Altersgruppen, fällt zunächst auf, dass in der jüngeren Gruppe sich mehr Singles (39,5%) befinden als in der Gruppe der Älteren (28%). Außerdem waren in der jüngeren Gruppe 4,5% verheiratet, in der älteren Gruppe demgegenüber 42,4%. Hinsichtlich der Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus fällt auf, dass mit steigendem Alter, die Zufriedenheit mit der Partnerschaft sukzessive absinkt. 18,7% der Gruppe unter 30 behaupteten unzufrieden oder eher unzufrieden zu sein. 23,9% waren es bei den Älteren. Am unzufriedensten war die Altersgruppe zwischen 40 und 50 Jahren, wobei in dieser Gruppe auch etwa ein Drittel Singles befand und die bestehenden Unzufriedenheiten sich mit diesem Zusammenhang erklären lassen. Bezüglich eigener Kinder gaben 43,2% der Gruppe über 30 Jahren an, Kinder zu haben, gegenüber nur 15,9% der Gruppe der jüngeren Befragten.

Ein wesentlicher Prädiktor für die Zufriedenheit mit dem Sexualleben scheint in der vorliegenden Stichprobe das Alter selbst zu sein: mit steigendem Alter nimmt die Zufriedenheit mit dem Sexualleben deutlich ab.

Die Befragten gaben an, der häufigste Grund für die Unzufriedenheit sei „zu wenig Sex“ (Jüngere = 19,8%; Ältere = 28%). Es ist hinlänglich bekannt, dass die Sexualfrequenz mit zunehmendem Alter ohnehin sinkt und die vorliegende Stichprobe bestätigt ähnlich lautende Befunde: Bei den Jüngeren hatten 31,1% mehr als 2x/Woche Sexualverkehr, bei den Älteren 16,9%. Die Gruppe der über 30-Jährigen weist allerdings umso höhere Frequenzen in der Selbstbefriedigung auf (43,2% befriedigten sich mehr als 2x/Woche selbst; die jüngeren 34,5%), so dass hier von sexueller Kompensationsleistung gesprochen werden kann. Inwieweit dies auch mit anderen Variablen in Zusammenhang stehen kann, wird die Interferenzstatistik zeigen.

Hinsichtlich der unterschiedlichen Phantasien und deren Umsetzung ergeben im Zusammenhang mit dem Alter lediglich marginale, kaum nennenswerte Unterschiede. Auffällig sind aber die Phantasien zu Gruppensex, Partnertausch u.ä.: 57,1% der jüngeren Gruppe phantasierten darüber und 73,7% der älteren Gruppe. Tendenzial lebte es die jüngere Gruppe geringfügig mehr aus (um 3,5%). Auch Analverkehr und das Zuschauen

Tab. 1: Häufigkeiten von Sex und Onanie

Sexuelle Frequenz im letzten halben Jahr	Frauen n=140	Männer n=152	(Frauen n=140) (Männer n=152)	
			Frequenz Onanie	Frequenz Onanie
Mehr als 2x/Woche	32,1%	19,1%	23,6%	51,3%
1-2x/Woche	24,3%	24,3%	20,0%	28,9%
1-3x/Monat	19,3%	24,3%	21,4%	9,9%
Weniger als 1x/Monat	13,6%	17,1%	20,0%	5,3%
Gar nicht	10,7%	15,1%	15,0%	4,6%

Tab. 2: Sexualphantasien und -verhalten nach Geschlecht

	Sexualphantasien in %				Sexualverhalten in %			
	Männer		Frauen		Männer		Frauen	
<b>Orale Stimulationen</b>	n=14 0	92,2	n=109	77,9	n=125	89,3	n=110	92,7
<b>Benutzen von Sexspielzeug u.ä.</b>	n=99	65,1	n=79	56,4	n=76	76,8	n=63	82,3
<b>Anale Stimulation</b>	n=11 5	75,7	n=63	45,0	n=82	71,3	n=53	84,1
<b>Rollenspiele</b>	n=83	51,6	n=59	42,1	n=50	60,2	n=35	59,3
<b>Sado-/Masochistische Praktiken</b>	n=81	53,3	n=70	50,0	n=50	61,7	n=50	71,4
<b>Fesseln/ Bondage</b>	n=89	58,6	n=81	60,0	n=63	70,8	n=57	67,9
<b>Gruppensex, Swingen u.a</b>	n=11 3	74,3	n=73	52,1	n=57	50,4	n=31	42,2
<b>Zuschauen (lassen)</b>	n=86	56,6	n=69	53,5	n=46	49,3	n=30	43,5
<b>Uro-, Kopro-, Vomophile Praktiken</b>	n=33	21,7	n=16	11,4	n=17	51,5	n=6	37,5
<b>Fetisch</b>	n=58	38,2	n=16	11,4	n=34	58,6	n=12	75,0

oder sich zuschauen lassen war bei den Älteren in der Phantasie um 15-20% stärker vertreten, wobei es in der Umsetzung prozentual kaum Unterschiede gab. Insgesamt war beiden Gruppen eine gelingende Sexualität etwa gleich wichtig. Die ältere Gruppe wünschte sich allerdings um 13% mehr ihre Phantasien öfter ausleben zu können. Die jüngere Gruppe tendierte eher dazu Neues zu probieren (71,2% zu 66,9%).

Teilt man die Stichprobe hinsichtlich des Bildungsgrades, fällt auf, dass Hauptschüler angaben, am unzufriedensten mit ihrem Beziehungsstatus zu sein, waren allerdings, neben den Abiturienten, am zufriedensten mit ihrem Sexualleben (A=64,3%; C=65,5%).<sup>1</sup> Die Realschul-

gruppe und Akademikergruppe waren am unzufriedensten mit ihrem Sexualleben (B=40,4%; E=40,7%). Die Begründung für die beschriebene Unzufriedenheit war zu etwa 40% und über alle Bildungsabschlüsse hinweg „zu wenig Sex“. Mit zunehmender Bildung wurde aber in den frei verfügbaren Items auch geringfügig häufiger angegeben, dass die Wünsche mit denen der Partner nicht kompatibel erschienen.

Die Abiturienten lebten am häufigsten von Sozial- und Transferleistungen, was sich durch den Bezug von BAföG erklären lässt. Je höher allerdings der persönliche Bildungsgrad, umso höher war die Wahrscheinlichkeit, dass der Vater ebenfalls über ein abgeschlossenes Studium verfügte, was möglicherweise einen Hinweis auf die sozialisationstheoretische Annahme der traditionellen familialen Weitergabe habitueller Zuschreibungen über inkorporierte Kapitalien gibt.

Bezüglich Phantasien und der gelebten Praxis ergaben sich hingegen kaum Unterschiede unter den Bildungsschichten.

<sup>1</sup> Zur Erläuterung der Unterschiede hinsichtlich des Bildungsabschlusses werden die Gruppen in der Folge dem Alphabet nach geordnet. Etwaige Abkürzungen verweisen auf die jeweilige Gruppe.  
Gruppe A: [Hauptschulabschluss n= 16]  
Gruppe B: [Realschulabschluss n=47]  
Gruppe C: [Abitur n=87]  
Gruppe D: [abgeschlossene Berufsausbildung n=86]  
Gruppe E: [abgeschlossenes Studium n=76]

	Sexualfrequenz (1-2x pro Woche und mehr)	Selbstbefriedigung (mehr als 2x pro Woche)
A Hauptschulgruppe	62,6 %	37,5 %
B Realschulgruppe	55,3 %	29,8 %
C Abiturientengruppe	50,6 %	40,2 %
D Berufsausbildung	51,5 %	38,2 %
E Akademikergruppe	40,8 %	40,8 %

Tab. 3: Sexualfrequenz und Onanie nach Bildung

Bildungsabschluss des Vaters	sehr zufrieden + eher zufrieden mit dem Sexualleben	eher unzufrieden + sehr unzufrieden mit dem Sexualleben
kein Abschluss n=7	14,3 %	85,7 %
Hauptschulabschluss n=52	50,0 %	50,0 %
Realschulabschluss n=41	61,6 %	38,3 %
Abitur n=19	72,2 %	27,8 %
Berufsausbildung n=98	63,9 %	36,1 %
Studium n=64	70,3 %	29,7 %

Tab. 4: Zufriedenheit nach Bildung des Vaters

In der Stichprobe fällt allerdings auf: Je höher der Bildungsgrad umso eher wurden Phantasien tendenziell überhaupt nicht ausgelebt. Akademiker hatten außerdem ein geringeres Interesse, mehr Phantasien auszuleben oder Neues auszuprobieren. Eine gelingende Sexualität im Leben war hingegen allen Bildungsniveaus gleichermaßen wichtig. Da sich aber in der Akademikergruppe eher höhere Altersklassen befanden, und das Interesse Neues auszuprobieren mit zunehmendem Alter absinkt, können die bestehenden Differenzen damit erklärt werden. Die Sexualfrequenz sinkt deutlich mit dem Bildungsgrad und die Frequenz von Selbstbefriedigung steigt gegenläufig geringfügig (allerdings nur bei einer Frequenz von mehr als 2x pro Woche) – vgl. Tab. 3.

Hinsichtlich des Bildungsabschlusses des Vaters fällt auf, dass 85,7% derjenigen, deren Vater keinen Abschluss erworben hat, mit ihrem Sexualleben unzufrieden waren. Zudem wird deutlich, dass die Zufriedenheit im Sexualleben (und auch die Sexualfrequenz) mit höherem Bildungsabschluss des Vaters steigt – vgl. Tab. 4.

Bei einer Teilung nach Einkommen gibt es wenige Auffälligkeiten. Die höhere Einkommensgruppe war geringfügig zufriedener mit ihrem Beziehungsstatus (um 6,7%), allerdings nicht mit ihrem Sexualleben. Es fällt auf, dass die höhere Einkommensgruppe häufiger Phantasien hatte und diese auch häufiger auslebte (bei jeder Praktik um etwa durchschnittlich 10%), was möglicherweise mit den ökonomisch günstigeren Lebensbedingungen zusammenhängt – vgl. Tab. 5.

Hinsichtlich des Beziehungsstatus fällt auf, dass Singles eher unzufrieden mit ihrem Beziehungsstatus und

ihrem Sexualleben waren, vornehmlich infolge mangelnder Erfahrungen. Auch ihre Sexualfrequenz war deutlich geringer – vgl. Tab. 6 u. Tab. 7.

Insgesamt lässt sich nachweisen, dass die Zufriedenheit in Beziehungen stark mit der Zufriedenheit mit dem Sexualleben zusammenhängt. Auch das Ausleben der Sexualpraktiken hängt mit der Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus zusammen. Von denjenigen, die zufrieden waren, lebten 40,3% ihre Phantasien hundertprozentig aus; 95,7% praktizierten mindestens eine ihrer Phantasien. Von den eher Zufriedenen verwirklichten 32,1% ihre Phantasien ganz; 9,5% setzten gar keine ihrer Phantasien um. Bei denen, die angegeben haben, eher unzufrieden zu sein, lebten 32,6% all ihre Phantasien aus und der Anteil derjenigen, die keine ihrer Phantasien praktizierten, stieg auf 16,3%. Unter den sehr Unzufriedenen führten nur noch 15,4% ihre Phantasien vollkommen aus; 30,8% setzten keine ihrer Phantasien um. Auch hier lässt sich allerdings nachweisen, dass der überwiegende Teil derjenigen, die angegeben haben, sehr unzufrieden mit ihrem Beziehungsstatus zu sein, Singles waren und damit auch eine generell niedrigere Sexualfrequenz hatten.

Teilt man die Gruppe nach der Zufriedenheit mit dem Sexualleben, wird ein starker Zusammenhang zwischen dem Sexualleben und der Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus sichtbar: Je unzufriedener die Befragten mit dem Sexualleben waren, desto unzufriedener waren sie es auch mit dem Beziehungsstatus. Auch hier war, wie schon zuvor, zu beobachten, dass mit steigendem Alter die Zufriedenheit mit dem Sexualleben deutlich abnimmt. In der Gruppe derjenigen, die angaben, sehr unzufrieden

Tab. 5: Sexualphantasien und -verhalten nach Einkommen

Praktik	Einkommen unter 1000 € n=108		Einkommen über 1000 € n=185	
	Phantasie	Verhalten	Phantasie	Verhalten
Oralverkehr	76,9%	<b>85,5%</b>	90,3%	<b>94,0%</b>
Spielzeug	52,8%	<b>71,9%</b>	65,9%	<b>83,6%</b>
Analverkehr	50,5%	<b>72,2%</b>	67,6%	<b>78,4%</b>
Rollenspiel	47,2%	<b>56,0%</b>	50,8%	<b>61,7%</b>
SM	50,9%	<b>60,0%</b>	53,0%	<b>69,4%</b>
Bondage	56,5%	<b>65,6%</b>	61,1%	<b>71,7%</b>
Gruppensex, Swingen u.a.	51,4%	<b>36,4%</b>	70,8%	<b>53,4%</b>
Zuschauen	42,6%	<b>41,3%</b>	58,9%	<b>53,2%</b>
Urophilie etc.	12,0%	<b>46,2%</b>	20,0%	<b>45,9%</b>
Fetisch	18,7%	<b>50,0%</b>	29,2%	<b>66,7%</b>

Tab. 6: Zufriedenheit mit Beziehungsstatus und Sexualleben

Zufriedenheit mit:	Single n= 103		in Beziehung n= 188	
	Beziehungsstatus	Sexualleben	Beziehungsstatus	Sexualleben
zufrieden	22,3%	14,7%	64,2%	35,1%
eher zufrieden	30,1%	27,5%	29,5%	37,8%
eher unzufrieden	33,0%	43,1%	5,8%	22,3%
unzufrieden	14,6%	14,7%	0,5%	4,8%
	<b>52,4%</b>	<b>42,2%</b>	<b>93,7%</b>	<b>72,9%</b>
	<b>47,6%</b>	<b>57,8%</b>	<b>6,3%</b>	<b>26,1%</b>

Tab. 7: Sexualfrequenz und Onanie nach Beziehungsstatus

Frequenz	Single n=103		in Beziehung n=191	
	Sex	Onanie	Sex	Onanie
mehr als 2x/Woche	13,6%	53,5%	31,9%	29,6%
1-2x/Woche	16,5%	21,4%	28,8%	27,2%
1-3x/Monat	18,4%	10,7%	23,6%	17,8%
weniger als 1x/Monat	22,3%	6,8%	12,0%	15,2%
gar nicht	29,1%	7,8%	3,7%	9,9%

mit ihrem Sexualleben zu sein, waren 64% über dreißig Jahre alt und zu 60% Singles. Mit steigender Unzufriedenheit sank auch die Sexualfrequenz deutlich und die Häufigkeit der Nutzung autoerotischer Selbststimulation nahm zu, während die Häufigkeit ausgelebter Phantasien abnahm. Unzufriedene setzten zu 52,3% ihre Phantasien gar nicht um, hatten allerdings den Wunsch, Phantasien öfter zu verwirklichen und Neues auszuprobieren. Interessanterweise gaben Paare, die in getrennten Haushalten lebten, an, am wenigsten unzufrieden mit der Beziehung und dem Sexualleben zu sein.

## Interferenzstatistiken nach Pearson-Chi-Quadrat

Zur Überprüfung der Hypothesen sowie weiterer Zusammenhänge zwischen den Variablen wurde in dieser Untersuchung der Chi-Quadrat-Test<sup>2</sup> sensu Pearson verwendet. Bei abnehmender Größe der ermittelten p-Werte ist der behauptete Zusammenhang signifikant.

Alter: Wie bereits angemerkt (vgl. Seite 50f), sinkt die Zufriedenheit mit dem Sexualleben mit steigendem Alter. Dieses Ergebnis zeigt eine statistische Signifikanz von p=0,001 und stellt damit einen hochsignifikanten Zusam-

<sup>2</sup> Hier verwendete Signifikanzniveaus: p= <0,05 signifikanter Zusammenhang der Variablen mit einer Wahrscheinlichkeit von 95%, bei p=<0,01 hoch signifikant mit einer Wahrscheinlichkeit von über 99%. In Einzelfällen wird bei p-Werten geringfügig > 0,05 eine tendenzielle Signifikanz thematisiert.

Alter	Trifft folgende Aussage auf Sie zu? Ich möchte öfter meine Phantasien ausleben können (in %)		Gesamtsumme
	ja	nein	
unter 20 Jahre	45,5	54,5	n= 22= 100%
20- 30 Jahre	60,4	39,6	n= 154= 100%
31- 40 Jahre	70,8	29,2	n= 65= 100%
41- 50 Jahre	78,8	21,2	n= 23= 100%
51- 60 Jahre	66,7	33,3	n= 18= 100%
über 60 Jahre	0,0	100,0	n= 2= 100%
Gesamtsumme	63,6	36,4	n= 294= 100%

Tab. 8: Öfter Phantasien ausleben nach Alter

Geschlecht	Trifft folgende Aussage auf Sie zu? Ich möchte öfter meine Phantasien ausleben können in %		Gesamtsumme
	ja	nein	
männlich	71,7	28,3	n= 152= 100%
weiblich	54,7	45,3	n= 139= 100%
Gesamtsumme	63,6	36,4	n= 291= 100%

Tab. 9: Öfter Phantasien ausleben nach Geschlecht

menhang des Items Zufriedenheit mit dem Sexualleben und dem Alter dar. Mit einer statistischen Signifikanz von  $p=0,033$  steigt ebenfalls mit dem Alter der Wunsch, öfter Phantasien auszuleben. Bei einer Teilung in zwei Altersgruppen (unter 30 und über 30 Jahre) wird das Ergebnis noch deutlicher ( $p=0,027$ ) – vgl. Tab. 8.

Insgesamt wird das Ergebnis dadurch bestätigt, dass mit zunehmendem Alter, auch die Sexualfrequenz deutlich abnimmt. Insbesondere im Alter von 31-40 Jahre und 51-60 Jahre sinkt die Frequenz deutlich ab und liegt am häufigsten bei 1-3-mal im Monat. Hier zeigt sich ein statistischer Signifikanzwert von  $p=0,015$ .

Geschlecht: Hinsichtlich autoerotischer Akte hatten Männer eine deutlich erhöhte Frequenz von Selbstbefriedigung: 80,3% der Männer onanierten mindestens einmal die Woche und häufiger. Nur 43,6% der Frauen befriedigten sich selbst derart häufig und 21,4% hatten im letzten halben Jahr überhaupt nicht onaniert. Bei den Männern hingegen waren es nur 4,6%, die sich nicht selbst befriedigt haben. Hier ergibt sich ein hoch signifikanter Zusammenhang von  $p=0,000$ .

Männer hatten außerdem den Wunsch, ihre Phantasien öfter auszuleben, um 17% mehr als Frauen. Der  $p$ -Wert liegt hier bei  $p=0,003$  und zeigt ebenfalls einen hoch signifikanten Zusammenhang – vgl. Tab. 9.

Männer hatten größeres Interesse, Neues auszuprobieren: 78,9% der Männer antworteten auf diese Frage mit ja; bei den Frauen waren es hingegen 59,3%. Dieser Zusammenhang ist signifikant ( $p=0,000$ ).

Kreuzt man die Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus und die Zufriedenheit mit dem Sexualleben zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen beiden

Variablen ( $p=0,000$ ): Je zufriedener jemand mit dem Beziehungsstatus war, umso zufriedener war er auch im Sexualleben und vice versa. Auch die Sexualfrequenz hängt also mit der Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus und der Zufriedenheit mit dem Sexualleben zusammen: Je unzufriedener jemand mit seinem Beziehungsstatus war oder mit seinem Sexualleben umso niedriger wurde die Sexualfrequenz. Hier ergibt sich für beide Kreuzungen ein  $p$ -Wert von  $p=0,000$ . Ein ebenso hoch signifikanter Zusammenhang ergibt sich hinsichtlich des Zusammenhangs von Selbstbefriedigung und Beziehungsstatus. Je höher die Unzufriedenheit im Beziehungsstatus angegeben wurde, umso häufiger war die Frequenz der Selbstbefriedigung ( $p=0,002$ ) – vgl. Tab. 10.

Diejenigen, die unzufriedener mit ihrem Sexualleben waren, hatten umso häufiger den Wunsch, ihre Phantasien öfter ausleben zu können ( $p=0,000$ ) und Neues auszuprobieren ( $p=0,038$ , vgl. Tab.12). Diejenigen aber, die angaben sehr zufrieden mit ihrem Sexualleben zu sein, haben lediglich nur zu 35,8% den Wunsch geäußert, ihre Phantasien öfter umzusetzen. So stieg der Wunsch, häufiger Phantasien zu verwirklichen, bei denjenigen, die berichteten, eher zufrieden zu sein, bereits auf 66,7% an. Den Höchstwert (88%) bildeten die sehr Unzufriedenen – vgl. Tab. 11 und 12.

Der jeweilige Beziehungsstatus steht in Zusammenhang mit ausgewählten Sexualpraktiken: Insbesondere das regelmäßige Praktizieren von Oralverkehr hängt mit einer Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus zusammen. Je zufriedener die Gruppe, umso eher wurde Oralverkehr praktiziert ( $p=0,000$ ).

Tab. 10: Sexualfrequenz und Zufriedenheit im Sexualleben

Zufriedenheit im Sexualleben	Wie oft hatten Sie im Durchschnitt des letzten halben Jahres Sex mit einem oder mehreren Partnern? In %					Gesamtsumme
	weniger als 1x im Monat	1-2 x pro Woche	mehr als 2x pro Woche	1-3 x im Monat	gar nicht	
Sehr zufrieden	0,0	27,2	61,7	7,4	3,7	n=81=100%
eher zufrieden	11,1	36,4	20,2	30,5	2,0	n=99=100%
eher unzufrieden	30,0	15,1	4,7	24,4	20,9	n=86=100%
sehr unzufrieden	34,9	0,0	4,0	16,0	60,0	n=25=100%
Gesamtsumme	15,8	24,4	25,8	21,0	13,1	n=291=100%

Tab. 11: Öfter Phantasien ausleben und Zufriedenheit im Sexualleben

Zufriedenheit im Sexualleben	Trifft folgende Aussage auf Sie zu? Ich möchte öfter meine Phantasien ausleben können in %		Gesamtsumme
	ja	nein	
Sehr zufrieden	35,8	64,2	n=81=100%
eher zufrieden	66,7	33,3	n=99=100%
eher unzufrieden	78,8	21,2	n=85=100%
sehr unzufrieden	88,0	12,0	n=25=100%
Gesamtsumme	63,4	36,6	n=290=100%

Tab. 12: Neues probieren und sexuelle Zufriedenheit

Zufriedenheit im Sexualleben	Trifft folgende Aussage auf Sie zu? Ich möchte vieles probieren was ich (bezüglich Sex) noch nicht gemacht habe in %		Gesamtsumme
	ja	nein	
Sehr zufrieden	58,0	42,0	n=81=100%
eher zufrieden	69,7	30,3	n=99=100%
eher unzufrieden	76,7	23,3	n=86=100%
sehr unzufrieden	80,0	20,0	n=25=100%
Gesamtsumme	69,4	30,6	n=291=100%

Das Benutzen von Sexspielzeug oder anderen Gegenständen hängt ebenfalls statistisch signifikant mit der Zufriedenheit des Beziehungsstatus zusammen ( $p=0,044$ ); das Gleiche gilt für Rollenspiele ( $p=0,008$ ) und das Fesseln oder Gefesseltwerden ( $p=0,015$ ). Die Kreuzungen mit den anderen Sexualpraktiken ergaben keinerlei weitere Signifikanzen.

Was Zufriedenheit mit dem Sexualleben betrifft, ergeben sich nur geringfügig andere Signifikanzen bez. der Sexualpraktiken. Oralverkehr steht hier ebenfalls mit dem Höchstwert von  $p=0,000$  in Relation zur Zufriedenheit im Sexualleben. Je unzufriedener jemand war, umso eher wurde angegeben, solche Phantasien nicht zu haben, allerdings gilt diese Tendenz nur für den Oralverkehr und das Benutzen von Sexspielzeug. Das Benutzen von Sexspielzeug ( $p=0,044$ ) und ebenfalls das Ausführen von

Rollenspielen ( $p=0,008$ ) hängen auch hier mit dem Sexualleben zusammen. Statt des Fesseln kommt hier allerdings noch das Praktizieren von sado/masochistischen Praktiken dazu, was statistisch hochsignifikant mit der Zufriedenheit im Sexualleben in Zusammenhang steht ( $p=0,005$ ). So scheinen einige Praktiken abhängig von Zufriedenheit in Beziehung zu sein und/oder von der Zufriedenheit mit dem Sexualleben, andere wiederum werden eher unabhängig davon gelebt.

## Interpretation

Die vorliegende Untersuchung stellt fest, dass es in der deutschen Bevölkerung ein großes Interesse an alternativen Sexualpraxen gibt, und gleichfalls in einem hohen Maße auch die Bereitschaft, sie auszuleben. Im Vergleich zu anderen Studien liegen die ermittelten Werte und Häufigkeiten zwar höher, aber diese Abweichungen lassen sich gut erklären. Die oben beschriebenen Studien weisen z.T. abweichende Definitionen und Auffassungen spezifischer Sexualpraktiken auf. In der vorliegenden Untersuchung wurden pathologiebezogene Benennungen zwar vermieden und die entsprechenden Verhaltensweisen weit gefasst, die Studie lässt aber gleichzeitig die Möglichkeit zu, bei Vorliegen konkreter Phantasien auch mehrere Items zuzuordnen. Wer SM-Phantasien hat, wird womöglich auch zugleich das Item Fesseln oder Gefesseltwerden angegeben haben, da Unterwerfungsphantasien oftmals auch mit Fixierungen oder mit dem Benutzen von Gegenständen einhergehen. Somit steigt die Vielfalt und Anzahl von Phantasien und es ergibt sich ein summarisch höheres Ergebnis. Im Rahmen der Durex-Studie wurden die Ergebnisse international erhoben, Resultate für Deutschland liegen zwar vor, sind aber aufgrund privatwirtschaftlicher Nutzungsbedingungen nicht zugänglich. An dieser Stelle kann deutlich werden, dass die dort ermittelten geringeren Zahlen bezüglich alternativer Sexualpraktiken nicht nur mit der dort sehr weit gefassten Formulierung der Items, sondern auch mit kulturspezifischen Eigenarten und politisch-normativen Verhältnissen anderer Länder zusammenhängen. Sigusch (2005) zufolge betreffen die im Rahmen der Neosexualität geschilderten Prozesse der Dissoziation der sexuellen Sphäre, der Dispersion sexueller Fragmente sowie v.a. der Diversifikation sexueller Beziehungen vornehmlich kapitalistisch geprägte Gesellschaften westlicher Industriestaaten: „Kapitalismus und Liebe gehören zusammen“ (Sigusch, 2005,13). Da die anderen Studien sich hinsichtlich der Itemauswahl alternativer Sexualpraktiken eher begrenzt haben und diese nur unkonkret ausformulieren,

kann das niedrigere Ergebnis der Verbreitung bestimmter Phantasien stark von der reduktionistischen Auswahl der Praxen beeinflusst sein. Dazu kommen Fragen unterschiedlicher Studiendesign. Insofern die Durex-Studie mit einem Erhebungsmix aus Online-Umfrage, Haustürgesprächen und Fragebögen operiert hat und damit hinsichtlich der Gütekriterien, insbesondere Reliabilität und Objektivität, als unsicher zu beurteilen ist, ist deren Repräsentativität zusätzlich in Frage gestellt. Die Berliner Studie (Ahlers et al., 2011, Beier & Loewit, 2011) hingegen hat ihre Befragung anhand von persönlichen Interviews durchgeführt. Ein anonymer Fragebogen im Internet senkt die Hemmschwelle deutlich herab, über bestimmte intime Phantasien oder Praktiken Auskunft zu geben. Im konkreten Vergleich der Berliner Männerstudie mit den in der vorliegenden Untersuchung aufgeführten Ergebnissen lassen sich ähnliche Tendenzen bezüglich verschiedener Sexualphantasien und der Umsetzung erkennen – vgl. Tab. 13.

Die Werte bei „mindestens einer Ansprechbarkeit“ lassen sich sicherlich aufgrund der vielfältigeren Auswahl an Praktiken in der vorliegenden Studie erklären und sind daher kaum vergleichbar. Bei der Umsetzung mindestens einer Phantasie zeigt sich eine prozentuale Abweichung von 12%. Vergleicht man die prozentualen Durchschnittswerte der Frage, inwieweit die in der Tabelle genannten Sexualpraktiken ausgelebt werden, zeigen sich Prozentwerte von 67,6% (Berliner Studie) und 56,5% und ergeben damit eine Abweichung von gerade 11,1%. Da die Werte hier sehr ähnlich erscheinen, muss davon ausgegangen werden, dass der Responsebias in der vorliegenden Untersuchung als minimal bezeichnet werden kann.

Ein Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und Sexualformen konnte im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht belegt werden. Ein signifikanter Zusammenhang bestand lediglich zwischen höherem Einkommen und höherem Phantasievorkommen ( $p=0,015$ ). Obgleich signifikant, muss dieser Zusammenhang jedoch mit Skepsis betrachtet werden. Da Männer insgesamt ein höheres Phantasievorkommen aufwiesen ( $p=0,007$ ) und deutlich häufiger ein höheres Einkommen hatten als

	Berliner Studie n 373		Männliche Stichprobe n 152 der vorliegenden Studie	
	Phantasie	Umsetzung	Phantasie	Umsetzung
Sadismus/Masochismus	36,9%	74,3%	53,3%	61,7%
Heimliches Beobachten/ genitales Präsentieren	37,8%	46,8%	56,6%	49,3%
Fetisch	29,5%	81,7%	38,2%	58,6%
Mindest. eine Ansprechbarkeit und Umsetzung	57,6%	75,9%	99,3%	64,0%

Tab. 13: Vergleich der vorliegenden Untersuchung mit der Berliner Studie

Frauen ( $p=0,000$ ), muss man annehmen, dass die höhere Phantasietätigkeit der höheren Einkommensgruppe vom Geschlecht beeinflusst wurde. Sigusch (2005) weist darauf hin, dass die von ihm beschriebenen Aspekte der Pluralisierung der Sexualformen quer durch alle Bildungsschichtung Geltung beanspruchen. Weder die ökonomische Ausstattung noch der Bildungsgrad hat in der vorliegenden Stichprobe Einfluss auf Sexualität oder Beziehung. Vielmehr scheinen generelle Zufriedenheitsfaktoren relevante Prädiktoren darzustellen: Die Zufriedenheit mit dem Beziehungsstatus und die Zufriedenheit im Sexualleben stehen in eine höchst signifikanten Relation ( $p=0,000$ ). Ebenfalls lassen sich signifikante Verbindungen bezüglich der Zufriedenheit mit dem Sexualleben sowie dem Beziehungsstatus im Zusammenhang mit Sexualfrequenz ( $p=0,000$  bzw.  $p=0,000$ ) beobachten. Deutlich wird, dass Unzufriedenheit mit dem Beziehungsstatus oder mit dem Sexualleben mit einer niedrigeren Sexualfrequenz ( $p=0,000$ ), dem Bedürfnis nach mehr Sex und dem Wunsch öfter Phantasien ausleben zu können, einhergeht ( $p=0,000$ ). Unzufriedenheit mit der Sexualität erhöht den Wunsch mehr auszuprobieren ( $p=0,038$ ), was für Singles wie für Paare gleichermaßen gilt. Dass mit steigendem Alter die Zufriedenheit im Sexualleben abnahm ( $p=0,001$ ) und 42% der über Dreißigjährigen angaben, verheiratet zu sein (mit steigendem Alter erhöht sich der Prozentsatz), macht deutlich, dass die Beziehungslänge hinsichtlich der gelingenden Sexualität den wesentlichsten Prädiktor darstellt.

Die Bereitschaft Phantasien auszuleben war deutlich höher, wenn auch die Sexualfrequenz relativ hoch war und die Befragten sich zufrieden zeigten. Der Wunsch, Neues zu probieren, und Experimentierfreude hingen mit der Unzufriedenheit des Sexuallebens und der reduzierten Koitushäufigkeit signifikant zusammen ( $p=0,038$ ).

Der Untersuchung von Amendt et al. (2011) zufolge findet Sexualität auch heute noch zu etwa 95% aller kotalen Erfahrungen in festen Partnerschaften und Beziehungen statt, was im Rahmen dieser Untersuchung durch die deutliche Unzufriedenheit und signifikant geringere Sexualfrequenz von Singles bestätigt wurde ( $p=0,000$ ). Auch der Wunsch, öfter Phantasien auszuleben, war von einem defizitären Sexualleben ( $0,000$ ), einer Unzufriedenheit in Beziehung ( $p=0,000$ ) und einer niedrigen Sexualfrequenz ( $0,004$ ) geprägt. Dabei hatten Männer an dieser Stelle, auch wenn sie zufrieden waren, generell ein erhöhtes Bedürfnis mehr Phantasien zu verwirklichen ( $p=0,003$ ) und mehr Praktiken auszuprobieren ( $p=0,000$ ). Sie wiesen eine höhere Phantasietätigkeit auf ( $p=0,007$ ) und schienen damit insgesamt sexuell etwas vielfältiger ansprechbar zu sein als Frauen.

## Diskussion

Sexualität und Beziehung gehören eben nicht nur fragmentarisch zusammen, sondern ergeben gemeinsam die Basis gelingender Beziehungen. Eine gute stabile Beziehung bedingt eine befriedigende Sexualität und umgekehrt. Sozioökonomische Faktoren und soziale Herkunft laden überhalb des Signifikanzniveaus und sind wenig aussagekräftig. Verliert hingegen das Sexualleben an Qualität und Quantität, sinkt dessen subjektiv erlebte Intensität, dann droht ein Ungleichgewicht und die Partnerschaft wird instabil. Unterschiedliche Präferenzmuster, differente Verteilungen von Sexualmodus, Körperschema und präferiertem Geschlecht verringern die Wahrscheinlichkeit einer voll befriedigenden Sexualität. Während Partnerschaften zu Beginn der Beziehung durch ein hohes Maß an sexueller Aktivität und gegenseitiger Anziehung geprägt sind, entwickeln sich im Zeitverlauf unterschiedliche Routinen, die sich auch in Form nachlassender Sexualfrequenz und zunehmender Gleichförmigkeit im Sexualleben abbilden können. Laut dem Sexreport von ProSieben (mit 55.992 Teilnehmern) wünschen sich 61% der Männer und 50% der Frauen häufigeren Geschlechtsverkehr. Wenn nun im Sinne der vorliegenden Untersuchung davon auszugehen ist, dass der Wunsch nach häufigerem Geschlechtsverkehr mit zunehmender Unzufriedenheit im Sexual- und Beziehungsleben korrespondiert (das wären über 50%<sup>3</sup>), lässt sich leicht erklären, warum die Zahl der Ehescheidungen und Wiederverheiratungen auf hohem Niveau liegt. Gerade in Zeiten ökonomisch notwendiger Flexibilisierungsprozesse im Lebensverlauf (vgl. Sennett, 1998, Sigusch, 2013) wird die gesellschaftliche Norm lebenslanger Beziehungen zunehmend durch sozialpolitische „Sachzwänge“ und ökonomische Notwendigkeiten unterlaufen. Aus der „Ehe bis zur Bahre“ werden Lebensabschnittsbeziehungen, die nicht nur kurzfristiger angelegt sind, sondern auch die klassischen Rollenmuster von Männern und Frauen verändern. Gerade die im Zuge der Frauenrechtsbewegung formulierte Abkopplung von ökonomischer Abhängigkeit verändert die männliche Vormachtstellung und lässt Beziehungen zunehmend zu Begegnungen auf Augenhöhe werden. Was einige Generationen zuvor noch selbstverständlich war, muss konsensual verhandelt werden (vgl. Schmidt, 1998). Das betrifft nicht nur Fragen der Alltagsgestaltung, sondern eben auch Fragen gelingender Sexualität. Einer Beziehung mit sexuellen Schwierigkeiten oder unterschiedlichen Präferenzmustern der Partner fehlt damit ein wesentlicher Stabilitätsfaktor.

3 Durexstudie für Deutschland: 16% vollkommen unzufrieden; 39% mittelmäßig, weder noch; 38% (sehr) zufrieden mit Sex.

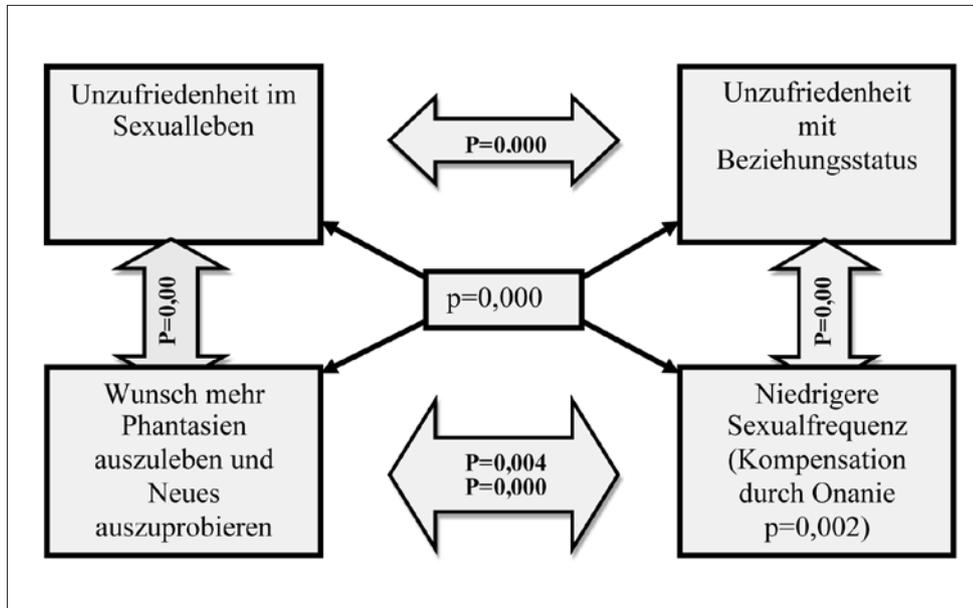


Abb. 4: Zusammenfassung der Ergebnisse

Die vorliegende Studie kann deutlich machen, dass Sexualität eben kein Randphänomen der Beziehung, sondern einen integralen Bestandteil von Partnerschaft darstellt. Folgende, mit den entsprechenden Signifikanzen versehene Abbildung (Abb. 4) kann darüber Auskunft geben, welche der ermittelten Aspekte sozial- und sexualwissenschaftlich zusammenzudenken sind:

Wenn die sexuelle Frequenz niedriger wird und sich damit die sexuelle Vielfalt reduziert, hat dies Einfluss auf die subjektiv wahrgenommene Qualität der Beziehung. Je höher die Unzufriedenheit in Beziehungen, umso eher treten Partnerkonflikte auf, die wiederum als hoher Stressor für den Einzelnen und das Paar gelten (vgl. Fiedler, 2010), aber sexuell kaum kompensiert werden können.

Dass sich daraus auch Forderungen für Personen in medizinischen, psychologischen und psychosozialen Arbeitsfeldern ergeben, ist einleuchtend, wenn auch kaum rezipiert (vgl. Buddeberg, 2005). Die prinzipielle Offenheit, Sexualität zur Sprache zu bringen, theoretische sexualwissenschaftliche Kenntnisse, die Auseinandersetzung mit den eigenen und fremden Spielarten des Sexuellen, sollten Grundlage medizinischer, psychologischer und psychosozialer Ausbildungsgänge sein. Dass dem ganz überwiegend nicht so ist, belegen Blicke in Curricula von Hochschulen und Fachgesellschaften: Sexualität wird, wenn überhaupt, überwiegend negativ thematisiert, d.h. im Sinne von Missbrauch, Mobbing, sexueller Gewalt und Nötigung gefasst. Sexualität wird so zu einem bloßen Anhängsel der jeweiligen Beziehungsform und damit aus herrschenden therapeutischen und beraterischen Diskursen exkludiert. So tragen eben auch die Professionellen ihren Teil zur Tabuisierung des Sexuellen bei. Kurz und knapp: Psychosoziale Beratung ohne Berücksichtigung der sexuellen Dimension ist wie ein Fahrrad ohne Sattel: Fährt, aber nicht gut.

## Literatur

- Ahlers, C.J., Schaefer, G.A., Mundt, I.A., Roll, S., Englert, H., Willich, S., Beier, K.M., 2011. How unusual are the contents of paraphilia? Paraphilia-associated sexual arousal patterns in a community-based sample of men. *J Sex Med* 8, 1362–70.
- Amendt, G., Schmidt, G., Sigusch, V., 2011. Sex tells: Sexualforschung als Gesellschaftskritik. Konkret, Hamburg.
- Arendt, H.J., Adolf, D., Friedrich, C., 2011. Inzidenz sexueller Probleme in der gynäkologischen Praxis. *Sexuologie* 18 (1/2), 25–29.
- Batinic, B., Puhle, B., Moser, K., 1999. Der WWW-Fragebogen-Generator. In: Batinic, B., Werner, A., Gräf, L., Bandilla, W. (Hg.). *Online research: Methoden, Anwendungen und Ergebnisse*. Hofgrefe Verlag für Psychologie, Göttingen, 93–102.
- Beier, K.M., Loewit, K., 2004. *Lust in Beziehungen. Einführung in die syndyastische Sexualtherapie*. Springer, Berlin.
- Beier, K.M., Loewit, K., 2011. *Praxisleitfaden Sexualmedizin. Von der Theorie zur Therapie*. Springer, Berlin.
- Buddeberg, C., 2005. *Sexualberatung. Eine Einführung für Ärzte, Psychotherapeuten und Familienberater*. Thieme, Stuttgart.
- Cedzich, D.A., Bosinski, H.A.G., 2010. Sexualmedizin in der hausärztlichen Praxis: Gewachsenes Problembewusstsein bei nach wie vor unzureichenden Kenntnissen. *Sexuologie* 17 (1/2), 5–13.
- Crepault, E., Couture, M., 1980. Men's erotic fantasies. *Archives of Sexual Behavior* 9, 565–581.
- De Sade, M., 2010. *Gesammelte Werke. Akzente*, Neu-Isenburg.
- Dilling, H., Mombour, W., Schmidt, M.H., Schulte-Markwort, E., 2011. *Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). Diagnostische Kriterien für Forschung und Praxis*. Huber, Bern.
- Durex, 2008. *Sexual Wellbeing. Global Survey*. <http://www.durex.com/en-sg/sexualwellbeingsurvey/documents/swgs pptv2.pdf> (7.5.14).
- Fiedler, P., 2010. *Sexualität*. Reclam, Stuttgart.
- Freud, S., 2010. *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Reclam, Stuttgart.

- Habermas, J., 1982. Theorie des kommunikativen Handelns. Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- James, E.L., 2012. Fifty Shades of Grey. Geheimes Verlangen. Goldmann, München.
- Joyal, C.C., Cossette, A., Lapierre, V., 2014. What Exactly Is an Unusual Sexual Fantasy? Journal of Sexual Medicine. doi: 10.1111/jsm.12734.
- Khar, B., 2007. Sex and the Psyche. Basic Books, New York.
- Khar, B., 2008. Who's been sleeping in your head? The secret world of sexual fantasies. Basic Books, New York.
- Krafft-Ebing, R., 1894. Psychopathia Sexualis. Ferdinand Enke, Stuttgart.
- Prosieben, Sex Report 2008. [http://www.myvideo.de/channel/sex\\_report](http://www.myvideo.de/channel/sex_report) (Zugriff 6/2015).
- Reinecke, A., Schöps, D., Hoyer, J., 2006. Sexuelle Dysfunktionen bei Patienten einer verhaltenstherapeutischen Hochschulambulanz: Häufigkeit, Erkennen, Behandlung. Verhaltenstherapie 16, 166–172.
- Renaud, C.A., Byers, E.S., 1999. Exploring the frequency, diversity and content of university students' positive and negative sexual cognitions. Can J Hum Sex. 8,17–33.
- Robinson, J.D., Parks, C.W., 2004. Lesbian and bisexual woman's sexual fantasies, psychological adjustment and close relationship functioning. J Psych Hum Sex 15,185–203.
- Schmidt, G., Sigusch, V., 1971. Arbeiter-Sexualität. Eine empirische Untersuchung an jungen Industriearbeitern. Luchterhand, Neuwied.
- Schmidt, G., 1998. Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral. Rowohlt, Reinbek.
- Sennett, R., 2010. Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin Verlag, Berlin.
- Sigusch, V., 2013. Sexualitäten. Eine Kritische Theorie in 99 Fragmenten. Campus, Frankfurt am Main.
- Sigusch, V., 2005. Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Campus, Frankfurt am Main.
- Sigusch, V., Schmidt, G., 1973. Jugendsexualität. Dokumentation einer Untersuchung. Ferdinand Enke, Stuttgart.
- Spiegel-Online, 2013. Shades of Grey: Softporno rettet Bertelsmann-Bilanz. <http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/fifty-shades-trilogie-rettet-bertelsmann-das-geschaeftsjahr-a-888203.html> (20.2.14).
- Strassberg, D.S., Lockerd, L.K., 1998. Force in women's sexual fantasies. Arch Sex Behav. 27, 403–14.
- Templeman, T.L., Stinnett, R.D., 1991. Patterns of sexual arousal and history in a "normal" sample of young men. Arch Sex Behav 20, 137–150.
- Witte, E.H., Poser, Bettina, Strohmeier, Charlotte, 2007. Konsensueller Sadomasochismus. Eine empirische Prüfung von Bindungsstil und Sozialisationseinfluss. (Hamburger Forschungsbericht zur Sozialpsychologie Nr. 76). Universität Hamburg, Arbeitsbereich Sozialpsychologie. [http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2008/2339/pdf/HAFOS\\_76.pdf](http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2008/2339/pdf/HAFOS_76.pdf) (9.4.14).

---

#### Autor\_innen

Prof. Dr. Ingo Zimmermann, Anastasia Gossen B.A., Institut für Sexuologie und Sozialforschung (IFSS), Kreisstrasse 19, 59939 Olsberg, [www.if2s.de](http://www.if2s.de), e-mail: [ifss@web.de](mailto:ifss@web.de)

---



**Rüdiger Peuckert**  
**Das Leben der Geschlechter**  
**Mythen und Fakten zu Ehe, Partnerschaft und Familie**  
**Camus 2015**  
**204 Seiten, kart. 29,90 €**

Befindet sich Deutschland tatsächlich auf dem Weg in die »Single-Gesellschaft«? Sind Online-Beziehungen »normalen« Beziehungen unterlegen? Hat der Feminismus die Frauen trotz aller Errungenschaften unglücklicher gemacht? Fördern Kinder tatsächlich die Lebenszufriedenheit der Eltern, und was hat die Liebe damit zu tun, dass Arm und Reich in Deutschland immer weiter auseinanderdriften? Entlang solcher Fragen konfrontiert Rüdiger Peuckert Alltagsmythen aus dem Bereich Paarbeziehung, Familie, Geschlechterverhältnis und Sexualität mit den Ergebnissen nationaler und internationaler empirischer Studien.

Treibende Kraft hinter dem Wandel von Partnerschaft, Ehe und Familie ist die veränderte Rolle der Frau. Junge Frauen befinden sich heute in einer widersprüchlichen Situation, denn den typischen weiblichen Lebensentwurf gibt es nicht mehr. Zwar betonen Frauen heute verstärkt ihre Freiheit und Unabhängigkeit, sie können sich aber nicht von den traditionellen Rollenvorstellungen lösen. Doch auch die Männer sind von diesem Wandel betroffen – wie sie angesichts ihrer bedrohten Männlichkeit reagieren, ist ebenfalls Thema dieses Buchs.

**zur Rezension**



Edward S. Kubany · Marie A. McCaig · Janet R. Laconsay

## **Das Trauma häuslicher Gewalt überwinden**

*Ein Selbsthilfebuch für Frauen*

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Anne Boos und Sabine Schönfeld. 2015, 233 Seiten, € 24,95 / CHF 35,50  
ISBN 978-3-8017-2603-4

### **Inhalt**

Dieses Selbsthilfebuch wendet sich an Frauen, die unter den Folgeerscheinungen von körperlicher oder seelischer Misshandlung durch Ihren Ehemann, Freund oder einen anderen Beziehungspartner leiden. Die Nachwirkungen der erlebten Traumata, wie z.B. überdauernde Ärgergefühle, ungewollte Gedanken oder Bilder über den Missbrauch, Symptome der Übererregung und vor allem Schuldgefühle dauern meist noch lange an und bestimmen den Alltag vieler Frauen, auch wenn die Betroffenen die missbräuchliche Beziehung bereits verlassen haben. Zudem führt die Angst vor einer erneuten Traumatisierung vielfach zu sozialer Isolation. Defizite im Bereich sozialer Fertigkeiten erschweren es vielen dieser Frauen, sich angemessen zu behaupten und respektloses Verhalten ihnen gegenüber zu unterbinden. Das Buch beschreibt klar und verständlich die typischen Folgen häuslicher

Gewalt bei Frauen. Es stellt die typischen Symptome der Posttraumatischen Belastungsstörung vor, beschäftigt sich mit Ärgergefühlen, negativen Selbstgesprächen, dysfunktionalen Überzeugungen und vor allem mit der Überwindung von Schuldgefühlen, wie denen »nicht schon früher gegangen« oder »zurückgekehrt zu sein«. Das Buch hilft anhand zahlreicher Übungen betroffenen Frauen einen Weg aus den Folgen häuslicher Gewalt zu finden und die Gefahr einer erneuten Viktimisierung zu reduzieren. Schließlich ist das Buch auch für Experten hilfreich, die in der Opferhilfe tätig sind und mit Frauen arbeiten, die geschlagen wurden. Die Übungen können in leicht abgewandelter Form auch in Gruppentherapien, in Selbsthilfegruppen oder in Frauenhäusern eingesetzt werden.

### **Zielgruppe**

Frauen, die misshandelt wurden und unter den Folgen der Misshandlung leiden, Psychologische und Ärztliche Psychotherapeuten, insbesondere Traumatherapeuten, Sozialpädagogen, Sozialarbeiter und Mitarbeiter in Beratungsstellen und Frauenhäusern, Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie sowie Fachärzte für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie.

**HOGREFE**



Hogrefe Verlag GmbH & Co. KG  
Rezensionsabteilung • Nadine Teichert  
Tel: (0551) 99950-526 / Fax -111  
E-Mail: [press@hogrefe.de](mailto:press@hogrefe.de) · Internet: [www.hogrefe.de](http://www.hogrefe.de)

# „All batty bwoy haffi die“ – Homophobie in Reggae und Dancehall

Constanze Köhn

## „All batty bwoy haffi die“ – Homophobia in Jamaican Reggae and Dancehall Music

### Abstract

Since Buju Banton released his homophobic hit „Boom Bye Bye“ in 1992, the German image of reggae as peace-loving music has changed. Today reggae is often associated with „murder music“. While reggae fans tolerate homophobia as part of Jamaican culture, LGBT rights organizations urge a boycott of homophobic artists. The origins of homophobia in Jamaican culture can be found in diverse religious, historical and sociological factors such as rastafarism and a macho image of masculinity. The first homophobic lines can be found in the explicitly sexual „slackness-lyrics“ of the 1970s. Since the 1990s homophobia is reflected in „battyman tunes“. As part of the Jamaican dancehall culture, battyman tunes are used in „sound clashes“, musical competitions in which social conflicts are fought out symbolically at the expense of marginal social groups. With the globalization of the music business, homophobic lyrics became a problem in Germany and other countries. Some reggae artists signed the Reggae Compassionate Act, in which they renounced homophobic texts. Others argued that the Jamaican texts were not understandable or were misconstrued. However, different sources seem to prove that most of the reggae fans understand the lyrics and are aware of the topic. Contrary to the fans, several German reggae artists oppose homophobia. The debate was thematized in the press and in the German reggae magazine *Riddim*, which emphasized the impossibility of a direct cultural transfer. Since homophobia resides in Jamaican culture, it must be combated by the Jamaicans themselves. Regarding the German handling of homophobic reggae, Olaf Karnik suggests a „third way“ as an alternative to total rejection, on the one hand, and unconditional acceptance of reggae, on the other: The LGBT community and the reggae scene should attempt to understand the other's point of view and find an acceptable solution.

**Keywords:** Homophobia, Jamaican reggae, LGBT-community

### Zusammenfassung

Seit Buju Bantons homophobem Hit „Boom Bye Bye“ (1992) hat sich das in Deutschland vorherrschende Bild vom friedliebenden Reggae gewandelt; das Musikgenre ist zunehmend als „Hassmusik“ verrufen. Während einerseits Reggae-Fans Homophobie als Ausdruck der jamaikanischen Kultur sehen, den es als unveränderlich zu akzeptieren gelte, fordern andererseits Interessenverbände von Lesben und Schwulen, entsprechende Künstler zu boykottieren. Die Homophobie in Jamaika hat vielfältige religiöse, historische und soziologische Ursprünge, u.a. in der Rastafari-Bewegung und einem machistischen Männlichkeitsbild. Im Dancehall, einem aus dem Reggae entstandenen Musikgenre, findet diese Ablehnung in homophoben Songtexten („Battyman Tunes“) ihren Ausdruck. Die Entwicklung dieses Text-Genres lässt sich bis zu ersten homophoben Äußerungen im Rahmen von Slackness-Lyrics, explizit sexuellen Songtexten, in den 1970er Jahren zurückverfolgen. Eingebettet sind die Battyman Tunes in die jamaikanische Dancehall-Kultur, in der in musikalischen Wettstreiten („Sound Clash“) soziale Konflikte symbolisch ausgetragen werden – oftmals auf Kosten sozialer Randgruppen. Durch die Globalisierung des Musikmarktes entwickelten sich homophobe Songtexte zum Problem. Als Schwierigkeit bei der Umsetzung von Selbstverpflichtungserklärungen (Bsp. Reggae Compassionate Act) und den Verboten homophober Songs in Europa werden u.a. Sprachbarrieren genannt, die jedoch bei näherer Betrachtung kaum zu existieren scheinen. Reaktionen kommen ebenfalls aus der deutschen Reggae-Szene, die sich wiederholt von Homophobie distanziert. Aufgegriffen wird die Kontroverse sowohl im deutschen Reggae-Magazin *Riddim*, in dem die Unmöglichkeit eines direkten kulturellen Transfers betont wird, als auch in der Tagespresse. Da die Ursachen der Homophobie in der jamaikanischen Gesellschaft liegen, können diese auch nur von ihr selbst aufgearbeitet werden. Im Hinblick auf den Umgang mit homophobem Dancehall in Deutschland wird ein „dritter Weg“ als Alternative zu kompletter Ablehnung einerseits und uneingeschränkter Akzeptanz andererseits vorgeschlagen, der in einer Annäherung von LGBT-Community und Reggae-Szene besteht.

**Schlüsselwörter:** Homophobie, jamaikanischer Reggae, LGBT-Gemeinschaft



Abb. 1: „Make Some Noise“, Kampagne gegen Homophobie und Sexismus in Reggae und HipHop (makesomenoise.blogspot.eu/stuff/grafiken)

Die öffentliche Wahrnehmung des Reggae in Deutschland beschränkte sich jahrelang auf ein klischeehaftes Bild von karibischer Gute-Laune-Musik. Sonne, Marihuana und Bob Marleys Song „One Love“ prägten die Vorstellung, insbesondere seit den frühen 1980er Jahren. Im scharfen Kontrast dazu stehen jedoch die oftmals gewaltverherrlichenden Texte, in denen Sexismus und Homophobie zu dominieren scheinen. Mit den ersten Kampagnen gegen Homophobie im jamaikanischen Dancehall nach der Jahrtausendwende wandelte sich das öffentliche Bild vom Reggae. Zu „One Love“ gesellte sich nun als Kehrseite des Genres „One Hate“ (Karnik, 2009). Seitdem vergeht keine Festivalssaison, keine Veröffentlichung neuer Songs und keine Konzertbekanntgabe jamaikanischer Musiker<sup>1</sup>, bei der das Thema Homophobie im Reggae und Dancehall<sup>2</sup> in den deutschen Medien nicht kontrovers diskutiert wird. Das Reggae-Magazin *Riddim* widmete der Debatte bereits

<sup>1</sup> Da im Reggae und Dancehall männliche Musiker dominieren, werden in diesem Text ausschließlich Sänger als Beispiele für homophoben Reggae genannt. Das soll jedoch nicht heißen, dass nicht auch jamaikanische Sängerinnen homophob eingestellt sein können.

<sup>2</sup> Der Begriff „Dancehall“ meinte ursprünglich allgemein den Ort, an dem jamaikanische Tanzparties stattfinden (die „Dance Hall“). Als „Dancehall“ wird jedoch auch ein Ende der 1970er Jahre entstandenes Subgenre des Reggae bezeichnet (vgl. Wynands, 2000, 162ff; Bradley, 2001, 501ff). Heute wird der Begriff oftmals synonym zu „Ragga“ oder „Raggamuffin“ verwendet und bezeichnet dann eine Mitte der 1980er Jahre entstandene digitale Spielart des Dancehall (vgl. Wynands, 2000, 186ff; Bradley, 2001, 522ff).

mehrfach Artikel, doch auch die deutschen Tageszeitungen nehmen sich des Themas regelmäßig an. Dabei scheinen die Fronten mittlerweile verhärtet: Auf der einen Seite stehen Reggae-Fans und Veranstalter, die Homophobie als Ausdruck der jamaikanischen Kultur sehen, den es als unveränderlich zu akzeptieren gelte; auf der anderen Seite haben LGBT-Verbände<sup>3</sup> in Jamaika den „homophobsten Ort der Welt“ (Padgett, 2006) ausgemacht, dessen Künstler durch Auftrittsverbote boykottiert werden sollten.

## Homophobie in Jamaika – Erklärungsansätze

Obwohl Diskussionen über homophobe Songtexte die internationale Wahrnehmung prägen, sind derartige Äußerungen doch keine Genre-immanente Eigenschaft des Reggae selbst, sondern Ausdruck einer in der gesamten jamaikanischen Gesellschaft tief verankerten Homophobie. In einer 2012 durchgeführten Studie der jamaikanischen *University of the West Indies*, Mona, gaben 88% der Befragten an, dass sie männliche Homosexualität für unmoralisch halten (Boxill et al., 2012, 2, 18). Die Gründe der Ablehnung sind vielfältig; religiöse, historische und soziologische Faktoren spielen eine Rolle. Aus seinen Beobachtungen der jamaikanischen Musikkultur und Gesellschaft leitet Cecil Gutzmore, ehemals Dozent an der *University of the West Indies*, fünf „anti-homosexual ideological imperatives“ ab, die zugleich als Gründe für die auf Jamaika weit verbreitete Homophobie gelesen werden können.

„The primary imperatives are (i) the religious fundamentalist anti-homosexuality imperative, and (ii) the imperative of the ‚unnaturalness‘ of homosexuality. The secondary imperatives, in some way derived from the primary imperatives, are (iii) the imperative of the purity and authenticity of a primordial homosexuality-free global African culture, (iv) the imperative to protect vulnerable youth from homosexuality, as conflated with paedophilia, and (v) the imperative of the illegality of homosexuality.“ (Gutzmore, 2004, 124–125)

Die Ablehnung von Homosexualität aus religiösen Gründen ist sowohl im Christentum als auch im Rastafarismus, einer aus dem Christentum abgeleiteten Glaubensrichtung mit starken alttestamentarischen Bezügen, verankert. Die auf Jamaika weit verbreitete Rastafari-Bewe-

<sup>3</sup> Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender.

gung geht auf den Politiker Marcus Garvey (1887–1940) zurück, den Gründer der Universal Negro Improvement Association (UNIA), der die Rückkehr aller Schwarzen in ihre ursprüngliche Heimat Afrika propagierte. Garvey prophezeite, dass der Erlöser in Gestalt eines schwarzen Königs aus Afrika erscheine, der die Schwarzen von der Unterdrückung durch die Kolonialmächte befreien werde. Mit der Krönung Haile Selassies I. (1892–1975) zum Kaiser von Abessinien, dem heutigen Äthiopien, im Jahr 1930 galt die Prophezeiung als erfüllt. Haile Selassie I. wurde als neuer Messias verehrt, von seinem Herrschertitel Ras Tafari Makonnen leitet sich die Bezeichnung „Rastafaris“ ab (Bradley, 2000, 63ff). Bezugspunkt für die Ablehnung von Homosexualität aus religiösen Gründen ist für Rastafaris ebenso wie für Christen anderer Konfessionen die Bibel, insbesondere das Alte Testament. Die fundamentalistische Auffassung von Homosexualität als schwerer Sünde stützt sich u.a. auf die wörtliche Auslegung der Geschichte von Sodom und Gomorra (Gen 19) und das Buch Levitikus: „Du darfst nicht mit einem Mann schlafen, wie man mit einer Frau schläft; das wäre ein Gräuel“ (Lev 18:22).<sup>4</sup>

Eng an die religiösen Überzeugungen ist die Annahme gebunden, dass Homosexualität unnatürlich sei. Auch hierzu liefert die Bibel anscheinend eindeutige Hinweise: Das Vertauschen des „natürlichen“ Verkehrs mit einer Partnerin bzw. einem Partner des anderen Geschlechts gegen „widernatürlichen“ Verkehr mit einer Partnerin bzw. einem Partner des gleichen Geschlechts wird als eine der Sünden genannt, durch die sich die Abkehr der Menschen von ihrem Schöpfergott zeige (Röm 1:26–27).<sup>5</sup> Zudem soll Sexualität der Fortpflanzung dienen, weshalb sie nur zwischen Mann und Frau stattfinden darf, während Homosexualität daher nicht als natürlich angesehen werden kann. In der jamaikanischen Populärkultur zeigt sich diese Auffassung nicht nur in der expliziten Verurteilung von Homosexualität, sondern ebenso in der Betonung der Natürlichkeit der Sexualität zwischen Mann und Frau (Gutzmore, 2004, 131). So singt Warrior King (Mark Dyer) in seinem Song „Virtuous Woman“ (2002), dass kein „real man“ ohne Frau leben könne, da allein die Verbindung von Mann und Frau eine „perfect combination“ und „part of Jah [Gottes] plan“ sei. Gott habe ihnen hierin „the right and the true way of living“ gezeigt (Anon. A, 2002).

Homosexualität wird zudem oftmals als ein Import durch die europäischen Kolonialisten dargestellt, der die ursprünglich reine und heterosexuelle afrikanische Kultur verunreinigt habe. In den Texten des Reggae und

Dancehall findet diese Auffassung im häufig verwendeten Begriff „Babylon“ ihren Ausdruck. Unter dieser biblischen Metapher werden alle gesellschaftlichen Übel subsumiert, denen Schwarze auf Jamaika ausgeliefert sind, insbesondere die als korrupt und repressiv wahrgenommene politische Klasse bzw. das herrschende westliche „System“ („Babylon-System“, auch: „shitstem“), sowie Staat und Polizei allgemein. Der Begriff, der einer afro-jamaikanischen Uminterpretation des Alten Testaments entstammt, zieht eine Parallele zwischen den in babylonische Gefangenschaft geratenen Israeliten und den von Europäern versklavten und verschleppten Afrikanern (Helber, 2012, 30). In Texten des Reggae und Dancehall wird der Ausdruck allgemein als Synonym für die westliche, von Sünden verdorbene Gesellschaft verwendet, als deren charakteristisches Merkmal die Homosexualität angesehen wird, von der sich die Jamaikaner abgrenzen wollen.

Angeheizt wird die grundlegende Ablehnung von Homosexualität außerdem von der weit verbreiteten Gleichsetzung von Homosexualität mit Pädophilie. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass besonders männliche Homosexualität mit einer starken pädophilen Veranlagung einhergehe, die an wehrlosen Kindern und Jugendlichen bei jeder Gelegenheit ausgelebt werde (Gutzmore, 2004, 128f). Die darin begründete Angst wird auch im Reggae thematisiert, beispielsweise in Lloyd Lovindeers Song „Don’t Ben Down“ (1980). Hier ist der Titel zugleich die zentrale Botschaft, der Rat einer Großmutter an ihre Enkel, sich nicht zu bücken („don’t ben[d] down“), sich also nicht mit Homosexuellen einzulassen (Gutzmore, 2004, 132).

In der jamaikanischen Gesetzeslage findet die in der Gesellschaft verbreitete moralische Verdammung von Homosexualität ihre Entsprechung. Schon die britischen Kolonialisten führten 1533 den „Buggery Act“ ein, der Analverkehr unter Strafe stellte. Dieses Gesetz bildet bis heute die juristische Grundlage zur Verfolgung von Schwulen auf Jamaika, denen das Recht auf sexuelle Privatsphäre abgesprochen wird. Im heute gültigen „Offences Against the Person Act“ werden „acts of gross indecency“ mit bis zu zehn Jahren Haft und Zwangsarbeit geahndet, wobei „grobe Sittlichkeitsvergehen“ im Gesetzestext nicht näher definiert wird: „Whosoever shall be convicted of the abominable crime of buggery, committed either with mankind or with any animal, shall be liable to be imprisoned and kept to hard labour for a term not exceeding ten years“ (Art. 76). Auch Beihilfe zu einem solchen Fehlverhalten, sei es „in public or private“ wird unter Strafe gestellt (Art. 79). Auffallend ist jedoch, dass das Gesetz nur männliche Homosexualität anspricht, während lesbische Sexualität keine explizite Erwähnung findet. Von Seiten der Politik bestand lange Zeit kein Interesse an einer Änderung des Gesetzes und der da-

<sup>4</sup> Weitere Stellen u.a.: Gen 18:16, Lev 20:13, 1 Kor 6:9, Röm 1:26–28, 1 Tim 1:10, 2 Petr 2:6.

<sup>5</sup> Weiteren Stellen u.a.: Gen 1:27, Gen 2:18, Gen 2:22–24.

durch legitimierten gesellschaftlichen Haltung. Vielmehr nutzten Parteien die gesellschaftliche Ablehnung für ihre Zwecke, etwa die Jamaican Labour Party, die im Jahr 2001 den homophoben Song „Chi Chi Man“ der Band T.O.K. als offiziellen Wahlkampfsong verwendete. Erst unter der 2012 wiedergewählten Premierministerin Portia Simpson-Miller (People's National Party) zeichnete sich eine leichte Entspannung der Situation ab. In einer 2011 im Fernsehen ausgestrahlten Debatte versicherte sie, jede fachlich qualifizierte Person unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung in ihr Kabinett zu berufen (Simpson-Miller, 2012). Außerdem kündigte sie an, gegen die bestehenden „buggery“-Gesetze vorzugehen, was bisher jedoch noch keine politischen Konsequenzen hatte.

Durch die moralische Verurteilung unter Bezugnahme auf die Bibel und die gleichzeitige Kriminalisierung im jamaikanischen Strafgesetz ist Homophobie auf Jamaika mehrfach legitimiert. Hinzu kommt ein durch gesellschaftliche Strukturen bedingtes Männlichkeitsbild, das sich stark über die Abgrenzung gegenüber Schwulen definiert. Nach Markus Hautmann, Autor der Reggae-Magazin *Riddim* und *Reggaeville.com*, wächst ein Großteil der Kinder in einem Haushalt ohne Vater auf, sodass männliche Rollenmodelle und Vorbilder fehlen. Folge sei ein übersteigertes Männlichkeitsbild, das insbesondere über eine Verurteilung „unmännlicher“ Schwuler ausgedrückt werde (Hautmann, 2012). Auch Martin Pfeleiderer, Professor für Musikwissenschaft an der *Hochschule für Musik Franz List Weimar*, sieht die Ursachen der Homophobie im Männlichkeitsbild der jamaikanischen Gesellschaft. Der verbreitete Machismo lasse sich „als eine Überkompensation der Kränkungen und Unsicherheiten interpretieren, die Männer aufgrund von Armut und Arbeitslosigkeit in der jamaikanischen Gesellschaft erfahren – als Reaktion auf ein gebrochenes männliches Selbstbild, das die jamaikanischen Männer dann in Allmachts-Fantasien, die vielfach an die Bilderwelt von US-amerikanischen Kinohelden anknüpfen, und einen übertriebenen sexistischen Potenzgebaren kompensieren“ (Pfeleiderer, 2011, 172). Männliche Identität könne hier nur im Bezug auf Negativbilder formuliert werden. Was sowohl in der gesellschaftlichen Wahrnehmung, als auch in den Texten des Reggae und Dancehall fehle, sei die Notwendigkeit „positiv über die eigene Identität zu sprechen“ (Anon. C, 2012).

## Battyman Tunes in Reggae und Dancehall

Die ablehnende Haltung gegenüber Homosexualität findet im Reggae und Dancehall in homophoben Songtexten, sogenannten „Battyman Tunes“, ihren Ausdruck. Der Begriff „battyman“ oder auch „batty boy“ ist in der jamaikanischen Kreolsprache Patois eine abwertende Bezeichnung für einen schwulen Mann; abgeleitet vom englischen Wort „bottom“ („Hinterteil“) reduziert er schwule Sexualität auf Analverkehr. Als Battyman Tunes werden jene Songs bezeichnet, in denen Schwule durch abwertende Ausdrücke wie „chi chi man“ („affektierter Mann“), „sodomite“, „maama man“ oder „funny man“ diffamiert werden bzw. in denen teils sogar offen zur Gewalt bis hin zum Mord an ihnen aufgerufen wird. Lesbische Sexualität hingegen wird in Battyman Tunes marginalisiert, da diese seltener als Gefahr für das vorherrschende Männlichkeitsbild wahrgenommen wird. International agierende Reggae-Musiker betonen jedoch immer wieder, dass ihre Texte nicht wörtlich zu verstehen seien. Ausrufe wie „fire bu[r]n batty bwoy“ stellen dieser Argumentation nach keine Aufforderung zur wirklichen Verbrennung von Menschen dar, sondern sollen symbolisch gelesen werden: Mit „Feuer“ sei ein spirituelles Feuer zur Reinigung der Seele gemeint.<sup>6</sup> Die an der *University of the West Indies* durchgeführte Studie zur Einstellung der jamaikanischen Bevölkerung bezüglich Homosexualität zeigt jedoch, dass es sehr wohl einen Zusammenhang zwischen der musikalischen Vorliebe für Reggae und tatsächlicher Homophobie gibt (Boxill et al., 2012, 28). Bereits die vorangegangene Studie hatte 2011 auf diese Abhängigkeit hingewiesen: „The results show that those who say that they mostly listen to dancehall and reggae are more likely to have negative views towards homosexuality than others who mostly listen to other types of music.“ (Boxill et al., 2011, 35)

In den westlichen Medien gilt Buju Bantons (Mark Anthony Myrie) Hit „Boom Bye Bye“ aus dem Jahr 1992 als erster Battyman Tune. Doch schon bevor Battyman Tunes in den 1990er Jahren von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen wurden, finden sich homophobe Zeilen in einzelnen Songtexten. Der mutmaßlich erste explizit homophobe Reggae-Song ist King Sounds (Roy Livingstone Plummer) and the Israelites' „Spend One Night Inna Babylon“ aus dem Jahr 1978. Die Geschichte

<sup>6</sup> Auch der deutsche Reggae-Musiker Gentleman vertritt diesen Erklärungsansatz. In einem 2010 geführten Interview mit der *taz* erklärt er etwa, dass „fire burn“ metaphorisch zu verstehen sei: „Das heißt nicht wörtlich, dass man Leute anzünden soll. Das heißt so viel wie: Ich bin dagegen. I burn this. Da wird eine fremde Symbolsprache missverstanden.“ (Bax, 2010)

der beiden in der Bibel verdamnten Städte Sodom und Gomorra wird auf das moderne „Babylon“-System bezogen, das sich derselben Sünde schuldig mache (Gutzmore, 2004, 126). Als Ende der 1970er Jahre die ersten sogenannten „Slackness-Lyrics“, explizite Songtexte „über Geschlechtsteile und Geschlechtsverkehr diesseits und jenseits der Grenze zur Pornographie“ (Pfleiderer, 2011, 168), Verbreitung finden, beschränkt sich das Phänomen zunächst auf Live-Auftritte in der Dancehall. Produzenten sehen die Texte anfangs skeptisch, nur vereinzelt veröffentlichen sie erste derartige Songs offiziell auf Vinyl, was die damalige Begehrtheit von Live-Mitschnitten erklärt. Im Rahmen der Slackness-Lyrics kommt es wiederholt zu schwulenfeindlichen Äußerungen (Pfleiderer, 2011, 170). So preist Shabba Ranks in seinem Hit „Wicked Inna Bed“ (1989) zunächst seine eigene Potenz, bevor auch homophobe Parolen folgen: „Inna mi bed mi no want Alfred / mi don't want Tony, mi don't want Ed / mi nah promote maama man, all maama man fi dead / Pam! Pam! Lick a shot inna maama man head!“<sup>7</sup> (zit. n. Güldner, 2009, 58). Aus Sicht Ulli Güldners, eines der bedeutendsten deutschen Reggae-Journalisten, fristeten Battyman Tunes zunächst ähnlich der Slackness-Lyrics ein „Nischendasein als Live-Dance-Gag“ (Güldner, 2009, 57).<sup>8</sup> Anfänglich auf ein oder zwei Strophen beschränkt, werden die homophoben Texte zunehmend ausgeweitet, bis sie in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre als Thema ganzer Songtexte dienen. Eine der erfolgreichsten Singles dieser Frühzeit ist „Two Lesbians Hitch“ (1982), in der Johnny Ringo (Bradley Miller) seine Verärgerung über frauenliebende Frauen (und männerliebende Männer) zum Ausdruck bringt, um dann eine eindeutige Lösung von Gott zu fordern: „Some of di woman dem no love no man, seh dem a lesbian – is a shame! [...] What a nastiness! [...] Di gal turn lesbian an' di bwoy dem turn maama man / what a t'ing pon di land / Jah haffi lick dem with the destruction!“<sup>9</sup> (zit. n. Güldner, 2009, 57). Doch erst Shabba Ranks (Rexton Rawlston Fernando Gordon) etabliert 1988 mit seinem Song „Maama Man“ die Battyman Tunes „ein für allemal als Studio-taugliches Lyrics-Gen-

re“ (Güldner, 2009, 58). Er beruft sich nun nicht mehr auf Gott, sondern fordert, selbst aktiv zu werden: „It's not right / it is wrong / a man push 'im penis inna shit tank / no gay guy, no gay man / so wha? / check fi yuh Magnum an' shoot batty man / Pam! Pam! Gunshot is di solution!“<sup>10</sup> (zit. n. Güldner, 2009, 58).

Als Hochphase der Battyman Tunes gelten die frühen 1990er Jahre und die Jahre um die Jahrtausendwende. Internationale Beachtung fand die Thematik 1992 mit Buju Bantons Hit „Boom Bye Bye“, die internationale Diskussion über diesen Song kurbelte die Produktion von Battyman Tunes zusätzlich an. Die Unterstützung für Buju Banton von Seiten der jamaikanischen Musikerkollegen war enorm und wurde auch musikalisch ausgedrückt (Güldner, 2009, 58). Red Dragon (Leroy May) stimmte Buju Banton in seinem Song „Batty Boy Fi Dead“ ausdrücklich zu: „Dem a fight 'gainst my bredrin Buju / 'tru him sing about di ‚Boom Bye Bye‘ / but mi no see nuttn' wrong with dat / becah' all batty bwoy must die / fly low, fly high, all batty bwoy haffi die / all batty man get di boom-bye-bye“<sup>11</sup> (zit. n. Güldner, 2009, 58). Auch Shabba Ranks verteidigte Buju Bantons Song 1992 bei einem Fernsehinterview im Britischen Channel Four und sprach sich sogar öffentlich für eine Exekution von Schwulen aus (Pfleiderer, 2011, 170f). Seitdem haben insbesondere Sizzla (Miguel Orlando Collins), Elephant Man (O'Neil Morgan Hughlin Bryan), Bounty Killer (Rodney Basil Price), T.O.K., Vybz Kartel (Adidja Azim Palmer) und Capleton (Clifton George Bailey III) wiederholt aufgrund von homophoben Songtexten von sich reden gemacht.

## Dancehall-Kultur und Sound Clashes

Eingebettet sind die Battyman Tunes in die jamaikanische Dancehall-Kultur, die wiederum in einem größeren gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhang steht. Der US-amerikanische Kulturanthropologe Norman Stolzoff sieht in der Dancehall eine „alternative arena of social protest“ (Stolzoff, 2000, 35), in der die afro-ameri-

<sup>7</sup> „In my bed I don't want Alfred / I don't want Tony, I don't want Ed / I don't promote gays, all gays have to die / Pam! Pam! Shoot in a gay's head!“ (Shabba Ranks möchte sein Bett weder mit Alfred, noch mit anderen Männern teilen, da er Homosexualität nicht unterstützt. Er wünscht allen Schwulen den Tod.).

<sup>8</sup> Im Gegensatz zu Pfleiderer sieht er Slackness-Lyrics und Battyman Tunes als parallel entstehende Text-Genres des Reggae.

<sup>9</sup> „Some of the women, they don't love men, they are lesbians – it's a shame! [...] What a nastiness! [...] The girls turn into lesbians and the boys turn into gays / what a thing on the land / God has to hit them with destruction!“ (Johnny Ringo findet es eine Schande, dass manche Frauen und Männer homosexuell sind. Gott sollte sie dafür mit Vernichtung bestrafen.)

<sup>10</sup> „It's not right / it is wrong / (that) a man pushes his penis into a shit tank / no gay guy, no gay man / so what? / check your gun and shoot the gay / Pam! Pam! Gunshot is the solution!“ (Shabba Ranks hält Analverkehr für unnatürlich, Schwule sollten erschossen werden.)

<sup>11</sup> „They fight against my friend Buju / truly he sings about the ‚Boom Bye Bye‘ / but I don't see anything wrong with that / because all gays have to die / fly low, fly high, all gays have to die / all gays get the boom-bye-bye.“ (Red Dragon verurteilt die Anfeindungen gegen Buju Banton, dessen Song „Boom Bye Bye“ gerechtfertigt sei, da alle Schwulen hingerichtet werden sollten.)

kanische Unterschicht soziale Konflikte thematisiert und diese symbolisch austrägt (Stolzoff, 2000, 227ff). Besonders das seit Mitte der 1960er Jahre bestehende Zerwürfnis zwischen den großen Parteien Jamaican Labour Party (JLP) und People's National Party (PNP) wird, so Stolzoff, in die Dancehall transportiert. Die Kämpfe um die politische Vormachtstellung wurden zunächst in den Ghettos der Hauptstadt Kingston von bewaffneten Banden, sogenannten „gunmen“, ausgetragen, die sich allerdings Mitte der 1970er Jahre in Folge der schlechten wirtschaftlichen Situation Jamaikas kurzzeitig versöhnten. Doch bereits mit dem Wahlsieg der JLP im Jahr 1980 setzten die Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern der Parteien wieder ein (Pfleiderer, 2011, 174). Der Konflikt werde in Form von Sound Clashes, musikalischen Wettstreiten zwischen konkurrierenden Sound Systems<sup>12</sup>, von der Straße in die Dancehall geholt. Im Verlauf eines Clashes unterscheidet Stolzoff mehrere, sich teils widersprechende Performance-Arten (Stolzoff, 2000, 193–226; vgl. Pfleiderer, 2011, 174ff). Während des „Clashing“, dem eigentlichen Wettkampf, der nach einer anfänglichen, die Stimmung auflockernden Phase des allgemeinen Tanzes („Juggling“) einsetzt, versuchen die verschiedenen Sound Systems durch die Präsentation außergewöhnlicher Musiktitel und den Sprechgesang ihres Deejays<sup>13</sup>, die Gunst des Publikums zu gewinnen. Über den Sieg entscheidet das Publikum durch lautstarke Beifallsbekundungen für das favorisierte Sound System. Im Rahmen der finalen Phase eines Clashes wird das konkurrierende Sound System oftmals mittels sogenannter „Killer Tunes“ symbolisch getötet. „Vor dem Hintergrund der sozialen Lähmung und politischen Selbstzerfleischung Jamaikas lassen sich die in der Dancehall zelebrierten Clashes“, so Pfleiderer, „als rituelle Ersatzhandlungen verstehen, mit denen aufgestaute Aggressionen abregiert werden und so die offensichtliche Ohnmacht rituell überbrückt wird.“ (Pfleiderer, 2011, 175) Wie in den realen, politisch motivierten Auseinandersetzungen in den Ghettos, spaltet sich auch in der Dancehall das Publikum in Anhänger verschiedener Parteien bzw. Sound Systems, die den Konflikt mitunter tatsächlich gewaltsam in der Dancehall austragen.

<sup>12</sup> Unter einem „Sound System“ versteht man eine Art mobile Diskothek, die sich neben der technischen Ausstattung (Verstärker, Abspielgeräte, Mikrofon etc.) besonders durch eine feste Besetzung, bestehend aus Selector und MC, auszeichnet. Der Selector wählt die (Schall)Platten aus, der MC versieht sie am Mikrofon live mit einem Sprechgesang. Ursprünglich auf Fahrzeugen installiert, luden die Sound Systems in Kingston an zentralen Plätzen zu Partys unter freiem Himmel.

<sup>13</sup> Deejay (bzw. DJ, auch MC genannt) ist hier nicht mit dem gleich lautenden DJ (disc jockey), der die Platten auflegt, zu verwechseln (s. Anm. 12).

Dem entgegengesetzt stehen „Reality-Lyrics“ und „Culture-Lyrics“, die die Einheit des Publikums in der Unterdrückung durch das herrschende (weiße) System beschwören. Während Culture-Lyrics, auch „conscious“ oder „roots“ genannt, sich auf die Glaubensinhalte der Rastafari-Bewegung beziehen und Jah (Gott) preisen, thematisieren Reality-Lyrics gesellschaftlich-politische Themen wie Rassismus oder Polizeigewalt und fordern zu einer friedlichen Lösung der Konflikte auf („put down the gun“). Die so zelebrierte Einheit des unterdrückten schwarzen Volkes grenzt sich jedoch in den Texten auch explizit gegen jene Personenkreise ab, die „nach Auffassung der Jamaikaner die heilige Ordnung der Dancehall gefährden“ (Pfleiderer, 2011, 176). In sogenannten „Lyrical Killings“ werden wahlweise Polizei-Informanten („informer“), Polizei und Verwaltungsapparat („Babylon-System“), der Papst (Bsp. Anthony B [Keith Anthony Blair]: „Fire Pon Rome“) oder Homosexuelle verbal massakriert (Karnik, 2009). Da teils offen zur Gewalt gegen diese Personengruppen aufgerufen wird, spricht Stolzoff von „sacrifice“, vom (rituellen) Opfern (Stolzoff, 2000, 223; vgl. Pfleiderer, 2011, 176). Die Homophobie im Dancehall kann damit als „eine symbolische Reaktion auf die verheerenden sozialen und politischen Zustände in Jamaika“ verstanden werden, „wobei ein Umschlagen von symbolischen Gewaltsbekundungen in reale Gewalt wohlgemerkt nicht völlig ausgeschlossen werden kann“ (Pfleiderer, 2011, 176). Olaf Karnik, Autor und vormals Dozent an der Universität Paderborn, sieht homophobe Musiker damit auf Jamaika „in zweierlei Hinsicht gleichsam kulturell ‚gedeckt‘: einerseits durch ein milieuübergreifendes Einverständnis in der jamaikanischen Gesellschaft, andererseits durch die krassen lyrischen Gepflogenheiten im Dancehall“ (Karnik, 2009).

## Europäische Reaktionen auf Battyman Tunes

Mit der zunehmenden internationalen Popularität von Reggae und Dancehall und der Globalisierung des Musikmarktes in den letzten Jahrzehnten – nicht zuletzt aufgrund des Internets – haben sich homophobe Songtexte zum Problem entwickelt, da diese in Europa meist auf Unverständnis stoßen. Jamaikanische Migrantinnen und Migranten importierten den Reggae, und damit auch die Battyman Tunes, nach Großbritannien, wo in der großen jamaikanischen Auswanderergemeinde eine lebendige (musikalische) Subkultur entstand. Daher ist es nicht verwunderlich, dass in Europa zuerst ein britischer LGBT-Verband auf das homophobe Liedgut reagierte. Die vom

britischen Aktivisten Peter Tatchell mitgegründete Aktionsgruppe OutRage! startete Mitte der 1990er Jahre die Kampagne „Stop Murder Music“, die für einen Boykott der Konzerte homophober Musiker eintrat. Als nachhaltigste Errungenschaft der Kampagne gilt der sogenannte „Reggae Compassionate Act“ (RCA), ein Abkommen, in dem sich Musiker mit ihrer Unterschrift dazu verpflichten, in Zukunft auf homophobe Texte in ihren Songs zu verzichten. In ihrer Musik solle kein Platz für „hatred and prejudice [sein], including no place for racism, violence, sexism or homophobia“ (Anon. B, 2007). Um die Diskussionen zu entschärfen unterschrieben Capleton, Sizzla und Beenie Man (Anthony Moses Davis) 2007 in London die Selbstverpflichtungserklärung, während andere in die Kritik geratene Musiker, darunter T.O.K. und Buju Banton, die Unterzeichnung (zunächst) ablehnten (Swash, 2007). Die Unterschriften dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der RCA nur als kleines Zugeständnis an die europäischen Kritiker verstanden werden kann, dem in Jamaika selbst keine große Bedeutung beigemessen wird, wo die Musiker dessen Unterzeichnung verleugnen. Der RCA und eine Anpassung an die europäischen (Hör)Erwartungen werden vielmehr als Mittel zum Zweck verstanden, um die Indizierung von Songs, Einreiseverbote und Konzertabsagen zu umgehen. Daher werden Sinn und Zweck der Selbstverpflichtung in Europa bald infrage gestellt: „Wenn jamaikanische Künstler in Europa auf ‚Battyman Tunes‘ verzichten, diese aber in Jamaika wieder voller Freude performen und Interviews geben, in denen sie sich von einer Unterschrift unter dem ‚Reggae Compassionate Act‘ distanzieren, hat man dann etwas erreicht?“, fragt etwa der österreichische Grünen-Politiker Marco Schreuder (Schreuder, 2012).

Tatsächlich finden sich vereinzelte Bestrebungen in der jamaikanischen Musikszene, den Battyman Tunes entgegenzuwirken. Die Sängerin Tanya Stephens etwa wendet sich in ihrem Song „Do You Still Care“ (2006) gegen Homophobie und kritisiert in „Still Alive“ (2010) die Diskriminierung von HIV-Betroffenen in der Gesellschaft. Das vermutlich erste Reggae-Album, das sich offen für Homosexuelle einsetzt, ist die 2011 erschienene Platte „Tolerance“ von Mista Majah P aka The Maverick (Danner, 2012).<sup>14</sup> Andere, ehemals homophobe, Künstler distanzieren sich von früheren Songs, etwa Beenie Man in einem Videostatement im Sommer 2012 (Beenie Man, 2012). Auch Künstlerinnen und Künstler mit ambivalenter Geschlechtsidentität wie Keith ‚Shebada‘ Ramsay werden mittlerweile von breiten Gesellschaftsschichten akzeptiert (Helber, 2013, 26).

Schreuder weist jedoch noch auf weitere Probleme bei der Durchsetzung der „Stop Murder Music“-Kampagne hin, die, wenn auch hier konkret auf Österreich bezogen, so doch exemplarisch für den europäischen Umgang mit homophobem Reggae stehen. Oftmals organisieren Veranstalter von Reggae-Konzerten erst kurzfristig eine Unterschrift des gebuchten Künstlers unter den RCA, wenn der Druck von örtlichen LGBT-Verbänden zu groß wird. Ein echtes Interesse an der Problematik von Seiten der Veranstalter scheint damit nicht gegeben zu sein. Andererseits ist die rechtliche Handhabung von Verstößen auf Konzerten problematisch, da der Tatbestand der Volksverhetzung gegen das Grundrecht auf Meinungsfreiheit abgewogen werden muss. Eine zusätzliche Schwierigkeit bildet die Sprachbarriere, die Kontrollen vor Ort oftmals verhindern (Schreuder, 2012).

Auch in Deutschland wird bei Fragen nach der Akzeptanz von Battyman Tunes aufgrund der in Patois verfassten Songtexte oftmals auf die Sprachbarriere verwiesen, die eine Auseinandersetzung mit den Inhalten grundsätzlich erschwert. Viele Fans verstehen die Texte angeblich schlicht nicht, was Bongsi, ehemaliger MC von Sentinel Sound, sogar als Vorteil auslegt, da die Texte „mit dem deutschen Werteverständnis nicht vereinbar“ seien: „Manchmal ist es auch gut, dass das auf Englisch bzw. Patois stattfindet und kein Mensch was versteht. [...] Und wenn der Stoiber wüsste, welche Sprüche auf dem Chiemsee Reggae-Festival fallen, dann wäre es schon längst verboten.“ (zit. n. Karnik, 2007a, 104) Eine 2012 von der Fachinformationsstelle Rechtsextremismus München herausgegebene Studie zeichnet jedoch ein anderes Bild: Von den Befragten gaben 85,93% an, die Texte größtenteils oder vollständig zu verstehen, 96,48% war die Debatte um homophobe Songinhalte im Reggae bekannt (Grimm, 2012, 9). Die deutschen Reggae-Hörerinnen und -hörer scheinen Homophobie in ihrer favorisierten Musik also größtenteils tatsächlich zu ignorieren oder stillschweigend zu tolerieren. Karnik verweist in diesem Zusammenhang auf einen speziellen Rezeptionsmechanismus unter den deutschen Reggae-Fans, die „in erster Linie die performativen und stilistischen Qualitäten jamaikanischer Artists“ schätzen, „und weniger die kontroversen Inhalte“. Diese werden „nach dem Prinzip des Baukastens, aus dem man sich nimmt, was man gebrauchen kann, bedarfsweise an die eigene Lebenssituation oder politische Überzeugung angepasst – oder ausgeblendet“ (Karnik, 2007b, 178).

Im Gegensatz zu vielen deutschen Fans, die sich nicht eindeutig gegen Homophobie positionieren, distanzieren sich wiederholt deutsche Reggae-Musikerinnen und Musiker sowie Sound Systems von ihren jamaikanischen Kollegen. Mit eigenen Songs, in denen sie sich für Toleranz und gegen Homophobie aussprechen, wollen sie

<sup>14</sup> Einen guten Überblick über die Thematik bietet die Website <http://www.soulrebels.org/dancehall.htm>.

einen Gegenpol innerhalb der Szene bilden. Die Band Irie Révoltés verspricht in ihrem Song „Rebelles“ (2006), Homosexuelle zu verteidigen („Je défends les homosexuels“). Raggabund nehmen einen eigenen „Battyman Tunes“ (2006) auf („Battyman Tunes sind Hasspropaganda / Oh Mann, checkt ihr nicht, ihr propagiert den Shit? / [...] Ich singe One Love, denn ich bin mental fit“), und LaBrassBanda kehren in „I like da Battyman“ (2009) die homophobe Botschaft der Battyman Tunes in ihr Gegenteil. Auch in Interviews distanzieren sich deutsche Musikerinnen und Musiker zunehmend von homophoben Inhalten, wie etwa Nosliw (Eric Alain Wilson) 2009 in der *Riddim*. Eine ursprünglich mit Busy Signal (Glendale Goshia Gordon) geplante Zusammenarbeit für sein neues Album sagte Nosliw nach dessen Veröffentlichung eines Battyman Tunes ab:

„Da wurde mir klar, dass ich das die ganze Zeit einfach geduldet habe. Natürlich habe ich immer geantwortet, wenn ich explizit danach gefragt wurde, aber wirklich auf den Tisch gehauen habe ich nie. Aber meine Position ist mittlerweile ganz klar: Jemand, der hier aufgewachsen ist, so eine Bildung genossen hat, und trotzdem Homophobie verteidigt, ist einfach ein dummes Arschloch. Punkt. [...] Aber es wurde einfach alles zu lange geduldet. Und deswegen sind wir jetzt in der traurigen Situation, dass Politiker eine Hetzjagd auf Promoter inszenieren und man sich als Künstler permanent rechtfertigen muss. Darauf habe ich keine Lust mehr, und deswegen finde ich, dass sich jetzt jeder klar positionieren sollte.“ (zit.n. Bortot, 2009, 39)

Im September 2011 schlossen sich verschiedene deutsche Sängerinnen und Sänger bzw. Musikgruppen zu der Kampagne „Make Some Noise. Homophobia and Sexism out of My Music“ zusammen, die u.a. mit Infoständen und T-Shirts auf Konzerten und Festivals präsent ist. Ziel der Kampagne ist es nach eigenen Angaben, „das Schweigen über Homophobie und Sexismus innerhalb der Reggae- und HipHop-Szene zu brechen und längerfristig einen Gegenpol dazu zu bilden“ (Make Some Noise, 2013, 5). Auch Queeramnesty, eine Untergruppe von Amnesty International, die sich für LGBT-Themen einsetzt, ist mittlerweile auf vielen Reggae-Veranstaltungen mit Infoständen vertreten und wirbt für mehr Unterstützung unter den Reggae-Fans.

## Mediale Debatte in Deutschland zum Umgang mit „Hassmusik“

Den von Karnik angesprochenen selektierenden Rezeptionsmechanismus der deutschen Reggae-Hörerinnen und -Hörer kritisierte Ulli Güldner bereits 2002 in einem polemischen Artikel als „realitätsfremde“ Aneignung und entfachte damit eine heftige Debatte innerhalb der deutschen Reggae-Szene. In „Burning All Illusions“ wirft Güldner den deutschen Fans vor, jahrelang in Selbsttäuschung über die wahren Inhalte der Musik gelebt zu haben und spricht sich gegen eine politisch korrekte Handhabung – also einen Verzicht – der Battyman Tunes aus, da diese als Bestandteil der jamaikanischen Musik hingenommen werden müssten:

„Da der Reggae, den man sich wünscht, nicht zu haben ist, weil die Menschen, die ihn spielen sollen, noch nicht geboren sind, wird per Crossfader<sup>15</sup> wegrasiert, was man nicht hören mag. Ein gigantischer Selbstbetrug! [...] Der idiotischen Inkonsequenz, Tunes nicht zu spielen, weil Schwule gedisst werden, kann einfach nur mit Häme begegnet werden!“ (Güldner, 2002, 40f, zit. nach Karnik, 2007c, 229f)

Diese Polemik führte, so Karnik, einerseits zu einer Desillusionierung vieler Fans, andererseits stärkte sie jedoch auch das Bewusstsein um homophobe Inhalte im Reggae:

„Letztlich ist die von ihm [Güldner] ausgelöste Kontroverse ein Symptom für die Unmöglichkeit authentischer kultureller Transfers. Gegen Güldner lässt sich argumentieren, dass kulturelle Transfers nie eins zu eins machbar sind und deshalb auch nicht eingefordert werden müssen. Sie basieren immer auf Ausblendungen und Umdeutungen, Illusionen und (produktiven) Missverständnissen, wo die kulturellen, ökonomischen und sozio-politischen Kontexte krass differieren.“ (Karnik, 2007c, 230)

Wiederbelebt wurde die Debatte 2009 durch einen erneuten Artikel Güldners in der Zeitschrift *Riddim* mit dem Titel „Hass-Sänger ante Portas? Reggae & Homophobie – Reloaded!“, in dem er die Geschichte gewaltverherrlichender Reggae- und Dancehall-Lyrics sowie die deutschen Reaktionen darauf zusammenfasst. Ziel seiner Polemik ist insbesondere der schwule Grünen-Politiker Volker Beck, der sich wiederholt für Konzertverbote als

<sup>15</sup> „Überblender“ ist ein verschiebbarer Regler auf dem DJ-Mischpult, mit dessen Hilfe die Musik der (in der Regel zwei) Kanäle in unterschiedlichen Lautstärken auf die Lautsprecher gelegt werden kann.

homophob bekannter jamaikanischer Musiker einsetzte, und den er für seinen Artikel interviewte. Güldner entschied sich jedoch dagegen, Auszüge aus dem Interview direkt zu zitieren, da sich seiner Meinung nach Becks „Informationstand bezüglich des musikalischen Idioms, um das es hier geht, als geradezu *schockierend* niedrig erwies und ihn einzelne Passagen seiner Antworten [...] schlicht der totalen Lächerlichkeit preisgegeben hätten“ (Güldner, 2009, 61, Hervorhebung im Original). Obwohl viele Reggae-Fans die Meinung Güldners teilen und der Diskussion mittlerweile überdrüssig sind, überraschte die folgende *Riddim*-Ausgabe (*Riddim* 3, 2009, 96f) mit zahlreichen empörten Leserbriefen, die Güldner (und die *Riddim*-Redakteure) für seine Polemik stark kritisierten.

Auch in der deutschen Tagespresse wird die Kontroverse über homophobe Reggae- und Dancehall-Texte mittlerweile aufgegriffen. Besonders im Vorfeld der großen deutschen Reggae-Festivals, insbesondere Summerjam und Chiemsee Reggae Summer (CRS, seit 2014: Chiemsee Summer), schafft es die Thematik in die allgemeinen Medien. So widmete die *Süddeutsche Zeitung* dem Thema anlässlich des CRS 2012 unter dem Titel „Reggae-Festival mit Untertönen“ eine ganze Seite inklusive Interview mit dem Anwalt des CRS, Franz Erlmeier (Biazza, 2012, R2). Dabei läuft die in der Öffentlichkeit geführte Debatte oftmals nach dem gleichen Schema ab: Nach Bekanntgabe der für ein Festival oder Konzert gebuchten Musiker folgen, falls diese in der Vergangenheit bereits durch homophobe Äußerungen oder Songs aufgefallen sind, die ersten Reaktionen auf Online-Plattformen wie facebook, in Blogs oder Reggae-Foren. Erste Kritik kommt dabei zumeist aus dem Umfeld der Grünen Jugend, jungen Linken oder aus Antifa-Kreisen. Auch die Politik, insbesondere die Grünen, sowie LGBT-Verbände wie der LSVD (Lesben- und Schwulen-Verband in Deutschland) beobachten die Konzertbekanntgaben und reagieren mit Pressemitteilungen und Offenen Briefen an die Veranstalter. Im Falle eines Festivals veröffentlichen möglicherweise auch andere gebuchte Musikgruppen Stellungnahmen, in denen sie Homophobie verurteilen. Im Jahr 2011 sagte die deutsche Band Frittenbude ihren Auftritt beim CRS aus Protest gegen den geplanten Auftritt Capletons sogar komplett ab. So unter Druck geraten, geben die Veranstalter ihrerseits Pressemitteilungen heraus, in denen sie sich von Homophobie distanzieren und die Einhaltung der Gesetze bei ihren Veranstaltungen betonen. Direkt vor dem Festival berichtet zumeist auch die Tages- und Lokalpresse. Teilweise werden Konzerte in die Kritik geratener Sänger sogar durch Aktivisten verhindert oder aufgrund des öffentlichen Drucks abgesagt, wie etwa ein Auftritt von Sizzla 2008 in Berlin (Pfleiderer, 2011, 171).

## Lösungsansätze und Strategien im Umgang mit Battyman Tunes

Zur Verhinderung homophober und damit menschenrechtsverletzender Äußerungen werden konventionell Einreiseverbote einschlägig bekannter Künstler, Auftrittsverbote und die Indizierung weiterer Songs verlangt und angewendet. Auch die Veranstalter werden immer wieder in die Pflicht gerufen, homophobe Musiker nicht zu buchen (vgl. Landeshauptstadt München, 2010). Dabei ist das Problem eigentlich ein zweifaches: Einerseits soll der Homophobie in Reggae- und Dancehall-Texten und damit indirekt in der jamaikanischen Kultur selbst entgegengewirkt werden, andererseits geht es darum, die Toleranz von Homophobie unter deutschen Reggae-Fans einzudämmen und die Interessen der LGBT-Community in Deutschland zu wahren.

Die eigentliche Ursache des Problems, die Homophobie in Jamaika, kann mit den konventionellen Mitteln wohl kaum behoben werden, da lediglich die legale Verbreitung von Battyman Tunes erschwert wird. Auch unter bedeutenden Interessenverbänden finden diese Strategien keine ungeteilte Zustimmung. Die jamaikanische LGBT-Organisation J-FLAG etwa unterstützt die „Stop Murder Music“-Kampagne nicht, die sich für Boykotte entsprechender Musiker einsetzt, da diese „einen sachlichen Dialog verhindern“ (Anon. C, 2012). Zunehmend wird ein differenzierter Umgang mit der Problematik gefordert, der auch die jamaikanische Lebenswirklichkeit im Blick behält. Damit kann jedoch kein „distanzierter Standpunkt“ (Pfleiderer, 2011, 183) gemeint sein, wie ihn etwa der *Riddim*-Redakteur Pete Lilly bei einem Roundtable-Gespräch 2007 vertrat. Lilly entzieht sich der Verantwortung, indem er einen nur beobachtenden Blick wählt, ohne bewerten zu wollen:

„[...] ich tue mich schwer damit, als weißer, mitteleuropäischer Mann die Jamaikaner zu belehren, dass man nicht ‚Ich bringe dich um‘ oder ‚Ich hab was gegen Schwule‘ sagen darf. Ich stelle das dar und verschweige auch nichts, aber das Urteil überlasse ich lieber anderen. Ich war immer ein großer Fan der ethnographischen Schriften von Hubert Fichte. Die Art und Weise, wie er auf andere Kulturen zugeht, hat auf mich abgefärbt – der ethnographische Blick, das Aufzeichnen, im Gegensatz zum klassischen Ethnologen, der von den Normen der eigenen Kultur ausgeht.“ (zit.n. Karnik, 2007a, 236f.)

Pfleiderer weist jedoch darauf hin, dass ein solcher Standpunkt „in der heutigen Zeit der intensiven interkulturellen Kontakte und der weltweiten kulturellen, medialen

und ökonomischen Verflechtungen [...] nur noch bedingt vertretbar“ sei: „Tourismus und Musikexporte sind seit langem zentrale Einnahmequellen Jamaikas und haben neue (finanzielle) Abhängigkeiten des Inselstaates von Europa und den USA geschaffen.“ (Pfleiderer, 2011, 184) Diese postkoloniale Abhängigkeit müsse bei der Debatte über Verbote in Europa berücksichtigt werden. Sinkende Plattenabsätze und Auftrittsverbote bedeuten ökonomische Einbußen, die nicht nur die Musiker selbst betreffen, sondern auch die von ihnen finanzierten Jugend- und Bildungsprojekte in Jamaika beeinträchtigen (Karnik, 2009). Güldner plädierte daher 2010 für einen pragmatischen Lösungsansatz, indem sich jamaikanische Musiker selbst zu einem Verzicht auf Battyman Tunes bei in Deutschland stattfindenden Konzerten verpflichten (Güldner, 2010). „Diese Selbstverpflichtung könne sich allerdings nur auf den deutschen Rechtsraum beziehen, denn Versuche, den Künstlern auch in Jamaika den Mund zu verbieten, seien neokolonialistische Bevormundungen, auf welche die Jamaikaner verständlicherweise mit Empörung und Trotz reagieren.“ (Pfleiderer, 2011, 184)

Schon Karnik bemerkte 2009, dass die Forderung nach einem Verzicht auf homophobe Texte in Europa zwar sinnvoll sei, „Entschuldigungen, auf Dauer geltende Verzichtserklärungen oder gar Bekehrungen zu erwarten“, sei jedoch „absurd“ (Karnik, 2009). Da die Ursachen der Homophobie in der jamaikanischen Gesellschaft liegen, können diese auch nur von ihr selbst aufgearbeitet werden. „Wenn es jemals einen Wandel der Ansichten geben wird, die Jamaikaner gegenüber Homosexualität hegen, dann muss dieser Wandel von den Menschen kommen, die hier leben“, bestätigt auch Dr. Orville Taylor, Soziologe an der *University of the West Indies* (zit. n. Güldner, 2009, 61). Dazu müssen nach Meinung Gutzmores die Ursachen der Homophobie in einem „dialogue between patriarchal homophobia, on the one hand, and lesbian, gay and socially progressive forces, on the other“ hinterfragt werden. Dies bilde „a precondition for the development of less oppressive social conditions for gay people in Jamaica. Success in this dialogue will contribute to the production of a society that is less comfortable with its own homophobia“ (Gutzmore, 2004, 133). Wichtig für diese Entwicklung seien v.a. eine verbesserte wirtschaftliche Situation und bessere Bildung für breite Schichten der jamaikanischen Bevölkerung (Hautmann, 2012).

Im Hinblick auf den Umgang mit Homophobie im Reggae und Dancehall in Deutschland schlägt Karnik 2004 in einem *Riddim*-Artikel einen „dritten Weg“ neben strikter Ablehnung oder uneingeschränkter Akzeptanz vor. In „Homophobie hier. Der dritte Weg“ zeigt Karnik Verständnis für die Reaktionen von LGBT-Interessenvertretungen, die angesichts von Hasstexten Auftrittsverbote für jamaikanische Sänger fordern. Er begründet dies

mit der mangelnden Bereitschaft der deutschen Reggae-Szene, „sich von selbst ausdrücklich von Homophobie [zu distanzieren]“: „Wo bleiben hier die mehrheitlichen Buhrufe bei Battyman-Tunes im Capleton-Konzert? Wo finden sich Solidaritätsbekundungen mit Schwulen und Lesben unter Reggae-Fans? Wieder den Text nicht verstanden oder sowieso egal?“ (Karnik, 2004). Auch Schreuder kritisiert, dass sich nicht genügend Reggae-Fans mit der LGBT-Szene solidarisieren (Schreuder, 2012). Da die „politischen, sozialen und ökonomischen Umstände“ in Deutschland sich grundlegend von denen auf Jamaika unterscheiden, ist eine „Eins zu Eins-Aneignung jamaikanischer Standards“, ein direkter kultureller Transfer, unmöglich. Infolgedessen zieht Karnik eine „provokante Schlussfolgerung“ und fordert eine Annäherung beider Szenen, der Reggae-Fans sowie der LGBT-Community, um „die potentielle Konfrontation“ aufzuheben. „Einschluss statt Ausschluss – im gemeinsamen Dance um das schwarze Schaf Battyboy-Tune schossen die homophoben Lyrics dann ins Leere. Sie würden nichts bedeuten, weil sich keiner mehr davon angesprochen fühlt.“ (Karnik, 2004) Erst wenn sich Reggae-Fans solidarisch mit Lesben und Schwulen zeigen und sich diese auf der anderen Seite auch offen auf Konzerten und Festivals zu ihrer sexuellen Orientierung bekennen (können), verlieren Battyman Tunes in Deutschland ihre Brisanz. Man würde sie als einer Kultur zugehörig empfinden, die für die Lebenswirklichkeit der Deutschen keine Rolle spielt.

## Literatur und Online-Quellen

- Anon. A, 2002. Warrior King. Virtuous Woman. <http://news.genius.com/Warrior-king-virtuous-woman-annotated> (Zugriff am 22.10.2014).
- Anon. B, 2007. The Reggae Compassionate Act. [http://www.soulrebels.org/dancehall/w\\_compassionate\\_001.htm](http://www.soulrebels.org/dancehall/w_compassionate_001.htm) (Zugriff am 22.10.2014).
- Anon. C, 2012. „J-Flag unterstützt diese ‚Anti-Murder Music‘-Kampagnen nicht“. Interview mit Dane Lewis. *migrazine* 2, <http://www.migrazine.at/artikel/j-flag-unterst-tzt-diese-anti-murder-music-kampagnen-nicht> (Zugriff am 22.10.2014).
- Bax, D., 2010. „Mich stört diese Doppelmoral“. *Gentleman über Homophobie im Reggae*. *taz.de*, <http://www.taz.de/!50795/> (Zugriff am 22.10.2014).
- Beenie Man, 2012. Beenie Man video statement. <http://www.youtube.com/watch?v=KIJtjgn2ypQ> (Zugriff am 22.10.2014).
- Biazza, J., 2012. Thema des Tages: Reggae-Festival mit Untertönen. *SZ* 195, R2.
- Bortot, D., 2009. Nosliw – Tanzen für die richtige Sache. *Riddim* 42, 36–39.
- Boxill, I., Galbraith, E., Mitchell, R., Russell, R., Johnson, S., Waller, L., 2012. National Survey of Attitudes and Perceptions of Jamaicans Towards Same Sex Relationships. A Follow-up Study, Department of Sociology, Psychology and Social

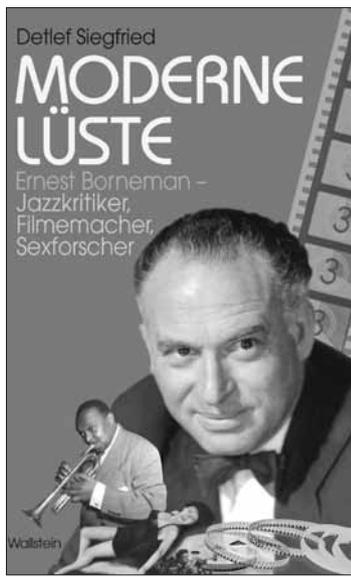
- Work, University of the West Indies, Mona. <http://www.aids-free-world.org/RSS/~media/Files/Homophobia/Jamaica%20National%20Survey%20on%20Homophobia.pdf> (Zugriff am 22.10.2014).
- Boxill, I., Martin, J., Russell, R., Waller, L., Meikle, T., Mitchell, R., 2011. National Survey of Attitudes and Perceptions of Jamaicans Toward Same Sex Relationships, Department of Sociology, Psychology and Social Work, University of the West Indies, Mona. <http://ufdc.ufl.edu//AA00003178/00001> (Zugriff am 22.10.2014).
- Bradley, L., 2001. Bass Culture. When Reggae was King. Penguin Books, London.
- Danner, R., 2012. „Come on Baby, Light My Fire...“. *migrazine* 2, <http://www.migrazine.at/node/717> (Zugriff am 22.10.2014).
- Government of Jamaica – Ministry of Justice (Ed.), 2010. Offences Against the Person Act, [http://moj.gov.jm/sites/default/files/laws/Offences%20Against%20the%20Person%20Act\\_0.pdf](http://moj.gov.jm/sites/default/files/laws/Offences%20Against%20the%20Person%20Act_0.pdf) (Zugriff am 22.10.2014).
- Grimm, M. (Ed.), 2012. Zur Rechtfertigung von Homophobie in der deutschen Reggae/Dancehall-Szene. Eine empirische Studie. Fachinformationsstelle Rechtsextremismus München (firm), München.
- Güldner, U., 2002. Burning All Illusions. *Riddim* 5, 40ff.
- Güldner, U., 2009. Hass-Sänger ante portas? Reggae & Homophobie – Reloaded! *Riddim* 42, 54–61, 90–91.
- Güldner, U., 2010. War on Reggae. Endstation Illegalität oder Index? *Riddim* 48, 50–55.
- Gutzmore, C., 2004. Casting the First Stone! Policing of Homo/Sexuality in Jamaican Popular Culture. *Interventions* 6/1, 118–134.
- Hautmann, M., 2012. Interview vom 18.07.2012. Südwild, BR, <http://www.br.de/puls/musik/aktuell/homophobie-im-reggae-es-fehlt-an-maennlichen-rollemodells-100.html?time=12.524> (Zugriff am 22.10.2014).
- Helber, P., 2013. Make Some Noise Against Homophobia. *Make Some Noise* Broschüre, 20–27. <http://makesomenoise.blogspot.eu/files/2012/02/broschuere.pdf> (Zugriff am 22.10.2014).
- Helber, P., 2012. Dancehall in Jamaica. Die Debatte über Homophobie in Reggae und Dancehall. *Hinterland* 21, 25–30.
- Karnik, O., 2004. Homophobie hier. Der dritte Weg. *Riddim* 16. <http://www.riddim.de/feature.php?id=268> (Zugriff am 22.10.2014).
- Karnik, O., 2007 (zit. 2007a). „Wir haben nach Jamaika geguckt, vielleicht guckt die nächste Generation auf uns“. Ein Roundtable-Gespräch zur Sound System-Kultur in Deutschland. In: Karnik, O., Philipps, H. Reggae in Deutschland. Kiepenheuer & Witsch, Köln, 88–109.
- Karnik, O., 2007 (zit. 2007b). Reggae auf Deutsch – zwischen Charts, Dancehallfieber und Rootdown. In: Karnik, O., Philipps, H. Reggae in Deutschland. Kiepenheuer & Witsch, Köln, 169–182.
- Karnik, O., 2007 (zit. 2007c). Ulli Güldner – Worte wie Feuer. In: Karnik, O., Philipps, H. Reggae in Deutschland. Kiepenheuer & Witsch, Köln, 225–232.
- Karnik, O., 2009. ‚One Hate‘ und ‚One Love‘. Die homophoben ‚Battyboy Tunes‘ im jamaikanischen Dancehall. *Neue Zürcher Zeitung* 145, <http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/uebersicht/one-hate-und-one-love-1.2822643> (Zugriff am 22.10.2014).
- Landeshauptstadt München (Ed.), 2010. Hass und Gewalt in der Musikszene. Stadtratshearing zum Thema Lesben- und Schwulenfeindlichkeit und Frauenfeindlichkeit in Hip-Hop, Rap und Reggae Dancehall 2. Februar 2010. Dokumentation, Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen, München.
- Make Some Noise (Eds.), [2013]. Broschüre. <http://makesomenoise.blogspot.eu/files/2012/02/broschuere.pdf> (Zugriff am 22.10.2014).
- Padgett, T., 2006. The Most Homophobic Place on Earth? *TIME* Magazin, <http://content.time.com/time/world/article/0,8599,1182991,00.html> (Zugriff am 22.10.2014).
- Pfleiderer, M., 2011. „Come inna mi Ramping Shop“. *Slackness* und Schwulenhass in der jamaikanischen und deutschen Dancehall. In: Helms, D., Phleps, T. (Eds.). *Thema* Nr. 1 – Sex und populäre Musik, Beiträge zur Populärmusikforschung 37, Transcript Verlag, Bielefeld, 165–188.
- Schreuder, M., 2012. Der Battyman wehrt sich. *migrazine* 2, <http://www.migrazine.at/node/713> (Zugriff am 22.10.2014).
- Simpson-Miller, P., 2011. Simpson Miller: Gays can serve in my cabinet (Jamaica Election Debates 2011- Leadership Debate), <http://www.youtube.com/watch?v=GDb73VCjxAk> (Zugriff am 22.10.2014).
- Stolzoff, N., 2000. *Wake the Town and Tell the People*. Dancehall Culture in Jamaica, Duke University Press, Durham.
- Swash, R., 2007. *Beenie Man, Sizzla and Capleton renounce homophobia*. *the guardian.com*, <http://www.theguardian.com/music/2007/jun/14/news.rosieswash> (Zugriff am 22.10.2014).
- Wynands, R., 2000. „Do the Reggae“. Reggae von Pocomania bis Ragga und der Mythos Bob Marley, PDF, ed. Piper, München, <http://www.oktober.de/reggae/> (Zugriff am 22.10.2014).

---

Autorin

Constanze Köhn, BA, Belfortstr. 1, 69115 Heidelberg, e-mail: [constanzekoehn@gmx.de](mailto:constanzekoehn@gmx.de)

---



**Detlef Siegfried**

**Moderne Lüste. Ernest Borneman – Jazzkritiker, Filmemacher, Sexforscher**

**Wallstein Verlag 2015, 455 Seiten, 46 Abb., geb., 29,90 €**

Borneman, Jungkommunist mit jüdischem Familienhintergrund, emigrierte 1933, sechs Wochen vor dem Abitur, nach London. Sein Geld verdiente er durch Jobs in der Filmbranche, als Journalist und Schriftsteller. Während des Krieges wurde er als »feindlicher Ausländer« inhaftiert und in Kanada interniert. Dort arbeitete er ab 1941 für das National Film Board und drehte eine Reihe von Dokumentarfilmen, darunter Propagandafilme gegen das »Dritte Reich«. Gleichzeitig stieg er zu einem einflussreichen Jazzkritiker auf, der nach Kriegsende u. a. als Kolumnist des legendären »Melody Maker« arbeitete.

Seit den späten 60er Jahren wurde Borneman zu einem der prominentesten Sexualwissenschaftler im deutschen Sprachraum, der die Idee der »Sexuellen Revolution« propagierte und damit Zustimmung ebenso wie Widerspruch erntete. Einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurde er durch seine Bücher (»Das Patriarchat« 1975), Sex-Ratgeberkolumnen in der »Neuen Revue« und zahlreiche Auftritte im deutschen und österreichischen Fernsehen.

Mit seinen Themen Jazz, Film und Sex bewegte sich Borneman auf Feldern, an denen die spezifischen Sinneswahrnehmungen der Moderne des 20. Jahrhunderts und die um sie entstehenden Deutungskonflikte deutlich sichtbar werden. Detlef Siegfried zeichnet Bornemans bewegtes Leben nach und stellt sein Wirken aus sinnesgeschichtlicher Perspektive dar.



**Berit Brockhausen**

**Guter Sex geht anders**

**Humboldt Verlag 2014, 2014. 208 Seiten, br., 19,99 €**

Die nackte Wahrheit: Wir haben zu wenig Sex, unerfüllte Fantasien, zu selten Lust und zu viele vorgetauschte Orgasmen. Die Sexualtherapeutin Berit Brockhausen erklärt erfrischend einleuchtend, wie wir wieder Erfüllung zu zweit finden können. Denn: Befriedigender Sex ist eine Entscheidung, die man selber trifft. Wer bisher seiner Lust mit neuen Stellungen, Techniken oder erotischem Spielzeug hinterhergelaufen ist, merkt beim Lesen schnell: Guter Sex geht anders!

Die Autorin:

Die Diplompsychologin und Sexualtherapeutin Berit Brockhausen arbeitet seit 1985 in der Paar- und Sexualberatung. In den Medien ist sie eine gefragte Expertin, weil sie selbst komplexes Wissen einfach auf den Punkt bringen kann. Für diesen Ratgeber lässt sie ihrem umfassenden Erfahrungsschatz freien Lauf und erklärt, warum viele Männer und Frauen völlig unnötig ein unbefriedigendes Liebesleben haben. Ihre praktischen Tipps sorgen für Lust und Erfüllung zu zweit.



**Peter Kölln**

**Männer im Betrieb(s)Zustand. Der Praxisratgeber zur Männergesundheit**

**Universum Verlag 2014, 304 Seiten, kart., 39,00 €**

Männer sterben rund sechs Jahre früher als Frauen. Zudem leiden sie fast doppelt so häufig unter chronischen Erkrankungen und gehen eher an ihre körperlichen und psychischen Grenzen. Gesundheitsbewusstes Verhalten ist in der Regel eher »Frauensache« und Männer sind nur schwer für Präventionsangebote zu gewinnen.

Im neuen Praxisratgeber »Männer im Betrieb(s)Zustand« werden unterschiedliche Aspekte der Gesundheitsarbeit mit Männern thematisiert: vom Umgang mit dem eigenen Körper, der erhöhten Unfallgefahr im Berufsleben, den gesundheitlichen Auswirkungen »schädlichen« Verhaltens bis hin zur Gesundheitskommunikation mit Männern – generell sowie auch speziell mit Männern mit Migrationshintergrund. Das sind nur einige der Themen, zu denen Dr. Peter Kölln, Facharzt für Arbeitsmedizin und Berater für betriebliches Gesundheitsmanagement, wertvolle Anregungen gibt.

Ziel ist es zu zeigen, wie Männer gezielt und effektiv für ihre eigene Gesundheit sensibilisiert werden können. Dabei kommen 55 Expertinnen und Experten zu Wort, die dem Autor in Interviews Empfehlungen aus unterschiedlichen Perspektiven geben. Das Spektrum ist breit: Vom Männergesundheitsexperten Thomas Altgeld bis hin zum Schriftsteller Wladimir Kaminer – ihre scharfe Beobachtungsgabe und ihre Praxiserfahrung regen zum Nachdenken und Aktivwerden an.

# Die Zukunft der Sexualwissenschaft?

Erwin J. Haeberle

## The Future of Sexology?

### Abstract

The formerly unified concept of „Sexualwissenschaft“ (sexual science) has broken up into isolated components – sexual medicine, gender studies, „homostudies“, sex education a.o. In the final analysis, this will mean the end of comprehensive sex research. At the same time, the electronic revolution has created new dangers for scholars and scientists – 1. A potentially total surveillance of all human activity by uncontrolled private companies, 2. a commercialization of research, and 3. a standardization of academic teaching and learning. How can sexologists meet these challenges?

**Keywords:** Sexual science, Iwan Bloch, Magnus Hirschfeld, Albert Moll, Alfred Kinsey, Sexual research, Gender studies, Homo studies, Sex education, MOOCs, Total surveillance, Big Data, Sexual enlightenment

### Zusammenfassung

Die Pioniere der in Deutschland entstandenen Sexualwissenschaft (Bloch, Hirschfeld, Moll) verstanden diese als eine interdisziplinäre Gesamtanstrengung, die alle Aspekte des Sexuellen „von einem Zentralpunkt aus“ erforschen sollte. Das galt auch für Alfred Kinsey mit seinem Institute for Sex Research. Inzwischen aber ist der Wille zu dieser Gesamtschau überall verloren gegangen, und so arbeiten jetzt unverbundene Teilgebiete wie Sexualmedizin, Geschlechterstudien, Homosexualitätsstudien und Sexualerziehung isoliert nebeneinander her. Auf längere Sicht bedeutet dies das Ende der Sexualwissenschaft, nicht nur in Deutschland. Gleichzeitig hat die elektronische Revolution neue Gefahren für die Wissenschaft mit sich gebracht: 1. eine Tendenz zur Totalüberwachung aller menschlichen Aktivitäten durch unkontrollierte Privatfirmen, 2. eine zunehmende Kommerzialisierung der Forschung und 3. eine zunehmende Standardisierung der akademischen Lehre. Wie sollen oder können wir Sexologen damit umgehen?

**Keywords:** Sexualwissenschaft, Iwan Bloch, Magnus Hirschfeld, Albert Moll, Alfred Kinsey, Sexualforschung, Geschlechterstudien, Gender Studies, Homostudies, Sexualerziehung, Pornographie, MOOCs, Totalüberwachung, Big Data, sexuelle Aufklärung

Die in Berlin begründete Sexualwissenschaft wurde von der Nazi Herrschaft gewaltsam und vollständig zerstört. Nach deren Kapitulation 1945 gelang ein Neuanfang erst mit großer Verspätung und auch das nur innerhalb medizinischer Fakultäten – in Hamburg, Frankfurt und, mit einigen Einschränkungen, auch in Kiel. Dann folgte, noch sehr viel später, die Charité in Berlin. In allen diesen Fällen wurde also nur ein Spezialgebiet der früheren wissenschaftlichen Gesamtanstrengung etabliert – die Sexualmedizin.

Die Sexualmedizin befasst sich, wie sie muss, mit den krankhaften Erscheinungen des Sexuallebens, d.h. mit körperlichen und seelischen Sexualstörungen der verschiedensten Art und auch mit kriminellen Verhalten soweit es eben pathologisch ist. Der allergrößte Teil der Menschheit ist aber weder krank noch kriminell und bleibt deshalb von Sexualmedizinern unberücksichtigt und unerforscht.

So wurde es am Ende unausweichlich, dass sich an verschiedenen Orten weitere Unterabteilungen der Sexualwissenschaft als unabhängig etablierten, wie etwa die Geschlechterstudien (*gender studies*) und die *Homostudies*, wie man sie in den Niederlanden einmal genannt hat. Das gilt auch für die allzu lange vernachlässigte Sexualpädagogik. Sie wurde in Deutschland zunächst außeruniversitären Initiativen überlassen wie der *Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung* (BzgA) in Köln, der *Pro Familia* und der *Deutschen AIDS-Hilfe*.

Aber jetzt soll endlich ein eigenes Magister-Studium an der Fachhochschule Merseburg die seit Jahren offensichtlich klaffende Lücke schließen. Eines ist jedenfalls deutlich: Diese neuerdings populären Teilwissenschaften machen dem medizinischen Rest der einstmals umfassenden deutschen „Sexualwissenschaft“ nun mehr und mehr Terrain streitig und finden dabei auch in Universitätsverwaltungen und bei externen Geldgebern Unterstützung.

## Ein früheres Ganzes und seine heutigen Teile

Das war in der Anfangsphase unserer Wissenschaft noch ganz anders gewesen, zumindest in der Zielsetzung: Vor

1933 waren in Deutschland die verschiedenen sexologischen Teilgebiete durch Magnus Hirschfeld, aber auch durch seinen Rivalen Albert Moll, unter den Oberbegriffen „Sexualwissenschaft“ oder „Sexualforschung“ zusammengefasst und als einheitliches Zentralthema behandelt worden. In ihren Zeitschriften, Fachgesellschaften und auf ihren Kongressen fand man daher Beiträger aus den verschiedensten Forschungsbereichen. Obwohl Hirschfeld wie auch Moll Mediziner waren, interessierten sie sich nicht nur für naturwissenschaftliche Fragen, sondern auch für die Sexualwissenschaft als Kulturwissenschaft. Auch Hirschfelds Institut in Berlin (1919-1933), das medizinische Diensteanbot, befasste sich gleichzeitig mit juristischen, soziologischen, historischen, ethnologischen, pädagogischen und künstlerischen Fragen. Vor allem aber war es, durch die Mitgründung einer *Weltliga für Sexualreform* (WSR) und Hirschfelds Weltreise damals schon global orientiert.

Das Gleiche gilt übrigens auch für das 1947 von dem Biologen Alfred Kinsey an der *Indiana University* begründete *Institute for Sex Research* mit seinem ausdrücklichen Anspruch, alle Aspekte des Sexuellen zu erforschen. Es hat immer eine allzu große Nähe zur Medizin vermieden und deshalb bis heute überlebt, wenn auch nicht im vollen Umfang seines ursprünglichen Anspruchs. Es versuchte noch lange, eine Gesamtschau des Sexuellen zu bewahren, in dem es sich umbenannte in *Kinsey Institute for Research in Sex, Gender, and Reproduction*. Der Versuch war aber leider vergeblich, denn mittlerweile gibt es auch an der *Indiana University* daneben auch noch ein eigenes *Department of Gender Studies*.

Man kann sich daher fragen, ob nicht die gleiche Entwicklung selbst dann in Deutschland eingesetzt hätte, wenn dort – wie früher einmal – ein fachübergreifendes Institut für alle Aspekte des Sexuellen vorhanden gewesen wäre. Aber da es eben nicht existierte, ist diese Frage müßig. Vielleicht hätte man einen „zentralen Standpunkt“ im Sinne Iwan Blochs bewahren können, vielleicht aber auch nicht.

Wir haben es hier schließlich mit überwältigenden akademischen Moden zu tun, die von Zeit zu Zeit wie unaufhaltsame Flutwellen über die Schutzmauern unserer Universitäten schwappen. Die Wissenschaftsgeschichte kennt viele derartige Wellen, und ich selbst habe seit meiner Studentenzeit einige davon kommen und gehen sehen. Nach einer Weile versickern sie folgenlos oder machen anderen Moden Platz. Viele solcher modischen Teilwissenschaften sind eben auf Dauer nicht lebensfähig. Sie sind, wie wir es früher beim Theater nannten, „nicht abendfüllend“. Früher oder später werden sie in übergeordnete Abteilungen oder Forschungsprogramme eingegliedert. Die Suche nach „Wahrheit“ ist eben immer von kulturellen, d.h. sozialen, ökonomischen und poli-

tischen Umständen abhängig und wird von diesen auch im Ergebnis beeinflusst. In der Tat: Ich bin mir durchaus bewusst, dass auch die sexologischen Impulse der späten sechziger und siebziger Jahre in den USA, von denen ich selbst profitierte, auf einer ähnlichen modischen Flutwelle schwammen.

Allgemein kann man nun festhalten: So wie das ursprüngliche Konzept einer umfassenden Sexualwissenschaft mittlerweile zerfranst und zerfasert ist, so haben sich auch seine früheren Randgebiete mehr und mehr von einander isoliert. Die heutige Sexualforschung verfolgt keine „große Linie“ mehr. Medizinisch befasst sie sich weiterhin nur mit den therapiebedürftigen Erscheinungen menschlichen Sexualverhaltens. Rein naturwissenschaftlich ist sie auf vereinzelte, enge Fragestellungen reduziert und findet in verschiedenen Ländern an traditionellen Universitätsinstituten statt. Dabei widmet sie sich Spezialproblemen in der Evolutionsbiologie, der Physiologie, der Hormonforschung, der Genetik und der Gehirnforschung. Die Ergebnisse sind noch nicht endgültig, werden von Spezialisten weiterhin kontrovers diskutiert und setzen sich zu keinem neuen Gesamtbild zusammen. Sie haben also das Verständnis des menschlichen Sexualverhaltens bisher nicht wesentlich vertieft. Das kann sich in Zukunft natürlich ändern. Man hofft es jedenfalls.<sup>1</sup> Daneben erscheinen noch regelmäßig sozialhistorische Studien über Geschlechtsrollen oder sexuelle Minderheiten, die interessante Einzelheiten zu Tage fördern. So bereichern sie unser Wissen, haben es aber bisher auch nicht revolutioniert.<sup>2</sup>

## Zur Dialektik der sexuellen Aufklärung

Leider ist aber selbst das heute gesicherte sexuelle Wissen in Großteilen der Bevölkerung nach wie vor nur unzureichend bekannt und müsste mithilfe des Internets dringend weltweit verbreitet werden. Gleichzeitig hat die Sexualisierung der Medien in einem Maße zugenommen,

<sup>1</sup> Einige dieser Forschungen erscheinen regelmäßig in der Zeitschrift der *International Academy of Sex Research (IASR) Archives of Sexual Behavior*, Zucker, K. (Ed.), Springer, New York, N.Y. Daneben gibt es aber noch eine immer noch wachsende Anzahl von hochspezialisierten Fachzeitschriften, die den verschiedensten Aspekten der Sexualtherapie und den Problemen sexueller Minderheiten gewidmet sind.

<sup>2</sup> Ein gutes neueres Beispiel ist eine internationale Studie, die sowohl psychologische, wie soziokulturelle, juristische und ökonomische Aspekte der männlichen Prostitution untersucht: Minichiello, V., Scott J. (Eds.), 2014. *Male Sex Work and Society*. Harrington Park Press, New York. Vgl. <http://www.sexarchive.info/BIB/mswrev.htm>.

das in meiner Jugend noch unvorstellbar war. Fernseh-dramen und Krimi-Serien zeigen zur Hauptsendezeit häufig und sehr deutlich Paare beim Geschlechtsverkehr, populäre Tageszeitungen bieten Nacktfotos, die früher „Männermagazinen“ vorbehalten waren, Ratgeberspalten besprechen sehr offen intimste Probleme, große Plakate werben an Bushaltestellen für den Kondomgebrauch, örtliche Magazine und Telefonbücher enthalten Werbeanzeigen für Bordelle, Buchbestseller handeln von sadomasochistischen Phantasien usw., usf. Dazu kommt neuerdings noch das Internet mit seinem auch für Jugendliche praktisch ungehinderten, kostenlosen Zugang zu jeder erdenklichen Form der Pornographie (nur die Betrachtung und Verbreitung von „Kinderpornographie“ ist strafbar). Gedruckte und elektronische Medien enthalten eindeutige Anzeigen für sexuelle Kontakte usw., usf. Vor allem aber steht das Ganze unter der Herrschaft des Kommerziellen. *Sex sells*, so heißt die Diktatur, die auch jeder Liberalisierung und Humanisierung des Sexuellen ihren hässlichen Stempel aufdrückt. Daher hat die gesamte Entwicklung ein Doppelgesicht wie Janus, der alt-römische Gott des Übergangs vom Gestern zum Morgen. Es ist dieser „Januskopf“ unserer wachsenden sexuellen Freiheit, der vielen ein unterschwelliges Unbehagen bereitet. Ja, es liegt nahe, hier sogar von einer „Dialektik der sexuellen Aufklärung“ zu sprechen.

Aber halten wir uns zunächst an das Positive: Die fortschreitende Kommerzialisierung des Sexuellen ist ja unter anderem auch gleichzeitig ein wichtiger Antrieb der Liberalisierung. Je mehr Menschen sich offen zu ihren sexuellen Interessen bekennen, desto eher sind sie auch als „legitime“ Kunden erreichbar und ansprechbar. Dem Profitstreben wohnt also grundsätzlich ein gewisser Zwang zur sexuellen Toleranz inne. Diese hat inzwischen auch zu einer spürbaren gesellschaftlichen Entspannung beigetragen, die vielen sexuellen Minderheiten das Leben erleichtert. Aber auch „Normalbürger“ haben profitiert: Unverheiratete Paare mit Kindern werden gesellschaftlich akzeptiert, Jugendlichen wird stillschweigend ein aktives Sexualeben eingeräumt, ungewollt Kinderlosen gönnt man gerne eine künstliche Befruchtung durch anonyme Samenspende usw.. Auch die standesamtlich registrierte gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft hat überraschend schnell weitgehende Akzeptanz gefunden. Kurz, viele früher missbilligte und deshalb verborgene Spielarten der menschlichen Sexualität sind heute kein Geheimnis mehr und werden als ungefährlich geduldet. Allerdings geht diese Duldung mit einer fortschreitenden Überwachung einher. Für den Kommerz bedeutet das einen Zuwachs an potenziellen Käufern, und damit erhöhen sich noch einmal seine Gewinne. Insofern leben wir nun in einer zunehmend „offenen“ Gesellschaft.

Wie weit diese Öffnung in Zukunft noch gehen wird, ist eine Frage, auf die es jetzt keine Antwort gibt. Sicherlich aber wird die uns heute schon verfolgende Werbung noch erheblich penetranter werden. Gleichzeitig aber könnte die Überwachung von immer mehr Menschen den Überwachern zu der Erkenntnis verhelfen, wie vielfältig das menschliche Sexualverhalten ist (und immer schon war) und wie wenig davon wirklich der Gesellschaft schadet und verdrängt werden muss. Das könnte dem Kommerz wieder neue Geschäftsfelder eröffnen und so zu einer weiteren Zunahme der Toleranz führen.

## Neue Herrscher über sexologische Daten

Es könnte aber auch anders kommen: Durch die neuen elektronischen Medien dringt die Kommerzialisierung, dank unserer aktiven Mithilfe, immer tiefer in alle unsere Lebensbereiche vor, auch in die intimsten. Allein schon, indem wir im Internet Informationen suchen, es für Einkäufe und Reiseplanungen nutzen und in digitalen sozialen Netzwerken aktiv sind, liefern wir freiwillig immer mehr persönliche Daten an riesige, unkontrollierte Privatfirmen. Über längere Zeiträume akkumuliert, erstellen diese Daten für jede Person ein immer präziseres Profil ihrer Gewohnheiten und Vorlieben. Alle diese Profile wiederum werden von den Firmen als *Big Data* gesammelt und vermarktet. So handeln sie zum Beispiel, ohne dass wir es immer bemerken, mit unseren ureigensten Attributen wie unserem Wohnort, Familienstand, Bildungsgrad, literarischen Geschmack, Einkaufsgewohnheiten, Musikkonsum, Bekanntenkreis, unseren Urlaubszielen und Liebhabereien. Dazu kommen bald noch verschiedene Gesundheitsdaten wie Arzt- und Apothekenbesuche, Krankenhausaufenthalte, Kuren, Ernährung, regelmäßige oder fehlende sportliche Betätigung usw. All das wird in tausend Einzelheiten gespeichert und nach und nach zu einem Gesamtbild zusammengesetzt. Auf diese Weise bekommen wir – selber unbezahlt – mit der Zeit virtuelle Doppelgänger, die für andere Leute Geld verdienen. Eigentlich werden wir damit selbst zur Ware.

Gleichzeitig bewegen wir uns aber auch auf eine Totalüberwachung der Gesellschaft zu. Bisher wird diese Überwachung teilweise schon als lästig, aber noch nicht als bedrohlich empfunden, denn sie verfolgt jetzt noch rein kommerzielle, harmlos erscheinende Zwecke. Wir spüren sie nur indirekt durch die zunehmende, gezielt auf uns persönlich zugeschnittene Werbung. Was wir selbst kostenlos liefern, dient noch hauptsächlich dem enormen Profit der Vermarkter, die dadurch immer reicher und

mächtiger – und das heißt auch schwerer kontrollierbar – werden. Früher oder später aber wird sich auch die Frage nach den möglichen politischen Folgen der totalen Überwachung stellen. Diese Frage ist unvermeidlich, selbst wenn man dabei die Überwachung durch Geheimdienste oder kriminelle *Hacker* zunächst einmal außer Acht lässt.

Auf dieses überaus wichtige, aber sehr komplexe Problem kann ich hier nicht eingehen. Stattdessen bleibe ich bei dem eng gefassten Thema und frage nur: Was bedeutet das alles heute und künftig für die Sexualwissenschaft?

Zunächst einmal sollten wir an die Gefahren denken, die von jeder rein privat finanzierten Forschung drohen. Es ist z.B. selbstverständlich, dass Pharmafirmen versuchen, die neurologische Forschung und die Hormonforschung für ihre Geschäftsinteressen zu nutzen und auch im Vorfeld entsprechend zu fördern. (Die Entwicklung der empfängnisverhütenden „Pille“ ist hier ein „klassisches“ Modell.) Die Sache wird aber bedenklich, wenn Universitäten sich von privaten Geldgebern abhängig machen und eigene Forschungen einschränken oder gar aufgeben. Sie wird noch bedenklicher, wenn von kommerziellen Interessen eine unangebrachte „Medikalisierung der Sexualität“ betrieben wird, wenn also z.B. lusterzeugende oder -steigernde Präparate von Großunternehmen für frei erfundene weibliche Funktionsstörungen entwickelt und vermarktet werden. Dann ergibt sich für die Sexualforscher die Frage, ob sie solchen Versuchen mit wissenschaftlichen Argumenten noch wirksam entgegen treten können. Außerdem liegt es in der Natur der Sache, dass eine übergeordnete Profitorientierung die Forschungslandschaft verzerrt, Teilerkenntnisse verabsolutiert und so indirekt auch ein vollständiges Verständnis der untersuchten Phänomene verhindert. Damit würden dann nur noch kommerziell „genehme“ Ergebnisse den Wissensstand und die Diskussion bestimmen.

Noch bedenklicher wird es bei der Erforschung des allgemeinen Sexualverhaltens, denn hier bahnt sich ein völliges Ungleichgewicht der Einflussmöglichkeiten an. Auch unsere sexuellen Interessen werden unweigerlich zum Gegenstand der Marktforschung: Soziale Netzwerke und verschiedene *Dating Sites* liefern die ersten Hinweise, die sich nach und nach durch andere persönliche Informationen direkt und indirekt ergänzen lassen. Ohne die Diskussion darüber hier zu vertiefen, nenne ich nur das kleine, harmlose Beispiel einer amerikanischen Firma, die im Internet Pornographie anbietet: Sie hat im vergangenen Jahr die Nutzungsgewohnheiten ihrer Kundschaft analysiert und sie nach geographischer Herkunft, Lieblingsthemen und Verweildauer aufgeschlüsselt. Die Ergebnisse dieser Analyse waren ebenso überraschend wie erhellend. Als im laufenden Jahr der Film *Fifty Shades of Grey* angekündigt und öffentlich diskutiert wurde, lieferte die gleiche Firma aktuelle und sehr detaillierte statistische Grafiken über die plötzlich zunehmende Nachfrage nach

verschiedenen sadomasochistischen Inhalten. Dabei muss man wissen: Die erhobenen Daten lassen sich nicht nur für unterschiedlich definierte Gruppen auswerten, sondern auch auf individuelle Nutzer zurückverfolgen.<sup>3</sup> Das lässt bereits erahnen, was in Zukunft auch sonst noch alles möglich sein wird. Sogar für seriöse Sexualforscher könnten sich damit unerhörte neue Perspektiven eröffnen. Die Frage ist nur: Werden sie diese Forschung auch durchführen dürfen? Das ist leider keineswegs sicher, denn warum sollten die exklusiven Datenbesitzer ihnen das gestatten? Welches Motiv hätten sie, ihren kostbaren Besitz zu teilen, der ihnen ständig neues Geld einbringt? Anders gefragt: Wie kann sich die Wissenschaft unter den neuen, völlig ungleichen Machtverhältnissen noch als Kontrollinstanz behaupten? Hat sie noch die nötige Kraft? Oder bleiben die Alleinherrscher über unsere Daten bei ihrer privaten Marktforschung, die nur der Profitmaximierung dient? Wird eine übermächtige Kommerzialisierung am Ende alles durchdringen? Wird sie dann, immun gegen Kritik und Kontrolle, selbst zur ultimativen Unterdrückung?

## Globale elektronische Wissensvermittlung

Hier zeichnet sich eine Problematik ab, die mir selbst erst allmählich durch meine eigene Arbeit erkennbar wurde: Nach dem „offiziellen“ Ende meiner beruflichen Laufbahn ermöglichte mir nämlich das Internet, privat noch etwas Neues in Angriff zu nehmen – ein frei zugängliches *Online-Archiv*, das nun in 15 Sprachen Informationen zur sexuellen Gesundheit anbietet, das *Archive for Sexology*: [www.sexarchive.info](http://www.sexarchive.info).

Ein wichtiger Teil dieses von mir selbst finanzierten Angebots ist ein kompletter Studiengang „Sexuelle Gesundheit“ in sieben Sprachen (Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Chinesisch (2x), Russisch, Tschechisch und Ungarisch). Der Studiengang umfasst heute 6 Kurse (6 Semester) und kann, je nach Bedarf, zum Bachelor- oder Magistergrad führen. Den ersten dieser Kurse, *Basic Human Sexual Anatomy and Physiology*, konnte ich schon im Januar 2003 ins Netz stellen. Damit wurde ich zum eigentlichen Erfinder der *MOOCs* (*Massive Open Online Courses*), die inzwischen von Dutzenden Universitäten in vielen Ländern angeboten werden und zu einem Milliongengeschäft geworden sind.

<sup>3</sup> Vgl. *Happy Place: Pornhub released data [...]*, <http://happyplace.someecards.com/porn/pornhub-released-data-on-what-every-state-is-masturbating-to/> – Vgl. *50 Shades of Pornhub*: <http://www.pornhub.com/insights/50-shades-bdsm-searches>.

Den Studiengang habe ich von vornherein für Studenten und andere Interessierte in aller Welt, besonders aber in den Entwicklungsländern geschrieben. Er setzt daher keinerlei Vorkenntnisse voraus, sondern erklärt alles „von Grund auf“. Insofern stellt er auch die zeitgemäße Form eines Lehrbuchs dar, ja, er bietet diesem gegenüber erhebliche Vorteile: Mit seinen vielen Archiv-internen und auch externen *Links* hätte er ausgedruckt einen Umfang von mehreren tausend Seiten – eine Unmöglichkeit bei traditionellen Lehrbüchern. Außerdem ist er schnell und leicht aktualisierbar. Und schließlich kann er jederzeit und überall sowohl auf *PCs* wie auch auf *Tablets/Pads* und *Smartphones* studiert werden. Dem gegenüber ist ein gedrucktes Lehrbuch auf die Dauer chancenlos. Es ist daher leicht vorherzusehen, dass Lehrbücher, wie wir sie teilweise heute noch kennen, keine Zukunft mehr haben. Sie werden früher oder später durch *Online*-Kurse ersetzt werden. Diese und andere Entwicklungen sind Teil unserer gegenwärtigen „elektronischen Revolution“, die noch viele andere radikale Folgen für Lehre und Studium haben wird.

So ist zum Beispiel vorherzusehen, dass wissenschaftliche Zeitschriften in nicht allzu ferner Zukunft nur noch in elektronischer Form publiziert werden, ob für die Nutzer kostenlos in „*open access*“ oder gegen Bezahlung, ist in diesem Zusammenhang zweitrangig. Jedenfalls werden die finanzkräftigsten Verlage dominieren und alle „Außenseiter“ an den Rand drängen. So wird sich auf kommerziellen Wege eine neue wissenschaftliche Orthodoxie herausbilden, bei der „Ketzler“ kein Gehör mehr finden.

Aber auch wenn ich nur mein eigenes, bescheidenes Kurs-Angebot betrachte, so sehe ich, dass es sich der oben erwähnten Dialektik genauso wenig entziehen kann wie alle anderen *MOOCs*. Die Befürchtung ist nämlich keineswegs unbegründet, dass die vom globalen Markt erzwungene „Effizienzsteigerung“ und Standardisierung der akademischen Lehre zwangsläufig auch zu „genormten“ Standard-Inhalten und zu einer allgemeinen Reduzierung der Lehrstühle, ja ganzer Fachbereiche führen wird. Dann besteht die Gefahr, dass nach und nach alle „Querdenkereien“ unauffindbar in einem algorithmischen „schwarzen Loch“ verschwindet.

## Weitere Implikationen

Bei alledem bin ich mir aber auch der wirtschaftlichen und politischen Probleme bewusst, die mit dem weltweit

zunehmenden Gebrauch von *Online*-Kursen verbunden sind. Meinen Aufsatz zu diesem Thema ist in meinem Archiv nachzulesen: *Higher Education for Lower Expectations? – Economic and Political Implications of Massive Online Courses* (<http://www.sexarchive.info/BIB/annivlect.htm>). Auch diese, nun unausweichliche Entwicklung des *eLearning*, die ich selbst mit angestoßen habe, hat ihre negative Seite. Leider fehlt, soweit ich sehen kann, in Deutschland immer noch die nötige Diskussion darüber.

Überhaupt gehen die Universitäten in Deutschland weiter ihren gewohnten Gang mit überfüllten Hörsälen und schlecht oder gar nicht erreichbarer Literatur. Diese Probleme sind aber durch das Internet längst überflüssig geworden. Man müsste seine Möglichkeiten nur nutzen. Eben das geschieht aber nicht, und niemand rebelliert dagegen. Es ist eine provinzielle „Welt von Gestern“, zunehmend ungemütlich, aber nicht aus ihrer trügerischen Ruhe zu bringen. Ich mache mir keine Illusionen über die Bedeutung meiner eigenen Arbeit oder überhaupt der Sexualwissenschaft. Im großen Zusammenhang der heutigen Weltprobleme gibt es zweifellos Wichtigeres als die Erforschung des menschlichen Sexualverhaltens und die Förderung der sexuellen Gesundheit. Immerhin: In den Jahren, in denen ich beruflich von einem sozialen und intellektuellen Aufbruch in den USA profitieren durfte, konnten wir Sexologen durch unsere Publikationen, Organisationen und Kongresse direkt und indirekt einen kleinen Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität vieler Menschen leisten. Einiges davon strahlte auch auf andere Länder aus und wirkt heute noch fort. Aus der damaligen turbulenten Zeit – und wiederum aus den USA – stammen auch die Anfänge des Internet, das aber erst in den 80er und 90er Jahren für weitere Nutzerkreise verfügbar wurde. Nun ist es dabei, die ganze Welt radikal zu verändern. Als Nebeneffekt erlaubt es auch uns, den sonst kaum beachteten „minderen Brüdern“ der etablierten Wissenschaftler, unsere Erkenntnisse weltweit zu verbreiten, und damit erhalten wir zum zweiten Mal eine Chance, uns nützlich zu machen. Ich will aber keine Forschung an ihrer Nützlichkeit messen. Jede noch so kleine Einsicht, die uns das Verständnis unserer Welt erleichtert, ist Rechtfertigung genug für jede Wissenschaft. Eines weiteren Nutzens bedarf es dafür nicht. Ohne dass wir uns selbst überschätzen, brauchen wir also nicht allzu bescheiden zu sein. Gleichzeitig sollten wir aber auch an die Zukunft denken und in vollem Bewusstsein ihrer negativen Aspekte unverdrossen alle modernen Mittel der globalen Kommunikation und Kooperation nutzen. Auch das gehört nun zu unseren beruflichen Pflichten.

---

### Autor

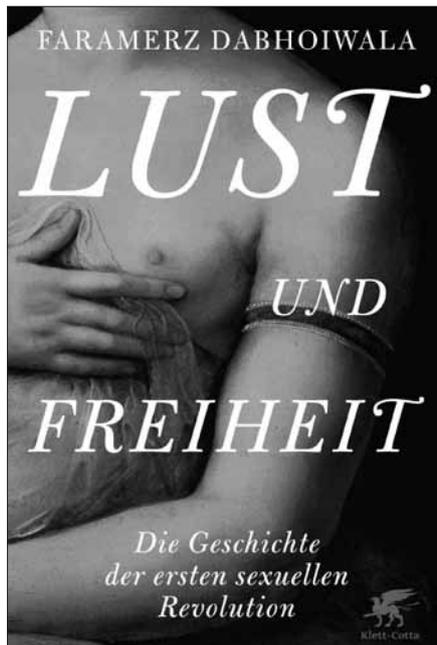
Prof. Dr. Erwin J. Haeberle, Founder and Director, Archive for Sexology, <http://sexarchive.info/>,  
e-mail: [haeberlee@web.de](mailto:haeberlee@web.de)

---



**Takemitsu Morikawa**  
**Liebesemantik und Sozialstruktur**  
**Transformationen in Japan von 1600 bis 1920**  
 transcript 2015  
 320 S., kart., 32,99 €

Nach dem Muster von Niklas Luhmanns Analysen in »Liebe als Passion« analysiert Takemitsu Morikawa den Wandel der Liebesemantik in Japan im Übergang von stratifikatorischer zu funktionaler Gesellschaftsdifferenzierung: von der Frühen Neuzeit bis ca. 1920. In Auseinandersetzung mit Texten der literarischen Tradition Japans (beispielsweise Romanen, Novellen, Erzählungen und Dramen) fragt er, inwieweit sich Luhmanns theoretische Konstruktion des wechselseitigen Verhältnisses von Evolution der Semantik einerseits und Differenzierung der Gesellschaft andererseits im japanischen Kontext bewährt.



**Faramerz Dabhoiwala**  
**Lust und Freiheit**  
**Die Geschichte der ersten sexuellen Revolution**  
 Klett Cotta 2014, aus dem Engl. v. Hainer u. Esther Kober (Orig.: The Origins of Sex),  
 536 S., geb., mit Schutzumschlag und 77 Abb. 29,95 €

Mit verführerischem Flair und analytischem Scharfsinn erzählt der Autor die Geschichte der modernen Sexualität. Anschaulich schildert er die Lebenswelten der Menschen im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert und die gravierenden Veränderungen im Umgang mit der Sexualität seit dem Mittelalter.

Wir leben in einer Zeit der sexuellen Freiheit und Selbstbestimmung. Unsere modernen Vorstellungen von Sexualität sind das Ergebnis eines tiefgreifenden historischen Wandels. In seinem glänzend geschriebenen und weltweit vielbeachteten Buch erzählt und deutet Faramerz Dabhoiwala die Geschichte der Sexualität neu. Quellenstark und unterhaltsam beschreibt der Autor, wie sich der Umgang mit dem eigenen Körper, mit Lust und Leidenschaft aufgrund neuer revolutionärer Ideen bereits im Jahrhundert der Aufklärung radikal wandelte. Es ist die Geschichte von zahllosen bisher von der Geschichtsschreibung unbeachteten Männern und Frauen, von Werken der Kunst, Literatur und der Philosophie und ihrem prägenden Einfluss auf die moderne Welt.

# Lust im Alter – Ein weites Feld für die Erotikbranche

Anja Drews

## Desire in Old Age – a Broad Field for the Erotica Sector

### Abstract

Lust/sex/eroticism/love in old age – whatever you call it, sooner or later it concerns us all. As we grow older, we enter a new phase of life in which we have more time for our love life, time in which couples and singles can rediscover their lust, or perhaps discover it for the first time. This phase of physical change, characterized by female menopause and declining male erectability, brings with it the chance for increased affection, intimacy and closeness beyond sexual intercourse. When male erection is not considered primarily responsible for fulfilled sexuality and the man is freed from this pressure, sex toys can be a reasonable enhancement of sensual pleasure. Thanks to the medialization of sexuality, lust in old age is no longer taboo. When the various forms of sexuality are met with respect and openness in old age, nothing stands in the way of a second spring in regard to sexuality. And we should grant this to us all.

**Keywords:** Sexuality in old age, Menopause, Fixation on sexual intercourse, Sex toys, Erotica sector

### Zusammenfassung

Lust/Sex/Erotik/Liebe im Alter – egal wie wir es nun bezeichnen, früher oder später ist jede/r von uns betroffen. Wir treten in eine neue Lebensphase ein, in der wieder Zeit für ein Liebesleben vorhanden ist, in der sich Ehepaare oder auch Singles ihrer Lust noch einmal ganz anders nähern können, sie vielleicht sogar zum ersten Mal entdecken. Jenseits der Fixierung auf den Geschlechtsverkehr bietet diese Phase der körperlichen Veränderungen die Chance auf mehr Zärtlichkeit, auf mehr Intimität und Nähe. Wenn die männliche Erektion nicht mehr maßgeblich verantwortlich ist für eine erfüllte Sexualität und man von diesem Druck befreit wird, kann Sexspielzeug eine sinnvolle Erweiterung der sinnlichen Genüsse darstellen. Dank der Medialisierung von Sexualität wird die Lust im Alter immer mehr vom Tabu befreit. Wenn wir gegenüber sexuellen Spielarten im Alter mehr Respekt und Offenheit zeigen, steht einem zweiten Frühling auch in sexueller Hinsicht nichts mehr im Wege. Und das sollten wir uns allen gönnen.

**Schlüsselwörter:** Sexualität im Alter, Menopause, Sexspielzeug, Erotikbranche

Wann ist man eigentlich alt? Und was ist eigentlich Sexualität? Das sind zwei ganz elementare Fragen, die es zu beantworten gilt, wenn man sich dem Thema Lust im Alter

nähert. Und beide lassen sich nicht so einfach beantworten. Man ist so alt, wie man sich fühlt, heißt es immer. Aber wann genau fühle ich mich alt? Physisch ging es uns noch nie besser. So mancher 70-Jährige ignoriert die Zeichen der Zeit und reagiert empört, wenn man ihn als älteres Semester bezeichnet. Auf die Sexualität bezogen könnte man es sich nun einfach machen und eine biologische Grenze setzen. Mit der Menopause verändert sich der Körper einer Frau fast so rasant wie vorher in der Pubertät. Und diese Veränderungen haben eindeutig Auswirkungen auf die Lust und auf die Identität. Da sich dieser Prozess der Veränderung bei Männern wesentlich schleicher vollzieht, nehmen wir der Einfachheit halber das Paar als Ganzes und nennen das Liebesleben für beide „Lust im Alter“. Statt midlife crisis Aufbruch zu einer neuen Aufmerksamkeit gegenüber der sich verändernden Körperlichkeit. Aber: Die Menopause macht zu schaffen, die Verantwortung im Job lähmt den Elan, die pubertierenden Kinder, die zu versorgenden Eltern fordern einen. Die Lust wird verdrängt, worüber man geradezu sauerköpfig werden könnte.

Und weil nun die Lust gerade in dieser Lebensphase oft viel zu kurz kommt, habe ich einen Vorschlag zur Erweiterung: Nehmen wir als Grenze zur Lust im Alter ganz unabhängig von der Biologie den Eintritt in das Leben nach der Berufstätigkeit, egal ob es sich dabei um einen bezahlten Job oder die Haushaltsführung handelt. Denn ist die Firma erst Vergangenheit und die Kinder aus dem Haus, hat ein Paar ganz unvermutet jede Menge Zeit für sich und seine Beziehung. Kinder sind in diesem Zusammenhang übrigens ein ganz wichtiger Aspekt für Frauen. Denn nicht nur der Nachwuchs möchte seine sexuellen Gelüste vor den Eltern verbergen, das ist anders herum genauso. Nicht mehr erwischt werden zu können und die Mutterrolle abzugeben, wirkt auf manche Frau wie ein Aphrodisiakum. Wann nun dieser Zeitpunkt eintritt, gestaltet sich bei der sehr heterogenen Menge älterer Menschen sicherlich ganz unterschiedlich. Nach Jahren des Aufreibens zwischen Berufswelt und Familienleben ist das jetzt also eine großartige Chance, als Liebespaar noch einmal durchzustarten und sich ganz neu zu entdecken. Plötzlich ist Zeit für die eigenen Bedürfnisse. Plötzlich ist Zeit für Sex.

Und da kommen wir zur zweiten Frage. Was ist Sexualität überhaupt? Fragen wir doch einmal die, um die es hier geht – und das mache ich immer sehr gerne –, die älteren Menschen so ab Anfang/Mitte 60. Da wird dann kurz nachgedacht und schnell ist man beim Geschlechtsverkehr. Das ist eine sehr einseitige Definition, die besonders auf Seiten

der Frauen zur sexuellen Frustration führen kann. Gerade ältere Männer sind da häufig sehr fixiert. Ihnen fehlt der Zugang zu anderen Arten von Sinnlichkeit und auch der zu ihrem eigenen Körper. Sie haben es einfach nicht anders gelernt. Und der Konsum von Pornos trägt nicht gerade dazu bei, die vielen Bereiche sinnlicher Erfahrungen und Ausdrucksmöglichkeiten zu entdecken. Sexualität ist eben mehr als Geschlechtsverkehr und es gilt, sie um Lust und Intimität und ganz profan auch um sexuelle Spielarten zu erweitern, damit beide Partner wieder Spaß haben.

Nun hat sich die Welt in den letzten Jahrzehnten ja gerade in Hinblick auf den Umgang mit Sexualität und Lust radikal verändert. Das hat nicht nur Auswirkungen auf die heranwachsende Generation. Auch ältere Menschen profitieren von der neuen Offenheit. Sex mit Falten und schlaffer Haut ist heute kein Tabuthema mehr, wenngleich sich die ganz Jungen nicht wirklich vorstellen möchten, was da passiert. Was aber kein Tabu mehr ist, kann auch besser in den eigenen Lebensentwurf integriert werden. Nähe und Zärtlichkeit, Erotik und Lust bekommen eine neue Bedeutung, wenn wir die Auffassung von Sexualität über den reinen Geschlechtsakt hinaus um den Beziehungsaspekt erweitern. Der Sex wird im Kopf vom Schmutz befreit. Denn es geht nicht nur um die pure Lust und schon gar nicht um den perfekten Körper. Es geht um Intimität und Nähe. Und es geht auch darum, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse überhaupt erst einmal zu entdecken und mitzuteilen.

Die körperlichen Veränderungen machen älteren Menschen beim Sex natürlich zu schaffen. Wie sagte neulich eine Dame zu mir, Sex im Alter werde beschwerlicher, denn er bedürfe der Vorbereitung. Nachlassende Potenz, eine geringere Lubrikation sowie empfindliche Scheidenwände erschweren den Geschlechtsverkehr, der ja nun einmal eine so herausragende Stellung in der Vorstellungswelt gerade älterer Menschen innehat. Hier heißt es also, Ängste abzubauen, zu zeigen, dass diese Veränderungen auch die Chance auf ein neues Erleben in sich tragen. Es heißt, die Möglichkeiten anderer sexueller Praktiken aufzuzeigen, um damit die Erlebniswelt zu erweitern und Entspannung zu ermöglichen. Es heißt, deutlich zu machen, dass es Frauen gar nicht so sehr um den prallen Penis, sondern um die emotionale und zärtliche Verbindung zum Partner geht. Es geht darum, die Lust am Ausprobieren und Entdecken sinnlicher Genüsse zu wecken und dabei vielleicht auch erotisches Spielzeug mit einzubeziehen. Es ist schon erstaunlich, wie wenig gerade ältere Paare, die schon so viele Jahre das Leben miteinander teilen, über die eigenen Wünsche und die des anderen wissen.

Die Erotikbranche ist ebenfalls dabei, das Schmutzdel-Image endgültig von sich zu werfen und sich für alle Altersgruppen und vor allem für beide Geschlechter zu öffnen, weg vom peinlichen Geheimnis, hin zum lichtdurchfluteten Einkaufserlebnis. Waren es früher hauptsächlich Männer, die sich in den dunklen Räumen der Erotikgeschäfte herumtrieben, so sind es heute Frauen, die in erotischer Hinsicht das Feld dominieren. Und es bieten sich vielfältige Möglichkeiten. Weg vom Schmutzdel-Image heißt auch weg von der einseitigen Fixierung auf Dildos und Pornos. Das Angebot an Erotikartikeln umfasst mittlerweile ein vielseitiges Sortiment von medizinischen Gleitmitteln über Massageöle bis hin zu verspielten, quatschbunten Vibratoren und schmeichelnden Dessous. Das weiß ich so genau, weil ich als Sexualwissenschaftlerin für den Erotik-Versandhändler ORION aufklärende Texte schreibe und Leserfragen rund um Partnerschaft und Sexualität beantworte. Bei dem, was ich dort mache, geht es um die hier angesprochene Aufklärung und Beratung. Altersübergreifend. Wenn Menschen bei uns, bei mir, ihre Probleme ansprechen können und auch eine vernünftige Antwort erhalten, ist das eine immense Erleichterung. Da geht es um verlorene Lust, um die Potenz, darum, die Partnerin/den Partner zu befriedigen und zu verwöhnen und um das Ausprobieren neuer Sexualpraktiken, gerade auch im Alter.

Es gibt kein spezielles Angebot an Sexspielzeug für ältere Menschen. Wozu auch. Schließlich können sie alles ausprobieren, was ihnen gefällt. Massageöle, Gleitmittel, Vibratoren, Penisringe, Augenbinden, Fesseln. Selbst Erektionshilfen haben keine Altersbestimmung. Und ich habe viele ältere Frauen getroffen, die zum einen jetzt erst damit beginnen, sich mit schönen Dessous zu schmücken und sich zum anderen ganz konkret mit Vibratoren Lust verschaffen möchten. Diese Frauen sind aufgeschlossen, wenn man ihnen Respekt entgegenbringt und sich für ihre Fragen interessiert, ihnen die Scheu nimmt. Das ist ein weiterer Schritt auf dem Weg weg vom Schmutzdel-Image der Lust im Alter. Und es geht dabei nicht nur um Paare, schließlich gibt es auch jenseits der straffen Körper jede Menge Singles. Auch die entdecken für sich allein oder mit einer neuen Liebe mit einem Mal eine ganz neue Welt der Sinnlichkeit und Lust. Wenn man also aufzeigt, dass nicht nur oder vielleicht auch gerade nicht ein vollereigerter Penis sexuelle Befriedigung bedeutet und dass Sexualität eine sinnliche Erfahrung mit Nähe und Intimität ist, können Sex Toys auch die ältere Lust bereichern.

---

#### Autorin

Dipl.-Päd. Anja Drews, Sexualwissenschaftlerin, 22763 Hamburg, Griegstraße 122, [www.liebeswandel.de](http://www.liebeswandel.de),  
e-mail: [info@anja-drews.de](mailto:info@anja-drews.de)

---

## Die Zeit ist Reif – Für eine selbstbestimmte Sexualität im Alter

Fabian Korpok

### The Time is Ripe – For a Self-determined Sexuality in Old Age

In unserer Gesellschaft gilt Sexualität im Alter häufig als ein Tabuthema, über das kaum jemand offen spricht. Vielmehr wird Sexualität den jüngeren Generationen zugeordnet, denen, die als jung, schön, gebräunt, schlank, attraktiv, faltenfrei und aktiv beschrieben werden. Dieses Image wird zumindest von der Werbung, in den elektronischen Medien und in Zeitschriften kultiviert. Darüber hinaus wurde der Prozess des Alterns über viele Jahrzehnte ausschließlich als ein defizitärer Bereich des Lebens betrachtet. Dabei standen vor allem altersbedingte Rückbildungs- und Abbauprozesse im Fokus der öffentlichen Wahrnehmung. Daraus resultierte auch die weitestgehende Verleugnung der Alterssexualität.

Doch auch in der stationären Altenhilfe zeigt sich, dass der Umgang mit der Thematik bislang oft unterschätzt wurde. Aus den Expertendiskussionen des Pflegekongresses *CareDate*, der 2012 Sexualität in der Altenhilfe als Schwerpunktthema hatte, ging hervor, dass der Umgang mit den sexuellen Wünschen der Bewohner für die gesamten Pflegeteams eine akute Herausforderung darstellt. Dies gilt insbesondere für den Umgang mit Menschen mit einer diagnostizierten Demenz.

In der Behindertenhilfe lässt sich hingegen schon seit einigen Jahren ein steigendes Interesse an einem erfolgreichen Umgang mit der Thematik festhalten. Allerdings stellt sich auch hier die Frage, inwieweit eine selbstbestimmte Sexualität ausgelebt werden kann, besonders dann, wenn Menschen auf immer größere Unterstützung angewiesen sind.

Fest steht, dass Sexualität eine Vielzahl von Dimensionen beinhaltet, die zeigen, dass Sexualität nicht nur auf Geschlechtlichkeit zu reduzieren ist, sondern alle Bereiche des menschlichen Zusammenlebens und Empfindens umfasst. So entwickelt sich die sexuelle Biografie eines Menschen innerhalb einer lebenslangen Interaktion zwischen individuellen und gesellschaftlich-kulturellen Gegebenheiten; sie ist in einen lebenslangen Prozess eingebunden. Die heutigen älteren Menschen haben, wie kaum eine andere Generation zuvor, den gesellschaftlichen Wandel im Umgang mit Sexualität erlebt. Viele

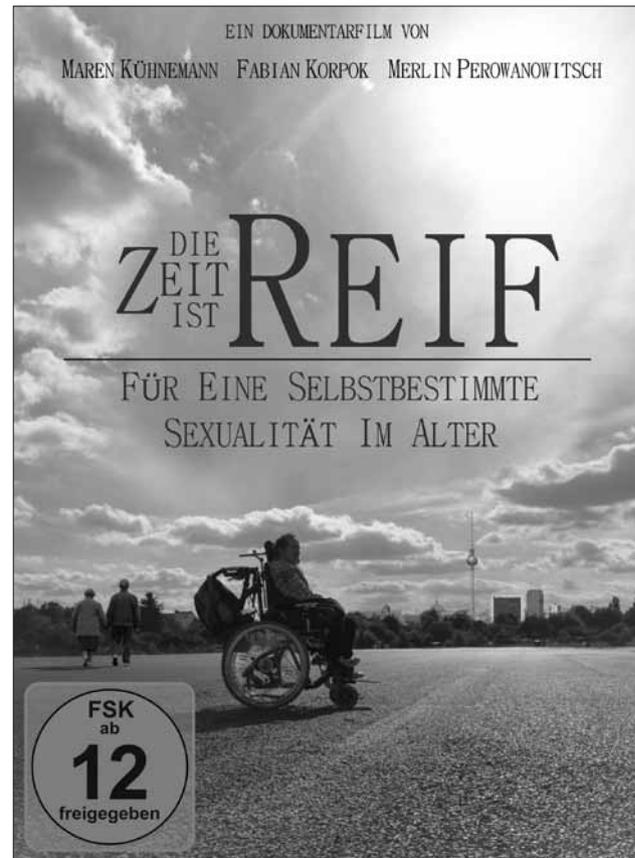


Abb. 1: Coverbild der Film-DVD

Frauen wurden beispielsweise von einer strengen moralischen Erziehung geprägt, die ihnen eine selbstbestimmte Sexualität als Lustempfindung untersagte. Erst die Frauen der 1960er Generationen konnten sich erfolgreich von den überholten gesellschaftlichen Vorstellungen befreien. Die sexuelle Revolution und die Anti-Baby-Pille führten zu einer deutlich selbstbestimmteren Sexualität bei beiden Geschlechtern.

Wir, drei Studierende aus den Bereichen Heilpädagogik und Sozialer Arbeit/Sozialpädagogik, haben 2014, in Form eines Studienprojekts, einen Dokumentarfilm zum Thema Sexualität im Alter unter dem Titel *Die Zeit ist Reif* in Berlin gedreht. Der Ansatz für dieses Projekt lag in der Einsicht, dass das Thema nicht nur gesellschaftlich weitestgehend tabuisiert ist, sondern auch in vielen Bildungseinrichtungen bislang noch kaum berücksichtigt wird. Dabei



Abb. 2: Verschiedene Filmsequenzen

lässt sich in der Praxis durchaus ein steigendes Interesse an der Thematik feststellen. Nach langer Recherche bekamen wir die Möglichkeit, „Experten“ verschiedenster Dis-

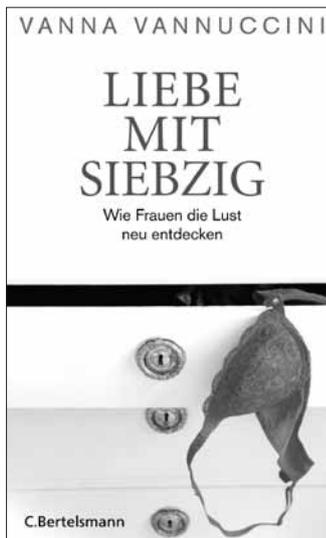
ziplinen und Privatpersonen als „Experten ihres Selbst“ zu interviewen und zu begleiten. Aus über 20 Stunden Filmmaterial konnte ein bis heute einmaliger 70min. Film entstehen, der bzgl. sexueller Bedürfnisse, Angebote und Dienstleistungen den Vergleich zwischen der Alten- u. Behindertenhilfe und einen Ausblick in die Zukunft wagt. Zu den Akteuren zählen z.B. die Sexualassistentin Nina de Vries, der Theologe Matthias Vernaldi, der Facharzt für innere Medizin Prof. Dr. C. Zippel und die Sozialpädagogin und Psychologin Christiane Biller-Pech, der Bewohner des Wohnprojekts Lebensort Vielfalt Bernd Gaiser, sowie der Geronto-Sozialtherapeut und Soziologe Dr. Wolfgang Kramer. Ziel des Films ist es, die unterschiedlichen Facetten von Sexualität darzustellen und darüber zu informieren und zu sensibilisieren. Zudem soll dem Zuschauer ein vielfältiger Blick auf das gesellschaftlich noch weitgehend tabuisierte Thema ermöglicht werden.

Sexualität im Alter ist ein Thema, welches in der Zukunft mehr Beachtung finden muss. Vor allem durch die demografische Entwicklung und die medizinischen Verbesserungen wird die Zahl älterer Menschen, die aktiv am Leben und damit auch am sexuellen Leben teilnehmen möchten, zunehmen. Infolgedessen muss eine Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen nach Sexualität und Zärtlichkeit im Alter stattfinden. Denn die *Zeit ist Reif* für eine selbstbestimmte Sexualität, auch im Alter.

Weitere Informationen zum Film, einschließlich Trailer finden sich unter: <http://www.facebook.com/Die-ZEITistREIF.Dokumentation>.

Autor

Fabian Korpok, BA, 10367 Berlin, Storkower Str. 213, e-mail: [fabian.korpok@web.de](mailto:fabian.korpok@web.de)



**VANNA VANNUCCINI**

**Liebe mit siebzig. Wie Frauen die Lust neu entdecken**

**C. Bertelsmann 2013**

**176 Seiten, geb., 12,40 €**

Das letzte Tabu: Liebe und Erotik im Alter

Schmetterlinge im Bauch mit über siebzig? Sex im Alter? Bei Männern ganz normal. Bei Frauen zählt dagegen jede Falte – Liebe im Alter ist für sie immer noch ein Tabu. Doch es beginnt sich etwas zu verändern: Noch nie waren Frauen so unabhängig und selbstbewusst wie die Generation der heute Siebzigjährigen. Und viele von ihnen nehmen längst auch ihr Liebesleben in die eigene Hand. Vanna Vannuccini schreibt kenntnisreich, klug und mit großer persönlicher Begeisterung über diese neue Entwicklung. Sie berichtet von Frauen, die sich im Alter noch einmal neu verlieben und zeigt, dass Sexualität im Alter oft sogar als intensiver und schöner angesehen wird als in der Jugend. Ein ermutigendes, überzeugendes Plädoyer für die Entdeckung der Lust im Alter. Denn die Schmetterlinge im Bauch können mit siebzig ebenso heftig flattern wie mit siebzehn.

## Amor altert nicht – Paarbeziehung und Sexualität im Alter\*

Ein Interview mit *Elisabeth Drimalla*

Guten Tag, liebe Frau Dr. Drimalla!

Wie kam Ihnen die Idee ein Buch über Paarbeziehung und Sexualität im Alter zu schreiben?

Vor einiger Zeit fragte mich in einem Abschlussgespräch einer Sexualtherapie ein älteres Paar nach einer Buchempfehlung. Nun gibt es zwar Ratgeberbücher zu Sexualität oder Paarbeziehung im Alter, doch diese betrachten entweder nur die psychischen oder seltener, nur die körperlichen Faktoren. Diese stehen jedoch in einem Wechselspiel und lassen sich nicht getrennt behandeln – gerade bei der Arbeit mit älteren Paaren. Ich zögerte also mit der Buchempfehlung und bevor ich dem Patientenpaar antworten konnte, sagte der Mann: »Schreiben Sie doch selbst mal eins für die vielen anderen älteren Paare.« Diese Idee hat mich nicht losgelassen. Denn in den letzten Jahren sind immer mehr ältere Paare in meine Praxis gekommen. Die Sexualität ist für diese Generation wichtig und sie fürchten oft, wenn sie ihre sexuelle Beziehung verlieren, auch einen Teil ihrer gemeinsamen Sprache und Intimität zu verlieren.

Mit welchen Problemen kämpfen Paare im Alter?

Der Körper verändert sich, funktioniert nicht mehr so selbstverständlich. Das gilt auch für die sexuellen Reaktionen. Diese körperlichen Veränderungen können sich auf das Selbstwertgefühl auswirken, können zu Verunsicherung führen, was wiederum das Verhalten gegenüber dem Partner beeinflussen kann. Die soziale Situation kann sich beispielsweise durch Pensionierung verändern. Im Alter treten vermehrt Schicksalsschläge wie eigene Krankheiten oder der Tod naher Angehöriger auf. All das wirkt sich auf das Wohlbefinden aus und beeinflusst die Paarbeziehung und Sexualität.

„Alt werden ist nichts für Feiglinge“, oder? Das klingt nach trüben Aussichten?

Das kommt darauf an, wie man mit den Herausforderungen des Alters umgeht. Wenn man sich den Herausforderungen stellt, kann es eine große Chance zur Weiterentwicklung sein, für jeden Einzelnen und gemeinsam als Paar. Das

wird an vielen Patientenbeispielen aus dem Buch deutlich. Ich erinnere mich an ein Patientenpaar, bei dem der Mann einen leichten Herzinfarkt erlitten hatte. Er war immer sehr leistungsorientiert gewesen und durch den Infarkt in seinem Selbstwert sehr verunsichert. Es zog sich von seiner Frau zunächst körperlich und emotional zurück. Seine Frau fühlte sich dadurch glücklicherweise nicht abgelehnt, sondern versuchte ihm zu vermitteln, wie wichtig er für sie war. Die beiden begannen wieder ins Gespräch zu kommen, auch in Form von körperlichen Berührungen ohne feste Erwartungen an den anderen. Der Mann begann sich in der Beziehung zu seiner Frau wieder sicherer zu fühlen, musste nicht mehr wie früher immer der Starke sein. Beide sagten schließlich, was zunächst ein schwerer Schicksalsschlag gewesen sei, habe dazu geführt, dass jeder sich dem anderen mehr geöffnet hätte und beide neue Seiten an sich und dem anderen kennen gelernt hätten.

Muss man nicht vielleicht akzeptieren, dass es im Bett mit 65 nicht mehr läuft wie mit 25?

Das ist leider eine Ansicht, die zum Teil sogar von Ärzten und Therapeuten vertreten wird. Vor kurzem erzählte mir eine 63-jährige Patientin, sie habe ihren Frauenarzt darauf angesprochen, dass sie darunter leide, keine Lust mehr auf Sex zu haben. Diese Patientin war sehr enttäuscht, als der Frauenarzt ihr antwortete, das sei in ihrem Alter normal und damit müsse sie sich abfinden.

Dass unser Körper sich verändert, dass die körperlichen sexuellen Reaktionen sich im Alter verändern, das muss man akzeptieren. Das bedeutet aber nicht, deswegen resignieren zu müssen, sondern man kann Lösungen finden, damit umzugehen. Oft tun sich auch auf einmal neue Möglichkeiten und Wege auf, wenn man bestimmte eigene Grenzen akzeptiert und nicht verleugnet oder nur dagegen anrennt. Für die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs ist übrigens die Beziehungsdauer viel entscheidender als das Alter. Eine sechzigjährige Frau, die seit zwei Jahren mit ihrem Partner zusammen ist, hat – statistisch gesehen – häufiger Geschlechtsverkehr als ein dreißigjähriger Mann, der in einer zehnjährigen Beziehung lebt.

Jede Liebe schläft eben irgendwann ein, ein ganz normaler Prozess, leider – das könnte man daraus folgern. Was halten Sie dagegen?

\* Vom Verlag Vandenhoeck & Ruprecht zu Werbezwecken für den Buchtitel *Amor altert nicht. Paarbeziehung und Sexualität im Alter* (2015) zur Verfügung gestellt.

Das ist mir zu defensiv! Wir haben es in der Hand zu gestalten, uns weiterzuentwickeln, die Herausforderungen anzunehmen, die das Leben uns stellt – und sogar Chancen darin zu erkennen. Wo die Liebe einzuschlafen beginnt, wäre es doch einen Versuch wert, sie aufzuwecken, solange sie nicht gestorben ist! Und »die Liebe stirbt nie eines natürlichen Todes«, möchte ich mit Anais Nin antworten. Sie stirbt, weil wir ihr nicht genug Nahrung geben, weil wir sie verdursten und erfrieren lassen. Sie stirbt an den Verletzungen, die wir ihr zufügen. Das bedeutet aber natürlich nicht, dass wenn man sich nur genügend anstrengt, eine lebenslange Liebe garantiert ist. Ein Paar kann sich beispielsweise hinsichtlich seiner Interessen und Werte auseinander entwickeln.

Müssen wir nun auch noch im Alter stets Lust haben?

Das müssen wir natürlich in keinem Alter. Es geht darum, uns gerade nicht nach »sexuellen Mythen«, nach »Heldengeschichten« über Sexualität zu richten, wie sie von der Werbung und den Medien erzählt werden. Gerade im Alter könnten wir die Freiheit nutzen, eigene Maßstäbe zu setzen, indem wir uns die Frage stellen: „Was fühle ich? Und was will ich deswegen tun?“ Und wenn ein Paar für sich entscheidet, wir wollen und brauchen keine Sexualität mehr zu leben, dann sollten sie es sich auch zugestehen. Und wenn ein anderes Paar feststellt, wir vermissen etwas, wenn das sexuelle Zusammensein für uns ganz wegfällt, auch wenn der Geschlechtsverkehr nicht mehr so möglich ist wie früher, dann können sie sich auch über medizinische Hilfen informieren und die gemeinsame sexuelle Aktivität nach ihren Möglichkeiten und Vorstellungen gestalten. Wenn für ein drittes Paar hauptsächlich Zärtlichkeit und körperliche Berührungen wichtig sind, ohne dass daraus sexuelle Aktivitäten entstehen müssen, dann können sie das leben. Es ist wichtig, sich als Paar immer wieder über die eigenen Wünsche und Grenzen auszutauschen.

Müssen wir dafür auch noch im Alter attraktiv aussehen?

Das wirft die Frage auf, was attraktiv ist. Die Generation, die jetzt ins Rentenalter kommt, hat schon einmal – als „68er“ – Normen und Ideale in Frage gestellt und verändert. Vielleicht lässt sich diese Generation ihr Leben im Alter, egal ob es um Sexualität, Aussehen, Kleidung oder Unternehmungen geht, genauso wenig vorschreiben wie damals in ihrer Jugend.

Sie nennen Ihren Ratgeber auch einen „Reiseführer“. Wohin soll denn die Reise gehen?

Zum Partner, in das fremde, unbekannte Land, das wir vielleicht so gut zu kennen glauben. Dort gibt es viel zu entdecken, wenn wir diesem Land mit Respekt und Neugier begegnen, wenn wir keine festen Vorstellungen und Erwartungen von dem Land haben, wenn wir uns bewusst sind, dass es sich ständig etwas weiter entwickelt und verändert, je nachdem mit welchen Herausforderungen das Land konfrontiert wird. Gleichzeitig lernen wir natürlich auf dieser Reise auch immer uns selbst besser kennen, in den Gemeinsamkeiten und in den Unterschieden zum Partner.

Und was sollen Ihre Leser auf dieser Reise entdecken?

Die gemeinsame Sprache, mit Worten und mit dem Körper. In zwei verschiedenen Ländern wird nicht die gleiche Muttersprache gesprochen, was einzelne Begriffe oder Berührungen bedeuten, wird von den bisherigen Erfahrungen beeinflusst. Viele Übungen in dem Buch dienen dazu, wieder miteinander ins Gespräch zu kommen, den anderen bewusster wahrzunehmen, besser zu verstehen und dabei auch Neues am anderen und sich selbst zu entdecken. Sie können beispielsweise versuchen, ihren Partner nacheinander mit den fünf Sinnen wahrzunehmen. Oder Sie überlegen sich, welche Ingredienzen Sie verwenden würden, wenn Sie ein Parfüm kreieren sollten, das nach Ihrem Partner riecht. Zum Beispiel: Holz, Geborgenheit, Meer [...].

Um etwas bewusster wahrzunehmen, beispielsweise erotische Augenblicke, können Sie sich auch vornehmen, diese zu sammeln und aufzuschreiben. Das können ganz kleine Szenen im Alltag sein: eine Bewegung, eine Berührung, ein Lachen, ein Blick.

Sie empfehlen in Ihrem Buch auch Filme und Romane. Warum?

In den Therapien erlebe ich immer wieder, wie hilfreich Geschichten sind. Sie lassen Bilder und Gefühle in uns entstehen. Wir können uns mit den Protagonisten identifizieren, uns überlegen, ob wir genauso oder anders handeln würden. Können so vielleicht noch andere Sicht- und Erlebnisweisen kennen lernen, mit denen sich eine schwierige Situation leichter bewältigen lässt. In Filmen oder Büchern erkennen wir möglicherweise Eigenes wieder, können mit dem Abstand des Zuschauers darüber lachen und dadurch auch in der Beziehung mehr Humor entwickeln. In dem Film „Le Weekend“ beispielsweise, fährt ein Paar um die 60 übers Wochenende nach Paris, der Stadt, in der sie als junges Paar eine glückliche Zeit hatten. Nach kurzer Zeit taucht aber schon das übliche Konfliktthema „Geiz und Verschwendung“ wieder auf.

Einige der Paare, die ich in Therapie hatte, konnten in dem Umgang des Paares miteinander Eigenes wiederentdecken und darüber schmunzeln. Andere Paare regte der Film zu einem Austausch darüber an, welche Werte ihnen im Leben wirklich wichtig sind, denn darum ging es auf sehr humorvolle Weise im zweiten Teil des Filmes.

Ihr Buch richtet sich an Menschen ab Mitte 50. Was ist denn mit den jungen Paaren?

Das haben mich einige junge Kolleginnen auch schon gefragt, als ich ihnen von dem Buch erzählte. Der Teil des Buches mit den körperlichen Veränderungen und Erkrankungen hat natürlich für die jungen Paare nicht die Relevanz, und auch die spezifischen psychischen und sozialen Herausforderungen der älteren Paare sind bei den jungen andere. Aber das Handwerkszeug, wie man mit Herausforderungen umgehen kann, wie man miteinander ins Gespräch kommt, wie Lust entsteht, das Verstehen von Paardynamik und der Einfluss der Lebensgeschichte, alles das trifft genauso für junge Paare zu. Deshalb

können auch junge Paare von diesen Kapiteln und auch von den Übungen und Fragebögen profitieren. Es wäre sicherlich aber auch noch mal eine spannende Aufgabe, ein Buch für ganz junge Paare zu schreiben. Über die normalen körperlichen sexuellen Reaktionen und mögliche Störungen, bei denen auch andere dazu kommen, die bei den älteren nicht mehr die Rolle spielen wie Vaginismus oder Orgasmushemmung und über die spezifischen psychischen und sozialen Herausforderungen der jungen Paare, die durch die gesellschaftlichen Veränderungen entstehen. Beispielsweise die räumliche Mobilität, das Kennenlernen über die neuen Medien, »Tinder« etc.

Warum altert Amor nicht?

Weil er neugierig, fantasievoll und kreativ, voller Ideen ist, weil er das Spielerische liebt, weil er immer wieder für Überraschungen gut ist. Das hält jung und lebendig – auch die Liebe natürlich.

Liebe Frau Dr. Drimalla, vielen Dank für das Gespräch.



**Elisabeth Drimalla**

**Amor altert nicht. Paarbeziehung und Sexualität im Alter**

**Vandenhoeck & Ruprecht 2015**

**338 Seiten., zahlr. Abb., kart., 32,99 €**

Das Alter hält zahlreiche Herausforderungen für jeden Einzelnen und auch für die Liebe in Partnerschaft und Ehe bereit. Körperliche Veränderungen, die individuellen Lebensgeschichten, aktuelle Lebenssituation, Konflikte und Paardynamik spielen zusammen und werden darüber hinaus durch gesellschaftliche Normen beeinflusst. Dieses Buch vermittelt älteren Menschen Wissen und praktische Unterstützung, um ihre oft gestörte oder verlorengegangene sexuelle Beziehung wiederzufinden, weiterzuentwickeln und zu intensivieren. Sie erfahren, wie und warum körperliche Erkrankungen die Paarbeziehung und Sexualität verändern können, und bekommen Anregungen, auch im Alter mit dem Partner Lebendigkeit und Erotik zu erleben.

Die Übungen und Fragen zu den einzelnen Kapiteln helfen, sowohl eigenes sexuelles Erleben als auch die Paarbeziehung zu reflektieren und zu verbessern. Film- und Romantipps bieten andere Sicht- und Erlebensweisen an. Die Sexualtherapeutin und Allgemeinmedizinerin Elisabeth Drimalla ermuntert dazu, mit ihrem Buch wie mit der Sexualität spielerisch umzugehen.

Interessant und hilfreich ist das Buch auch für Ärzte und Psychotherapeuten, die ihr sexualtherapeutisches Wissen verbessern möchten. Denn in der Ausbildung werden sexuelle Probleme kaum berücksichtigt, obwohl sie in der Praxis bei Patienten häufig vorkommen. Kontaktadressen am Ende des Buches bieten bei Bedarf professionelle Unterstützung durch Beratungsstellen und Sexualtherapeuten. Das kostenlose Downloadmaterial enthält Fragebögen und Übungen.



**Katharina Gröning, Anne-Christin Kunstmann, Cornelia Neumann (Hg.)**  
**Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze**  
 Psychosozial-Verlag 2015, 440 Seiten, br., 49,90 €

Die Dimension Geschlecht findet in Theorien zu pädagogischer und psychologischer Beratung sowie in Supervision und Coaching bisher kaum systematische Berücksichtigung. Trotz dieser Forschungslücken zeigt sich in der Praxis, dass sich in verschiedenen Beratungsfeldern wichtige geschlechtersensible Beratungsansätze und -konzepte herausgebildet haben.

Die vorliegende Publikation richtet den Fokus sowohl auf den beratungswissenschaftlichen Diskurs als auch auf den der Geschlechterforschung. Die Beiträge beschäftigen sich mit geschlechterreflexiven Beratungsansätzen und vertiefen die Themenschwerpunkte Familie, Beruf, Gewalt und Gesundheit. Die Beiträgerinnen und Beiträger eröffnen Einblicke in die Beratungspraxis und machen auf offene Fragen aufmerksam.



**Manuela Tillmanns**  
**Intergeschlechtlichkeit. Impulse für die Beratung**  
 Psychosozial-Verlag 2015, 145 Seiten, br., 19,90 €

Menschen, die nicht eindeutig dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zugeordnet werden können, sind gesellschaftlichen Stigmatisierungen und medizinisch-psychologischen Pathologisierungen ausgesetzt. Zentrale Studien im deutschsprachigen Raum bestätigen die Notwendigkeit eines fundamentalen Paradigmenwechsels im gesellschaftlichen Umgang mit Intergeschlechtlichkeit bzw. Intersexualität. Zwar hat die Auseinandersetzung mit dem Thema bereits Einzug in den Bildungsbereich erhalten, jedoch existieren bislang keine Veröffentlichungen zur professionellen Beratung von Inter\*. Mithilfe der Analyse von Selbstdarstellungen und Expert\_innen-Interviews werden im vorliegenden Buch konkrete Impulse und Handlungsempfehlungen für eine inter\*-spezifische Beratungspraxis erarbeitet.



**Katinka Schweizer, Franziska Brunner, Susanne Cerwenka, Timo O. Nieder, Peer Briken (Hg.)**  
**Sexualität und Geschlecht. Psychosoziale, kultur- und sexualwissenschaftliche Perspektiven. Eine Festschrift für Hertha Richter-Appelt**  
 Psychosozial-Verlag 2014, 281 Seiten, br., 29,90 €

Obwohl Sexualität und Geschlecht in unserer Gesellschaft allgegenwärtig sind, führt meist erst die Konfrontation mit Abweichungen von der vermeintlichen Norm zu einer ernsthaften Auseinandersetzung mit diesen Themen. Die Sexualforscherin und Psychoanalytikerin Hertha Richter-Appelt, der dieser Band gewidmet ist, hat sich in Therapie und Forschung mit vielfältigen Formen menschlicher Geschlechtlichkeit auseinandergesetzt. Anlässlich ihres 65. Geburtstags beleuchten ihre Wegbegleiter\_innen Sexualität und Geschlecht aus unterschiedlichen Blickwinkeln und beziehen sich unter anderem auf Religion, Politik, Körper, Identität, Partnerschaft und deutsche Geschichte.



**Maximilian Schochow, Saskia Gehrman, Florian Steger (Hg.)**  
**Inter\*- und Trans\*Identitäten. Ethische, soziale und juristische Aspekte**  
 Psychosozial-Verlag August 2015, ca 300 Seiten, br., 29,90 €

Der Deutsche Ethikrat veröffentlichte im Februar 2012 eine Stellungnahme zur Intersexualität, in der ethische und juristische Fragen, die Inter\*Menschen betreffen, diskutiert werden. Diese Debatten werden im vorliegenden Band aufgegriffen und um die Thematik der Trans\*Identität erweitert. Der Band vereint die Perspektiven von Interessengruppen mit Ergebnissen empirischer Arbeiten unter anderem zur Situation präoperativer transidenter Menschen sowie den Motiven geschlechtsangleichender Operationen. Dargestellt werden zudem alte und neue Widersprüche in der Rechtsprechung und der künftigen Rechtsgestaltung in Bezug auf Inter\*- und Trans\*Identitäten. Darüber hinaus werden der Umgang mit Kindern und Jugendlichen sowie die mediale Bearbeitung und die Herausforderungen im Leistungssport analysiert.

## Ist Sexualität *gegensätzlich*?

Tina Jahns

### Is Sexuality *Incompatible*?

#### Abstract

It is often assumed that the physically handicapped are deprived of sexuality. They are either considered asexual or find their private life violated with questions like, „But how do they manage?“ The idea that the handicapped – like anyone else – can have a sex life seems absurd to the general public. The social art and culture organization *Außergewöhnlich!* (Unusual!) in Franconia wants to change this. With its photography project *Gegensätzlich? – Menschen mit und ohne Handicap zeigen Leidenschaft* (Incompatible? – People with and without Handicaps Show Passion), *Außergewöhnlich!* wants to call attention to the taboo subject sexuality and handicap. Its goal is to show that people, handicapped or not, can be equally erotic and attractive, and that passion can be reflected in many ways. Keywords: Sexuality, Disability, Normalcy, Passion

#### Zusammenfassung

Vielen Menschen mit körperlichen Handicaps wird eine eigene Sexualität abgesprochen. Sie werden entweder in eine asexuelle Ecke gestellt oder ihre Intimsphäre wird durch Fragen wie, „Ja, geht denn das überhaupt?“ mißachtet. Die Vorstellung, dass Behinderte – wie alle anderen Menschen auch – ihre Sexualität (aus)leben, scheint für die breite Allgemeinheit nach wie vor absurd. Der soziale Kunst und Kultur-Verein *Außergewöhnlich!* aus Franken will dies

ändern und macht mit dem Fotoprojekt *Gegensätzlich? – Menschen mit und ohne Handicap zeigen Leidenschaft* auf das Tabuthema Sexualität und Behinderung aufmerksam. Mit diesem Projekt will der Verein zeigen, dass Menschen mit und ohne Handicap gleichermaßen erotisch und anziehend sein können und dass Leidenschaft sich in vielen Facetten spiegeln kann.

Schlüsselwörter: Sexualität, Behinderung, Normalität, Leidenschaft

### Ein gewagtes Projekt

Im Zeitraum von August 2013 bis März 2014 suchten wir, das Team vom *Außergewöhnlich!* e.V., für unser gewagtes Fotoprojekt *Gegensätzlich? – Menschen mit und ohne Handicap zeigen Leidenschaft* bevorzugt Menschen mit Behinderung. Unser Ziel war es, Bilder voller Erotik, Ästhetik und Leidenschaft entstehen zu lassen. Nicht nackt – aber sinnlich! Wir wollten mit unseren Fotos das Streben nach einer Norm und einem vermeintlichen Schönheitsideal kräftig ins Wanken bringen! Merkmale wie Art des Handicaps, Geschlecht, Alter oder gar Konfektionsgröße spielten dabei gar keine Rolle. Leben bedeutet Vielfalt und diese wollten wir auch zeigen.

Dank der sozialen Netzwerke wurde der Projekt-Aufruf in die Welt hinausgetragen und schlug ungeahnte Wellen. Aus ganz Deutschland, Österreich und sogar der Schweiz erhielten wir eine nicht endende Flut an Bewerbungen für dieses tabufreie Projekt. Über 100 Frauen,



Abb. 1: Fotograf bei der Arbeit



Abb. 2: Evi

Männer und Paare wollten Teil der *Gegensätzlich?*-Galerie werden. Mit einer derartigen Resonanz hatten wir nicht gerechnet. Das Tabuthema Sexualität und Handicap schien nicht nur uns sondern vielen Menschen mit einer Einschränkung auf der Seele zu brennen. Verständlich, denn Sexualität ist weitaus mehr als ein körperliches Bedürfnis. Sexualität ist ein Lebensgefühl, der wichtigste Teil unserer Identität!

Nach sieben Monaten intensiver Arbeit (Abb. 1) und bewegender Begegnungen sind 27 Fotografien entstanden, die sämtliche Grenzen der Norm sprengen und den Betrachter mit ihrer Individualität fesseln. Das mehr oder weniger offensichtliche Handicap des jeweiligen Models tritt in den Hintergrund, stattdessen liegt der Fokus auf dem einzigartigen Ausdruck. Die Fotos belegen, dass Leidenschaft und Erotik sich in vielen Facetten zeigen können und nicht zwingend an nackte Haut und einen perfekten Körper gebunden sind. Die Schwarzweißfotografien spiegeln auf ästhetische und anspruchsvolle Art wider, wie erotisch Menschen mit Handicap tatsächlich sind.

## Mehr als nur ein Bild

Hinter jedem Bild steckt eine Geschichte, was die Besucher der Ausstellung leicht erkennen konnten. Da ist zum Beispiel Evi aus Passau (Abb. 2). Die junge Mutter hat sich und ihr Handicap längst angenommen – trotzdem hat sich für sie persönlich durch das Fotoshooting ein Kreis geschlossen: In den 90er Jahren, als sie noch ein Teenager war, hatte sie sich sehnlichst gewünscht, sich genau wie Cindy Crawford ablichten zu lassen.

„Mein erster Freund hatte die berühmte Aufnahme von Cindy Crawford als Poster in seinem Zimmer hängen, bei dem sie leicht nach vorne gebeugt oben ohne zu sehen ist und eben die Hände vor dem Busen hält und ihre Haare so nach vorne fallen. Sehr schönes Poster, so ein Klassiker. Da wir einige Jahre liiert waren, hatte ich dieses Bild lange als Grossformat vor Augen und fand es einfach schön. Nur fand ich es irgendwie traurig, dass es von mir selbst wohl nie ein solches Foto geben könnte. Ich empfand zwar meine Fehlbildungen an der Hand selbst nicht als Makel aber ich ging immer davon aus, dass andere Menschen das so sehen. Damit war der Gedanke, das Bild nachzustellen, vom Tisch. Für viele Jahre.“

Evi war damals 14, mitten in der Pubertät. Die Zeit, in der man sich mit anderen vergleicht und gefallen will. Ihre Syndaktylien an der rechten Hand wurden bereits im Kindergartenalter getrennt.

„Natürlich war das ein langer Prozess von diesem kindlichen Herausfinden, dass man anders ist, die schwierigste Phase war dann über die Pubertät: Bin ich attraktiv, bin ich schön, [...] das war noch eine schwierige Phase, da habe ich mich durchkämpfen und orientieren müssen.“

Genau dieses jugendliche Dilemma wollte Evi zusammen mit uns und ihrem Foto abhaken. Und das hat sie auch geschafft, denn Evis Foto hängt auf Leinwand aufgezogen in der Ausstellung. Darunter steht auf einer Tafel der Begriff „Versuchung“ zusammen mit ihrem Namen und ihrem Handicap. Bei einer der letzten Vernissagen bemerkte einer der Betrachter anerkennend: „Gut gewählt, denn die strahlenden Augen ziehen einen sofort in den Bann.“ Und auch Evi ist richtig glücklich über ihr Foto: „Der Blickwinkel kann sich auch mal verändern. Nicht nur der Äussere, sondern auch der Innere. Ich finde das Bild von Cindy Crawford noch immer Klasse. Meins aber jetzt auch.“

## Die Entdeckung einer neuen Sexualität

Eine Besucherin der Ausstellung stand vor der Fotoleinwand mit dem Titel „Begierde“. Sie sah sich die tätowierten Rücken von Nina und Anne an (Abb. 3). Die zwei jungen Frauen zeigen sich selbstbewusst eng aneinander geschmiegt vor der Kamera. Die Linke der beiden beißt ihrer Partnerin neckend in die Schulter. Klingt eigentlich nach einem ganz normalen erotischen Bild. Stimmt nicht ganz, denn eine der beiden Frauen sitzt wegen eines Querschnitts im Rollstuhl. Sie ist Nina Wortmann, die Schirmherrin des *Außergewöhnlich!* e.V. und bekanntes Model im Rollstuhl (Abb. 4).

Eine Besucherin reflektiert beim Betrachten des Bildes: „Das Bild dahinten mit den Tattoos mit dem Biss, ein bisschen reizvoll von hinten, was kommt jetzt noch, schon interessant, sehr schön gemacht.“

Nicht nur dieses Bild macht eindeutig klar: Erotik hat nichts mit einem gesunden und makellosen Körper zu tun, vielmehr aber mit Ausstrahlung, Individualität und dem gewissen Etwas!

Unter unseren Projektteilnehmern war neben der bildhübschen Nina Wortmann auch die 24jährige Lea aus der Schweiz mit von der Partie (Abb. 5). Sie lebt mit einer



Abb. 3: Nina und Anne



Abb. 4: Nina



Abb. 5: Lea



Abb. 6: Helfende Hände

spinalen Muskelatrophie und hatte bisher das Thema Sexualität für sich komplett ausgeklammert:

„In meiner Gesellschaft war das immer ein Tabuthema und wurde erschreckenderweise auch von mir selber als solches behandelt! Ich kann nicht sagen, dass es mich nicht beschäftigt hat, denn Ästhetik, Mode, Aussehen, Präsenz und Ausstrahlung nehmen schon seit eh und je eine wichtige Rolle in meinem Leben ein und definieren letztlich meine Leidenschaft. Faszination und Leidenschaft ist jedoch etwas,

das man aus eigener Überzeugung, für sich selber lebt und genau so bin ich bis vor kurzem durch die Welt gelatscht. Wie ich auf andere wirke, war mir so ziemlich egal und mit anderen vergleichen wollte ich mich nicht, bzw. konnte ich es nur bis zu dem Level, ab welchem es dann um Erotik ging. Ab dort fand ich meine Situation/Ausgangslage mit der der ‚Anderen‘ nicht zu vergleichen!“

Eigentlich sind diese Worte unvorstellbar, wenn man ihr Foto sieht: mit ihren wunderschönen großen Mandeläugen hypnotisiert sie schon fast auf herausfordernde Weise den potenziellen Betrachter. Kokett spielt sie mit ihren Fingern an ihrem sinnlichen Mund. Ihre rechte Schulter blitzt vielversprechend aus dem Spitzenoberteil hervor. Erst auf den zweiten oder gar auf den dritten Blick fällt ihre Dauerbeatmung auf. Das tut jedoch der Sinnlichkeit des Bildes keinen Abbruch, was uns auch mehrmals von Außenstehenden bestätigt wurde: „[...] und erst auf den zweiten Blick, wenn man genau hinschaut, erkennt man ‚ach da ist ja ein Rollstuhl‘. Ich finde das insgesamt eine bedenkenswerte oder nachdenkenswerte Fotoausstellung. Auf den ersten Blick sind das exzellent gemachte Fotos, in schwarz-weiß noch dazu, was sicherlich auch was dazutut, dass man das besonders intensiv empfindet.“

Auch während des Shootings waren Leas „Einschränkungen“ absolut kein Hindernis. Ganz im Gegenteil. Lea wußte bestens über ihren Körper Bescheid und setzte diesen wie ein Profi gekonnt in Szene. Die helfenden Hände ihrer Assistentinnen beflügelten diesen Prozess umsomehr (Abb. 6). Nach dem Shooting schrieb uns Lea, wie viel Spass ihr diese Entdeckungsreise zu ihrer eigenen Sexualität gemacht hat.

„Die Erfahrung möchte ich nicht rückgängig machen! Ich kann nicht sagen, ob es das Shooting alleine war, oder meine allgemeine Umbruchsstimmung, aber ich nehme mich nicht mehr so von der Gesellschaft abgekapselt wahr. [...] Ich gehe direkter mit meinem Aussehen, meiner Rolle als Frau und dem Thema Sexualität um, verlange auch von meinen Mitmenschen eine klare Stellungnahme zu diesen Diskussionen und dulde keine schwammigen Äußerungen oder ‚süßen Kommentare‘! Es haben mich schon einige gefragt, weshalb mir die ‚Wortwahl‘ anderer zu meiner Behinderung so wichtig sei und warum ich zurechtweisend reagiere, wenn ignorieren doch energie- und nervensparender wäre. [...] Ich finde, wenn ich es nicht tue, dann wird es niemand!“

#### Autorin

Tina Jahns, Außergewöhnlich! e.V., Illhof 13, 90542 Eckental, [www.aussergewoehnlich-ev.de](http://www.aussergewoehnlich-ev.de)  
[www.facebook.com/AussergewoehnlicheV](https://www.facebook.com/AussergewoehnlicheV), e-mail: [mail@aussergewoehnlich-ev.de](mailto:mail@aussergewoehnlich-ev.de)

# Die Verwandlung vom Täter zum Opfer

Florian Mildenberger

## The Transformation from Perpetrator to Victim

### Abstract

In 2013 the German *Green Party* had to cope with a long forgotten project from its past. In the 1980s leading Green Party members wanted to abolish parts of the German Sexual Penal Code, including the pedophilia paragraphs. Thirty years later, against the background of the pedophilia scandals in the Catholic Church and in certain educational institutions, the Green Party was unpleasantly reminded of this earlier position. The party commissioned the political scientist Franz Walther from the University of Göttingen to investigate the events of that time. His report, a collection of articles, which has now been published, teems with mistakes and omissions. It appears to serve the one purpose of issuing the Green Party a clean bill of health.

**Keywords:** German *Green Party*, German sexual penal code, Pedophilia, Pedophilia and the German *Green Party*

### Zusammenfassung

Im Jahre 2013 musste sich die Partei *Bündnis 90/Die Grünen* mit einem unangenehmen Teil der eigenen Vergangenheit beschäftigen. In den 1980er Jahren hatte die Abschaffung des Sexualstrafrechts zu den Zielen der vielfältig diversifizierten Partei gehört – nun wurde in der Öffentlichkeit über Pädophilie und Grüne Partei diskutiert. Die Parteiführung beauftragte den Parteienforscher Franz Walter mit einer unabhängigen Prüfung der damaligen Ereignisse. Die daraus folgende Publikation strotzt vor historischen Fehlern und scheint dem einzigen Zweck zu dienen, den *Grünen* einen Persilschein für die eigene Vergangenheit auszustellen. Letztendlich erscheinen die heutigen *Grünen* als eine ganz gewöhnliche Partei – ursprünglich wollten sie genau das niemals sein.

**Schlüsselwörter:** Partei *Die Grünen*, Sexualstrafrecht, Pädophilie, Pädophilie und die Partei *Die Grünen*

Die Partei *Bündnis90/Die Grünen* behauptet, das seit der 1968er Revolte angeschwollene linksalternative Spektrum in der Bundesrepublik Deutschland zu repräsentieren. Die ursprünglichen Schwerpunkte des Programms waren unbedingter Pazifismus, ökologische Wende in der Industrie- und Energiepolitik sowie Reform des Erziehungs- und Bildungswesens auf antiautoritärer Grundlage. Zu letzterem zählte auch die Abschaffung des Sexu-

alstrafrechts. Dieser damalige, jedoch längst verworfene Programmpunkt wurde 2013 umfänglich in der deutschen Öffentlichkeit diskutiert, worauf die Parteileitung eine unabhängige wissenschaftliche Untersuchung in Auftrag gab. Deren Ergebnisse sind jedoch in vielerlei Hinsicht fragwürdig und zielen im Ganzen darauf ab, die heutige Partei *Bündnis90/Die Grünen* von jeder Nähe zu damaligen Zielen freizusprechen.

Im Bundestagswahlkampf 2013 wurde die grüne Partei von ihrer eigenen Vergangenheit eingeholt. In den Jahren nach der Parteigründung 1980 spielte die komplette Abschaffung des Sexualstrafrechts (insbesondere §§ 174-176, 182) eine wichtige Rolle in den Programmdebatten. Bereits in den 1990er Jahren hatten politische Gegner versucht, mit den längst verworfenen Forderungen nach einer Aufhebung der Bestrafung des Geschlechtsverkehrs mit Heranwachsenden Stimmungen zu schüren. Dies verfiel jedoch nicht, erst 2013 kam es zu einer großen Debatte. Als Konsequenz daraus beauftragte der Parteivorstand den Göttinger Politikwissenschaftler und Parteienforscher Franz Walter mit der Aufarbeitung der Verwicklungen der grünen Partei in pädophile Zusammenhänge. Es ist auffallend, dass kein Sexologe, Sexual-, Medizin- oder Wissenschaftshistoriker eingebunden wurde, sondern die gesamte Problematik als politikwissenschaftlich-soziologisches Feld behandelt wurde. Immerhin stellt sich damit zum ersten Mal in der europäischen Geschichte eine Partei selbst ihrer jüngeren Vergangenheit und beauftragt externe Wissenschaftler mit der Aufarbeitung. Die Untersuchung stand stets im Fokus öffentlichen Interesses, Fortschritte des Projektes wurden immer wieder in Zeitungen diskutiert. Im November 2014 präsentierte Franz Walter gemeinsam mit der Parteiführung das Ergebnis der Untersuchung in einem als Buch publizierten Projektbericht.<sup>1</sup> Er betonte verschiedentlich, dass sich die Parteispitze in die Aufklärungsarbeit in keiner Weise eingemischt habe.

## Ein Buch voller Rätsel

Das Buch gliedert sich in eine Einleitung, eine kulturgeschichtliche Hinführung zum Thema, vier Aufsätze zum zeitgenössischen gesellschaftlichen Kontext und zur Entwicklung der Pädophilie-Debatte, einen langen Beitrag

<sup>1</sup> Walter, F., Klecha, St., Hensel, A. (Hg.), 2015. *Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

über die Diskussionen in den 1980er Jahren, einen Aufsatz zur Veränderung der sexualpolitischen Diskussionen ab 1985 und ein Fazit. Die eigentlichen Ereignisse und Jahre, die 2013 im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses standen, gehen in der Untersuchung nahezu unter. Es wurden offenbar keine Versuche unternommen, damalige Akteure der Pädophilen zu befragen, ihre Quellen zu nutzen oder auch Mitglieder der *Grünen* unterhalb der Vorstandsebene zu interviewen. So bleibt vollkommen unklar, welche Bedeutung des Themas der Pädophilie für die *Grünen* insgesamt hatte. Das Buch verfügt weder über ein Register noch über Abbildungen, obwohl in allen Aufsätzen die Komplexität des Themas, die Vielzahl der Protagonisten und die Bedeutung von Bildern in der politischen Debatte betont werden.

Im Einleitungskapitel schildern der Sozialwissenschaftler Stephan Klecha und der Politologe Alexander Hensel die Grundzüge der Pädophilie-Debatte. Sie schlagen den Bogen von den frühen 1980er Jahren bis in die Gegenwart. Die Partei *Die Grünen* war erst im Januar 1980 in der Bundesrepublik Deutschland gegründet worden und verstand sich als Gegenakteur zu bestehenden Parteien und Herrschaftsstrukturen. Infolge von Flügelkämpfen habe das Führungspersonal so schnell und häufig gewechselt, dass heutige Akteure mit den damaligen Funktionären weder in direktem Austausch stünden noch mit diesen politische Ziele teilten. Infolgedessen hätten die Vorwürfe seitens der Presse und politischer Gegner, die *Grünen* hätten als Partei die Entkriminalisierung von Pädophilie gefordert, die aktuelle Führungsspitze komplett überrascht. Grundsätzlich sei es falsch, von „Pädophilie“ zu sprechen, da der Begriff eher Freundschaft suggeriere anstelle von sexuellen Handlungen. Daher sei der in feministischen Kreisen geprägte Terminus „Pädosexualität“ zutreffender. Mit dieser Festlegung auf sexuelle Handlungen sei es möglich, eine „Kulturgeschichte der Politik“ (13) zu schreiben und so die Verhaltensweisen in grünen und linken Milieus der späten 1970er und frühen 1980er Jahre zu analysieren. Klecha und Hensel erklären abschließend, die Einlassungen grüner Politiker in den 1980er Jahren seien heute „kaum mehr nachzuvollziehen“ (18). Ein liberaler Umgang mit Pädosexualität kollidiere zudem mit „grundlegenden gesellschaftlichen Regeln“ (8). Sie liefern auch eine Erklärung, warum 2013 sich erst eine so große Debatte entwickeln konnte, wenn doch die meisten Vorwürfe seit den 1990er Jahren immer wieder im politischen Alltag aufgetaucht waren. So sei in den Jahren zuvor eine Vielzahl von Missbrauchsfällen in kirchlichen und konservativ-weltlichen Erziehungsinstitutionen ans Tageslicht gekommen. Ausgerechnet die sich selbst dem linken emanzipatorischen politischen Lager zurechnenden *Grünen* seien in diesen von konservativer Seite ausgelösten Enthüllungsstrudel gerissen worden.

Bereits in diesem Kapitel wird die Problematik des vorliegenden Buches deutlich: Die *Grünen* des Jahres 2013 seien nicht mehr die Akteure der 1980er Jahre. Somit sei die Partei zum Opfer einer Kampagne geworden, die ihr eigentlich gar nicht gelten dürfe. Diese Festlegung ist problematisch. Sowohl der langjährige Bundesvorsitzende Jürgen Trittin als auch der innenpolitische Sprecher der Bundestagsfraktion der *Grünen* Volker Beck hatten in den 1980er Jahren Anliegen der Pädobewegung toleriert oder unterstützt und spielen noch heute wichtige Rollen in der Partei. Sie waren in der öffentlichen Auseinandersetzung des Jahres 2013 auch in der Presse attackiert worden. Der bereits in den 1990er Jahren wegen des Verdachts eigener pädosexueller Aktivitäten attackierte Daniel Cohn-Bendit dient weiter als Integrationsübereiter für die europäisch aktiven *Grünen*. Außerdem klammern Klecha und Hensel die Gründe, weshalb grüne Politiker in den 1980er Jahren sich für Pädophile einsetzten und warum Pädophilie 2013 ein gesellschaftserschütterndes Thema werden konnte, aus. Denn das Engagement für eine völlige Streichung des Sexualstrafrechts war die Reaktion auf eine unvollendet gebliebene Strafrechtsreform in den 1970er Jahren und die rigorose Auslegung des Sexualstrafrechts in weiten Teilen der alten Bundesrepublik. Dass Pädophilie – und nicht etwa „Pädosexualität“ – 2013 weithin diskutiert wurde, hing nur teilweise mit den Enthüllungen über die Verhältnisse in Erziehungsanstalten zusammen. Vielmehr war durch die Regierung Schröder/Fischer (d.h. Sozialdemokraten und Grüne) in den Jahren nach 2002 eine Hatz auf Pädophile begünstigt worden. So hatte der damalige sozialdemokratische Bundeskanzler Gerhard Schröder empfohlen, Betroffene für die Dauer ihres Lebens „wegzusperrten“ und grüne Politiker sekundierten ihm bei dieser Hetze. Dies geschah vor dem Hintergrund tiefgreifender neoliberaler Reformen im Bereich des Arbeitsmarktes und der Sozialfürsorge. Als die Wut und Enttäuschung vieler Bürger über diese Politik in Demonstrationen und Unmutsbekundungen kulminierte, entdeckten die Protagonisten der sozialdemokratischen und grünen Bundesregierung in der öffentlichen Diskriminierung pädosexueller Menschen ein geeignetes Ventil, um von den selbst verursachten sozialen Missständen abzulenken. Erst durch die Beförderung der öffentlichen Verhöhnung pädophiler Menschen und ihrer Unterstützer seitens der Spitzenvertreter der deutschen Bundesregierung wurde das Thema salonfähig. Offenbar hatten die Vertreter der grünen Partei entweder das eigene Engagement verdrängt oder hofften durch ihre Beteiligung an der in Boulevardmedien betriebenen Hetze gegen sexuelle Minderheiten sich selbst von jedem Verdacht freikaufen zu können.

Auch der von den Autoren selbst nicht konsequent verwendete Begriff „Pädosexualität“ erscheint nicht schlüssig. „Pädophilie“ als Fachausdruck ist von Psychi-

atern Ende des 19. Jahrhunderts erdacht worden, die in Zeiten eines exekutiven Strafrechts mit diesem Terminus bestimmten, wie sexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen und Minderjährigen zu charakterisieren seien. Den Autoren entgeht völlig, dass in den Begriffsprägungsjahren Minderjährigkeit noch alle Personen unter 25 Jahren betraf, zu anderen Zeiten diejenigen, die jünger als 21 waren und heute Personen, die jünger als 16 Jahre sind. Auch stellen Klecha und Hensel keine Nachfragen an, welche Intentionen zuerst Psychiater und dann Feministinnen mit ihrer Begriffsetzung verfolgten. Die kulturellen und sozialen Implikationen des Freundschaftsbegriffs (*philia*) im 19., 20. und nun 21. Jahrhundert sind ihnen entweder gleichgültig oder völlig unbekannt. Die Reduktion auf die sexuelle Komponente korrespondiert mit dem Grundtenor des Buches, pädophile oder pädosexuelle Kontakte seien stets mit Zwang verbunden. Dass dies nur die auf Pädophile zugeschnittene Übernahme des alten „Verführungsmodells“ darstellt, mit dem über 100 Jahre homosexuelle Männer beschuldigt wurden, jüngere Geschlechtsgenossen dauerhaft zu schädigen, entgeht den Autoren ebenso wie die latent antihomosexuellen Konnotationen der gesamten Debatte im Jahre 2013. Auch soll nicht unerwähnt bleiben, dass einige pädophile Emanzipationsgruppen in den 1990er Jahren den Begriff „Pädosexualität“ für sich übernahmen. Auch diese Tatsache findet bei Klecha und Hensel keine Erwähnung.

Zusätzlich ist auffallend, dass Klecha und Hensel nicht zwischen vorpubertären „Kindern“ und postpubertären „Jugendlichen“ unterscheiden. Auch eine Trennung in Homo- oder Heterosexualität unterbleibt. Dies wäre insofern von geradezu entscheidender Bedeutung, weil in den 1980er Jahren das Sexualstrafrecht erheblich einfacher gegliedert war als heute. Das „Schutzalter“ lag generell bei 14 Jahren – außer für gleichgeschlechtliche Kontakte. Heute hingegen gilt eine Mischung an Paragraphen, die die eigentliche Schutzaltersgrenze auf 16 Jahre erhöhen. Infolgedessen hat sich auch die Diskussionsgrundlage verändert, was als „Pädophilie“ zu gelten hat, was ein „Jugendlicher“ oder ein „Kind“ ist. Doch selbst diese grundlegenden Elemente des zeitgenössischen und aktuellen Diskurses sind Klecha und Hensel entgangen. Stattdessen nennen sie als Beispiele für Pädophilie in der Literatur nebeneinander „Tod in Venedig“ von Thomas Mann, den Film „M – eine Stadt sucht einen Mörder“ und „Lolita“ von Vladimir Nabokov. Die Orientierung an heute geltenden „gesellschaftlichen Regeln“, die dazu dienen sollen, politische Kampagnen in der Vergangenheit zu beurteilen, die unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen entstanden waren, lässt bereits nach Lektüre der Einleitung an Objektivität und Relevanz des vorliegenden Werkes zweifeln.

## Historischer Wirrwarr

Diese Zweifel werden noch verstärkt durch den kulturhistorischen Parforceritt, den der Politikwissenschaftler Danny Michelsen abgeliefert hat. In einem Zick-Zack-Kurs stellt er die literarische Pädophilie im viktorianischen Zeitalter neben die Nichtthematisierung heterosexueller pädosexueller Kontakte im Mittelalter und die beginnende Pönalisierung in der Frühen Neuzeit. Doch erst im 18. Jahrhundert sei der Schutz der Kinder vor sexueller Ausbeutung zum zentralen Anliegen der Aufklärung geworden, der dann Ende der 1970er Jahre durch die Neudefinition kindlichen Verständnisses seitens des amerikanischen Gelehrten David Finkelhor seinen Abschluss gefunden habe. Zwischendrin schildert Michelsen die Problematik sexueller Beziehungen zwischen Erwachsenen und Nicht-Erwachsenen in der Antike. Als Alternative zu den erotischen Beziehungen zwischen erwachsenen Männern und Knaben in Teilen des antiken Griechenlands – immerhin erkennt Michelsen zumindest zeitweise den Unterschied zwischen „Kindern“ und „Jugendlichen“ (23) – verweist er auf die vorgeblich körperlicher Sexualität enthobene Liebe im Sinne Platons (30). Ein kurzer Blick in die Originaltexte hätte ihm mühelos verdeutlicht, dass Platon zwar von Seele schrieb, jedoch auch betonte, dass diese dreigeteilt sei in *epithymia* (Begierde), *thymos* (Mut) und *logos* (Vernunft). Jeder Teil strebe nach Vollendung. Auch vergisst Michelsen zu erwähnen, dass die von ihm so gelobte Zeit der Aufklärung vor allem mit Onanieverboten, Schreckensgeschichten und „schlagenden“ Argumenten in der Pädagogik verbunden war – die Ablehnung pädosexueller Kontakte seitens der Aufklärer war nur ein Nebeneffekt, nicht der Hauptbestandteil ihres Wirkens. Außerdem spielten pädophile Beziehungen in der Zeit nach der Aufklärung durchaus noch eine gesellschaftliche Rolle. Edgar Allan Poe heiratete seine 13jährige Cousine, Georg Christoph Lichtenberg pflegte sexuelle Kontakte zu einer 12jährigen Verehrerin und Novalis schlief mit der 13jährigen Sophie v. Kühn. Außerdem unterlaufen Michelsen eine Vielzahl kleinerer Fehler. So nennt er Pädophilie eine „Deviation“ – Variation oder Paraphilie wären die richtigen Ausdrücke gewesen. Er schreibt von „intergenerationeller Sexualität“ (24). War die Heirat zwischen dem 89jährigen texanischen Öl-Milliardär J. Howard Marshall mit dem 27jährigen Busenmodell Anna Nicole Smith im Jahre 1994 nicht auch „intergenerationell“? Dass der von Michelsen so geschätzte David Finkelhor der Erfinder des Begriffs vom „17jährigen Kind“ ist, wodurch die Unterschiede zwischen prä- und postpubertären Kindern bzw. Jugendlichen aufgehoben wurden, findet keine kritische Beachtung. In den USA, wo Finkelhors Definitionen juristischer Standard geworden sind, mündeten seine Festlegungen

darin, dass dort 20-Jährige wegen Geschlechtsverkehrs mit einem oder einer 17-Jährigen wie Gewaltverbrecher behandelt werden – weil der 17jährige Jugendliche auf eine Stufe mit einem/einer 8-Jährigen gestellt wird.

Für die Debatte um den pädagogischen Eros führt Michelsen nur den Pädagogen Gustav Wyneken an und vergisst den Vordenker Hans Blüher. Selbst der Titel des Aufsatzes lässt an der Vertrautheit des Autors mit der gesamten Thematik zweifeln: „Pädosexualität im Spiegel der Ideengeschichte“. Wenn Michelsen tatsächlich einen ideengeschichtlichen Beitrag hätte liefern wollen, so wäre er genötigt gewesen, den neueren Ausdruck „Pädosexualität“ durch „Pädophilie“ zu ersetzen. Eine Auseinandersetzung mit den Diskursen über Ideengeschichte findet auch nicht statt. Vielmehr lässt Michelsen erkennen, dass er Michel Foucaults These, der moderne Staat instrumentalisieren die Pädophilen als Mittel, um die individuellen Rechte der aufbegehrenden Bürger zu beschneiden, nicht nachvollziehen kann. Vielleicht ist Michelsen an der Stelle so zurückhaltend, weil der folgende Aufsatz aus der Feder der Politikwissenschaftler Tobias Neef und Daniel Albrecht sich mit der Zeitphase beschäftigt, in der die Thesen Foucaults erstmals diskutiert wurden: in den 1960er und 1970er Jahren.

## Flucht in die 1960er und 1970er Jahre

Unter dem Einfluss von Herbert Marcuse, Wilhelm Reich und zeitgenössischen Sexualforschern (Frits Bernard, Ernest Borneman) sei die Pädophilie als eine noch zu entkriminalisierende Form der Sexualität vorgestellt worden; denn „ungesundes“, weil Vorurteilen und Diskriminierung unterliegendes Sexualverhalten würde in Neurosen münden. Auch Angehörige der respektablen Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS) hätten sich hier engagiert, u.a. um sich von ihren konservativen Lehrern zu emanzipieren. Parallel habe sich durch die Geschäftstüchtigkeit Beate Uhse eine „Rehabilitation des Eros“ (66) durchgesetzt. Die sexuelle Freiheit sei zu einem zentralen Anliegen innerhalb der Gesellschaft avanciert, wodurch die Pädophilie als Teil dieses Programms gesellschaftsfähig geworden sei. Diese Ausführungen sind an sich nicht falsch, klammern aber wesentliche Punkte aus. So fehlt jeder Hinweis darauf, dass die Ausführungen Reichs und Marcuses allenfalls eine kleine Minderheit der Gesellschaft erreichten. Der große Rest der Deutschen hatte seine sexuelle Emanzipation eher der Freigabe der „Pille“, dem Informationsangebot zahlreicher Illustrierter und der pharmazeutischen Subkultur der Potenz- und Wunderheimpillen zu verdanken, in der Beate Uhse nur eine kleine Nebenrolle zukam. Wenn die Pädophilie tatsächlich Anfang der 1970er Jahre allgemein

und auch außerhalb von Kommunen und Hochschulsekten Thema wurde, stellt sich die Frage, wie sich dieser Diskurs entwickeln konnte. Dazu wäre es erforderlich gewesen, gesellschaftliche Bewegungen zu untersuchen, die sich parallel in den 1960er Jahren entwickelten. Stattdessen widmen sich im Folgekapitel die Kulturanthropologin Katharina Trittel und der Politikwissenschaftler Jörg Klatt der Antipädagogikbewegung der 1970er Jahre. Somit wird Ursache mit Wirkung verwechselt.

Klatt und Trittel stellen geradlinig die Entwicklung der Antipädagogik unter Ekkehard v. Braunmühl vor und widmen sich insbesondere der Rolle der Sexualität im Rahmen einer antipädagogischen Erziehung. Die Antipädagogen würden u.a. das Machtungleichgewicht zwischen Kindern und Erwachsenen bestreiten. Aus der Antipädagogik heraus habe sich dann 1976 die „Indianerkommune“ entwickelt, jenes Biotop der Pädophilen, das in den folgenden Jahren zum Schrecken linksalternativer und grüner Versammlungen wurde. Die Autoren schildern anschaulich, wie sich antipädagogische Ansätze in der „Indianerkommune“ radikalisierten und in der Herausforderung zentraler staatlicher Institutionen, insbesondere der Schulen, mündete. Unklar bleibt, wie die Antipädagogik, welche bis heute besteht, sich weiter entwickelte. Auch verzichten Trittel und Klatt zu erwähnen, dass die „Indianerkommune“ sich aus dem Reservoir der meist von zuhause ausgerissenen und der elterlichen Gewalt entflohenen Heranwachsender stets aufs Neue verjüngte und verstärkte. Erst eine gesellschaftliche Neubewertung und Diskussion der „Gewalt im Elternhaus“ und die Ausweitung der Jugendsozialarbeit ließ den Zustrom zur „Indianerkommune“ verebben.

Anstatt nun an die Debatten der späten 1960er und frühen 1970er Jahre anzuschließen folgt an dieser Stelle im Buch der Beitrag des Direktors des Göttinger Instituts für Demokratieforschung, Franz Walter, über das „Sexualstrafrecht im gesellschaftlichen Wandel“. Hier finden sich nun aufgereiht all jene Aspekte, die bei den anderen Autoren kaum Beachtung fanden: der Kuppeleiparagraph, die Tabuisierung der Sexualitäten, das Engagement von Hochschullehrern und Juristen gegen das konservative System und schließlich die Anhörung von Experten im Deutschen Bundestag 1970. Eine wichtige Rolle spielte, von Walter klar formuliert, die Überzeugung der meisten Sexualforscher, dass einem Kind aus intakter Umgebung pädosexuelle Kontakte keinen dauerhaften Schaden zufügen könnten. Außerdem müsse man Kinder und Jugendliche frühzeitig an das Leben heranzuführen – eine Konsequenz aus der Überbehütung und Pervertierung des Begriffs „Jugendschutz“ in der Adenauerära. 30 Jahre später hingegen sind die politischen und medizinischen Debatten vorrangig von der Gefahr einer dauerhaften Schädigung und der Gefährdung der in der damaligen

Debatte völlig unterrepräsentierten Frauen und Mädchen erfüllt. Dass Walter hier die Diskussion um Inzest mit Pädophilie vermengt, entgeht ihm. Auch fragt er nicht nach, weshalb das „Kind aus intakter Umgebung“ so völlig aus der Debatte verschwunden ist. Offenbar waren Juristen, Sexualforscher und Politiker der frühen 1970er Jahre davon überzeugt, die sozialen Verhältnisse in Deutschland dauerhaft soweit verbessern zu können, dass Kinder und Jugendliche nie wieder in einem für sie schädlichen Milieu aufwachsen müssten. Walter vergisst auch zu erwähnen, dass es später eine sozialdemokratisch-grüne Bundesregierung war, die durch neoliberale Reformen die Verarmung breiter Bevölkerungsschichten garantierte und die Benachteiligung kommender Generationen billigend in Kauf nahm. Daran beteiligt waren gerade jene Politiker, die 2013 Franz Walter mit dem vorliegenden Forschungsprojekt beauftragt hatten. Die materielle Versorgungsproblematik und die Hoffnungen der 1970er Jahre, diese für alle Zeiten zu beheben, fehlen auch in den folgenden Aufsätzen, in denen sich Walters Mitarbeiter u.a. mit der Entstehung und Entwicklung der westdeutschen „Pädophilen-Bewegung“ beschäftigen. Hätte es nicht „Pädosexuellen-Bewegung“ in der Logik der Autoren heißen müssen? Die Politikwissenschaftler Alexander Hensel, Tobias Neef und Robert Pausch widmen sich der Zeit von Mitte der 1970er Jahre bis 1983. Im Zentrum ihres Aufsatzes steht die „Deutsche Studien- und Arbeitsgemeinschaft Pädophilie“ (DSAP) mit ihren Zielen, Verbündeten und Wünschen. Eine Reihe wichtiger Akteure wird genannt, z.B. Helmut Bendt, Olaf Stüben und auch die Rolle einiger Gelehrter wie Frits Bernard, Helmut Kentler oder Katharina Rutschky finden kurz Erwähnung. Auch das Engagement Alice Schwarzers gegen die Pädophilen und ihre Ziele wird vorgestellt. Allerdings übersehen Hensel, Neef und Pausch, dass Schwarzers Attacken auf die Pädophilen nicht Produkt strategischen Denkens, sondern eher ein Befreiungsschlag war. Schwarzer stand zu dieser Zeit in der Kritik, da sie lesbische Beziehungen als einzigen Weg aus sexualisierter Gewalt dargestellt hatte, wodurch sie sich selbst in linken und reformerischen Zusammenhängen weitgehend isoliert hatte.

## Die 1980er Jahre – endlich erreicht

Im nächsten Aufsatz präsentiert Stephan Klecha die Kontroversen bei den *Grünen* in den frühen 1980er Jahren. Hier wird eher beiläufig der enge Konnex zwischen schwuler Emanzipationsbewegung und pädophilen Aktivist\*innen erwähnt: auf die allgemeine in grünen und alternativen Kreisen akzeptierte Forderung nach Streichung des „Homosexuellenparagrafen“ §175 sollte zwanglos die Beseitigung der übrigen Verbote des Sexualstrafrechts

folgen. Nicht mehr Gelehrte wie Anfang der 1970er Jahre, sondern Angehörige der linken Schwulenbewegung forderten die Entkriminalisierung der Pädosexualität. Ein wichtiger Einschnitt sei das Verhalten der „Indianerkommune“ gewesen, deren Akteure 1980 die Parteienbefragung zur Homosexualität in der Bonner Beethovenhalle sprengten – und damit die Mehrheit der Akteure der Schwulenbewegung gegen sich aufgebracht hätten. Diese verbündeten sich mit den Feministinnen und profitierten schließlich von einem weiteren einschneidenden Ereignis. Im Vorfeld der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen (NRW) 1985 brachten die Unterstützer der „Pädos“ die Forderung nach Streichung des Sexualstrafrechts in das Wahlkampfprogramm hinein. Daraufhin entbrannte eine wütende öffentliche Debatte und die *Grünen* hätten deshalb den Einzug in das Landesparlament verfehlt – und nicht etwa, weil die Partei einen völlig konfuse Wahlkampf absolvierte. Daher sei schließlich die Unterstützung für die Anliegen der „Pädos“ vollends zum Erliegen gekommen. Auch die bei den *Grünen* engagierten Schwulen und Lesben positionierten sich nun angeblich neu, konzentrierten sich auf die Streichung des §175 und wollten zunächst einmal weitere sexualwissenschaftliche Forschungen zur Pädophilie abwarten, ehe sie sich hierzu neu äußerten. Gleichwohl hätten sich immer wieder Befürworter einer pädosexuellen Emanzipation bei den *Grünen* äußern dürfen, so 1990 der Sprecher des „Bundesverbandes Homosexualität“ (BVH), Wolfram Setz, in der *Grünen* Fraktion im Bayerischen Landtag (205). Klecha bietet hier ein scheinbar kohärentes Bild, das aber mit der historischen Wahrheit nur in lockerem Bezug steht. Denn es erscheint eher unglaubwürdig, dass zwei voneinander räumlich und zeitlich weit getrennte Ereignisse (Beethovenhalle 1980, Wahlkampf NRW 1985) eine völlige Neuorientierung der Schwulenbewegung ausgelöst hätten. Klecha vergisst die entscheidende Tatsache zu erwähnen, warum sich die Schwulen bei den *Grünen* neu orientierten und Personen in den Vordergrund rückten, die es in den Jahren zuvor nie in die erste Reihe geschafft hatten: AIDS. Manch engagierter Schwuler starb und viele andere widmeten sich primär der Arbeit in den AIDS-Hilfen und verließen die grüne Partei. Auch gründete sich 1986 der BVH als selbständige und überparteiliche Interessenvertretung der Schwulen in der Bundesrepublik – eben weil viele Schwule von den Parteien inklusive der *Grünen* enttäuscht waren.

Erst jetzt konnten Personen bei den *Grünen* in den Vordergrund treten, die zuvor nicht durch Engagement oder Profil aufgefallen waren, z.B. Volker Beck. Und zum Vortrag von Wolfram Setz sei noch angemerkt: Im BVH gab es das Amt des „Sprechers“ nicht, weswegen Setz nicht als solcher auftreten konnte. Außerdem gehörte er nicht dem Vorstand an, sondern bezeichnete sich dezi-

diert als „Privatperson“. Dies findet sich ausdrücklich so in der von Klecha selbst zitierten Quelle (dort 19).

In der Vernachlässigung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen steht auch der Folgeaufsatz aus der Feder von Johanna Klatt, Alexander Hensel und Oliver D'Antonio den Ausführungen Klechas in nichts nach. Nebulös wird die „neokonservative Wende“ in den 1980er Jahren als Ursache für die Veränderungen im sexualpolitischen Diskurs erwähnt (229). Dass sie nicht Ursache, sondern Folge anderer Ereignisse wie RAF, Wirtschaftskrise, Deflation, steigender Arbeitslosigkeit, Kriegsangst in Zeiten des NATO-Doppelbeschlusses oder AIDS war, halten die Autoren für nicht erwähnenswert. Vielmehr heben sie hervor, dass das Engagement der Frauenbewegung einen Umschwung in der Debatte über Pädophilie eingeleitet habe. Das ist nicht ganz falsch, jedoch vergessen sie zu erwähnen, dass die Vertreterinnen der Frauenbewegung sich auf Gewalt in Familien konzentrierten und – gestützt auf diese Erfahrungen – die problematische und folgenreiche Festlegung in der Diskussion verankerten, wonach jeder sexuelle Kontakt von Erwachsenen mit Minderjährigen mit Gewalt verbunden sein müsse, egal ob inzestuös oder nicht. Die Beschreibung bricht zudem erstaunlicherweise Ende der 1980er Jahre ab, obwohl beispielsweise in Berlin pädophile Gruppen noch in den 1990er Jahren sich Auseinandersetzungen mit den *Grünen* lieferten. Hier waren auch pädophile Frauen beteiligt – eine Gruppe, die in der männerzentrierten Darstellung im gesamten Buch so gut wie keine Beachtung findet. Stattdessen widmen sich Klatt, Hensel und D'Antonio der Neuorientierung der Schwulen bei den *Grünen*, wobei sie dies als singuläre Entwicklung darstellen, ohne zu thematisieren, dass die *Grünen* ab der zweiten Hälfte der 1980er Jahre revolutionäres Gedankengut und seine Anhänger sukzessive aus den eigenen Reihen verdrängten und zu einer systemkonformen „gewöhnlichen“ Partei avancierten.

## Ende ohne Erklärungen

Im Schlusswort – als „Ausblick“ bezeichnet – sieht Franz Walter die Diskussion im Jahre 2013 als Hatz auf Volker Beck, Jürgen Trittin und Daniel Cohn-Bendit – und macht sie so zu Opfern eines Feindes von außen. Wie auch seine Mitarbeiter in den Aufsätzen zuvor, sieht er als Ursache für veränderte Diskurse einen vagen „Geist der Zeit“ (265), der sich verändert habe. Ein „freudo-marxistisches Versprechen“ (256) habe einst die Befürwortung

der Entkriminalisierung der Pädophilie ermöglicht. Vielleicht hätte Walter am Ende des Buches das nachholen können, was er und seine Kollegen auf den 250 Seiten zuvor unterlassen haben, z.B. zu definieren, was Pädophilie oder Pädosexualität war oder ist, was ein „Kind“, was ein „Jugendlicher“ und was ein „Erwachsener“ in den 1960er, 1970er, 1980er Jahren und heute juristisch und im gesellschaftlichen Diskurs ist. Oder er hätte eventuell erklären können, warum er und seine Mitarbeiter nur Archivmaterial nutzten, das ihnen von Akteuren von *Bündnis90/Die Grünen* zur Verfügung gestellt worden ist, während sie wichtige Zeitzeugen aus anderen (außerparlamentarischen) politischen Spektren komplett ignorierten. Stattdessen positioniert sich Walter abschließend noch als Prophet einer neuartigen Quellenexegese. Getragen von der gesellschaftlichen Aufbruchsstimmung habe der Sexualforscher Volkmar Sigusch einst die zügige Entrümpelung des Sexualstrafrechts unter Einbeziehung der Pädophilie betreffenden Paragraphen gefordert. Doch 2011 habe Sigusch „Moralität“ bei Pädophilen als einzige Verhaltensoption genannt, damit diese ihre sexuellen Interessen nicht auslebten. In dem von Walter zitierten Aufsatz unternimmt Sigusch all das, was Walter und seine Mitstreiter unterlassen haben: die Trennung von Inzest und Pädophilie, die vielen Spielarten dessen, was man unter einem Sammelbegriff einordnet, die Unterscheidung von prä- und postpubertären Betroffenen. Ganz am Ende ist dann von „Moralität“ die Rede.<sup>2</sup>

Dass genau diese Forderung nach „Moralität“ bis in die 1960er Jahre hinein das zentrale Argumentationsmuster der konservativen Sittenwächter gegen das sexuelle Erwachen der Homosexuellen war, scheinen Sigusch und Walter gleichermaßen vergessen zu haben.

Franz Walter und seine Mitarbeiter haben ein Buch vorgelegt, das viele Themen anspricht, von der Antike bis in die Gegenwart. Die eigentlichen Diskussionen um Pädophilie in den 1980er Jahren spielen nur eine höchst untergeordnete Rolle, so als ob das ganze Thema weder die *Grünen* noch die von ihnen beauftragten Wissenschaftler besonders tangiere. So können die *Grünen* als Opfer einer fernen Debatte erscheinen. Insofern ist es völlig glaubwürdig, dass Parteigremien und grüne Politiker sich nicht in die Arbeit der von Walter koordinierten Untersuchung eingemischt hätten. Das war nicht notwendig.

<sup>2</sup> Vgl. Sigusch, V., 2011. Sexueller Kindesmissbrauch: Zum Stand von Forschung und Therapie. In: Deutsches Ärzteblatt 108, A-1898.

## Autor

Prof. Dr. phil. Florian G. Mildemberger, Europa Universität Viadrina, Postfach 1786, 15207 Frankfurt an der Oder, e-mail: mildemberger@europa-uni.de

# Begehren in Bewegung – Die *Sexuelle Revolution* in historischer Perspektive

Jule Jakob Govrin

## Desire in Motion – The *Sexual Revolution* in Historical Perspective

### Abstract

Instead of reproducing the usual polemics, this new anthology on the *Sexual Revolution* in the German-speaking countries<sup>1</sup> focuses on continuities in sexual life from the forefront of 1968 until the present. The authors demonstrate that the sexual climate in Germany began to change already in the immediate post-war period with the rise of sexual guidebooks. In the 1950s sexual education was limited to married couples; in the 1960s and 1970s the normative implications of sexuality were widely debated. Criticism was aimed at monogamist, heteronormative, and patriarchal structures; the social movements shook the values of sexual conservatism and celebrated desire as an emancipatory force. But this narrative of liberalization must be modified in view of the fact that many of the tendencies which became manifest in the whole of society in the following decades fit in with the new neoliberal power structures. Sex became mainstream and consumable for the masses, whereby new, even more subtle forms of regulation evolved, be it body-normative ideals or sexual performance pressure, the enclosure of sexual biography in neoliberal narratives, or the commercialization of pleasure. The publication explores these highly ambivalent developments in a multitude of case studies. **Keywords:** Sexual Revolution, History of sexuality, 1968, Commercialization, Liberalization, Regulation, Biopolitics, Neoliberalism

### Zusammenfassung

Der Bd. widmet sich der *Sexuellen Revolution* im deutschsprachigen Raum.<sup>1</sup> Anstatt gängige Polemiken zu reproduzieren, werden Kontinuitäten herausgearbeitet, die sich bereits im Vorfeld von 1968 abzeichneten und bis in die Gegenwart reichen. Denn bereits im Nachkriegsdeutschland veränderte eine medial und kommerziell verankerte Ratgeberkultur das Sexualklima. Während sich Sexualerziehung in den 1950er Jahren auf das Eheleben beschränkte, waren die 1960er und 1970er von Diskussionen über die normativen Implikationen des Sexualitätsdispositivs geprägt. Kritisiert wurden monogame, heteronormative, patriarchale Strukturen; damit rüttelte man

innerhalb der sozialen Bewegungen an sexualkonservativen Werten und zelebrierte Begehren als emanzipative Kraft. Das Liberalisierungsnarrativ muss jedoch dahingehend modifiziert werden, dass sich auf gesamtgesellschaftlicher Ebene Tendenzen durchsetzten, die sich in den darauffolgenden Jahrzehnten allzu gut in neoliberale Machtverhältnisse einfügten. Sex wurde massentauglich und konsumierbar, woraus feinmaschigere Regulationsformen erwuchsen, seien es körperrnormative Ideale, erotischer Leistungsdruck, die Einhegung der sexuellen Biografie in neoliberale Narrative und die Kommerzialisierung der Lust. Diese überaus ambivalenten Entwicklungen werden in der Publikation in einer Fülle von Fallbeispielen dargelegt.

**Schlüsselwörter:** Sexuelle Revolution, Geschichte der Sexualität, 1968, Kommerzialisierung, Liberalisierung, Regulierung, Biopolitik, Neoliberalismus

Vor dem Hintergrund, dass gegenwärtig der Niedergang des Zeitalters der Sexualität beschworen wird, diagnostizieren die AutorInnen des Bd. *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren* „eine revolutionäre Stimmung [...] Brüche werden betont und das Neue weckt Hoffnungen auf eine andere, bessere Zukunft“ (8). Obwohl damit durchaus Ähnlichkeiten zu den Debatten der 1960er und 1970er zu erkennen seien, gebe es doch einen grundlegenden Unterschied: Damals sollten die Veränderungen innerhalb des Sexualitätsdispositivs erfolgen, während es heutzutage als Ganzes in Frage steht. Hierin sehen die AutorInnen das Bestreben, sich aufgrund enttäuschter Erwartungen von der sog. *Sexuellen Revolution* und den damit verbundenen Ideen und Diskursen abzugrenzen. Demgegenüber besteht das Anliegen der Publikation darin, die *Sexuelle Revolution* nochmals jenseits polemischer Rhetorik zu analysieren, Kontinuitäten herauszuarbeiten, und „aktuellen Mythologisierung und anbiedernden Diffamierungen“ entgegenzuwirken (ebd.). Entstanden ist ein gut lesbarer, detaillierter Sammelband, in dem das Zeitgeschehen vor, um und nach 1968 facettenreich durchleuchtet wird.

Die Einzelbeiträge sind von einer zweigeteilten Einleitung und einem Nachwort gerahmt, die die spezifischen Beiträge situieren und es ermöglichen, sich in die Thematik einzulesen. Die Einleitung umfasst ein konzises Einleitungskapitel, das aktuelle sexualitätstheoretische Ansätze aufzeigt und einen Aufsatz von Franz X. Eder, der die Sexualitätsgeschichte von den 1950er bis in die 1980er Jahre umreißt. Damit steckt er sogleich das zeitdiagnostische Feld ab, in dem die

<sup>1</sup> Bänziger, P.-P., Beljan, M., Eder, F.X., Eitler, P. (Hg.), 2015. *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren*. transcript, Bielefeld.

Einzelanalysen situiert sind. Beide Texte ergänzen sich, denn sie führen vertiefend in die Materie ein. Im Nachwort plädiert Dagmar Herzog dafür, das Liberalisierungsnarrativ in all seiner Komplexität und Widersprüchlichkeit zu erfassen.

Der Mittelteil ist in drei Sektionen unterteilt. Der erste Teil (*Informieren. Visualisieren. Affizieren*) umgreift Ansätze, die sich auf die visuelle Ebene konzentrieren, seien es Sexualaufklärungsbücher (Christian Sager), Pornografie (Pascal Eiter), Werbung für sexuelle Hilfsmittel (Elizabeth Heinemann) oder Mediendiskurse rund um technologisch avancierte Sexspielzeuge (Stefanie Duttweiler). Der zweite Teil (*Diskutieren. Politisieren. Identifizieren*) legt den Fokus auf die identitätspolitischen Implikationen wie etwa im Kontext von Institutionen wie der katholischen Kirche (Eva-Marie Silies), im Aushandeln intimer Beziehungen (Nina Verheyen), sowie in den sozialen Bewegungen wie der Frauen- (Imke Schmincke) oder der Schwulenbewegung (Benno Gammerl). Im dritten Teil (*Biologisieren. Regulieren. Optimieren*) werden Aufsätze gruppiert, die untersuchen, wie Körperlichkeit biopolitisiert wurde – hinsichtlich ‚kindlicher Sexualität‘ (Jens Elberfeld), der Somatisierung von sexuellem Kapital (Otto Penz), der Geschlechtskörperlichkeit und des Alters (Annika Wellmann-Stührung), sowie der Aids-Krise (Magdalena Beljan). Die Grenzen zwischen diesen Unterteilungen sind fließend, sie bilden allenfalls strukturierende Schwerpunktsetzungen. Ohne sich explizit aufeinander zu beziehen, sind die Beiträge dennoch gut miteinander vernetzt, was dem eng definierten Überthema sowie geteilten Grundannahmen geschuldet sein mag.

## Anfänge: Die wilden 1950er

Anstatt die *Sexuelle Revolution* lediglich an ihrem Emergenzpunkt zu betrachten, plädieren die AutorInnen für einen breiteren Rahmen. So setzt die Zeitdiagnose von Franz X. Eder in den 1950er Jahren an. Es sind zahlreiche Faktoren anzuführen, die als Möglichkeitsbedingungen der *Sexuellen Revolution* gewirkt haben können, unter anderem die zunehmende Zirkulation von Pornografie und die Legalisierung und Verbreitung der Antibabypille. Für die 1950er lässt sich als dominanter Diskursstrang die Ratgeberkultur nennen, die wegbereitend für die sogenannte ‚Sexwelle‘ in den 1960er Jahren war. Hier wurde der Grundstein für den Prozess der Therapeutisierung sexueller Subjektivität gelegt<sup>2</sup>. In der scheinbar biedereren Nachkriegszeit führten Kommerz, Medien und Sexualitätserziehung zu einem langsamen Einstellungs- und Verhaltenswandel, was verdeutlicht, wie stark das neue Lustangebot warenweltlich eingebunden war: „Wer sich Ende der 1950er und Anfang

der 1960er Jahre etwas ‚leisten‘ wollte, dachte nicht nur an die ersehnten Konsumwaren, sondern auch an die ‚neuen‘ Freuden des sexuellen Lebens und womöglich auch an die Produkte, die man zu dessen Gestaltung und Verbesserung erwerben und einsetzen konnte“ (37).

## Beglückte Ehen?

Das Anpreisen erotischen Experimentierens legitimierte sich in monogamistischer und heteronormativer Manier: Ein erfülltes Sexleben wurde als Garant für eine gute Ehe genannt (vgl. 27f). Diese rhetorische Kopplung von sexualliberalen und -konservativen Argumenten ermöglichte es, das brisante Thema der Sexualität zu entkandalisieren und zu enttabuisieren. Tunlichst wurde vermieden, Sexualität mit vermeintlicher Perversion und Masturbation zu verknüpfen. Dies zeigt Elizabeth Heinemann in ihrer Analyse der Werbestrategien von Beate Uhse für sexuelle Hilfsmittel auf. Sexualität, so ihr Ausgangspunkt, sei nicht allein entlang von homo/hetero strukturiert, sondern auch durch Oppositionen wie ehelich/unehelich und natürlich/künstlich. Sexuelle Hilfsmittel, sprich: Sexspielzeuge, betonen die Künstlichkeit sexueller Praktiken und standen damit unter dem Generalverdacht, für masturbatorische Akte genutzt zu werden. Gerade in der BRD hatte man

„große Skepsis vor und eine starke Abneigung gegen affektgesteuerte Exzesse, mit denen man den Nationalsozialismus verband; dies führte zu einer Wertschätzung von reserviertem Verhalten. Überdurchschnittlich stark von Leidenschaft geprägte sexuelle Beziehungen konnten in diesem Kontext beunruhigend wirken. Gleichzeitig hatte die nationalsozialistische Funktionalisierung von Sex [...] eine Abneigung gegenüber stark mechanisch orientierten Konzepten von Sex entstehen lassen [...]“ (114)

Insofern wird erkenntlich, warum Versandhäuser die partnerschaftlichen Nutzungsaspekte ihrer Produkte hervorhoben. Hier zeigt sich eine Kontinuität zu aktuellen Mediendiskursen über Hightech-Produkte wie die ‚Kussmaschine‘ ebenso wie Teledildonic – per Computer steuerbare Sexspielzeuge –, welche weniger als Masturbationstechnologien beworben werden, sondern als Bereicherung der Paarsexualität (132).

Dieser paarsexuelle Fokus, der sich in modifizierten Formen von den 1950er bis in die Gegenwart verfolgen lässt, stellte einen der Gründe dar, warum Sexualität zunehmend emotionalisiert wurde. Gerade im Rückblick auf ein überzeichnetes Bild der anonymisierten Promiskuität der 1960er Jahre richtet sich Sexualität wieder zunehmend auf Partnerschaftlichkeit aus (8, 181ff).

<sup>2</sup> Vgl. Maasen, S., 1998. *Genealogie der Unmoral. Zur Therapeutisierung sexueller Selbst.* Frankfurt/M., Suhrkamp.

## Sexualpolitik und Ökonomiekritik

Die Pauschalkritik, die *Sexuelle Revolution* habe die Sexualität entpersonalisiert und in die Fänge des Kapitalismus getrieben, ist weit verbreitet. Die AutorInnen revidieren diese allzu simple Sichtweise. Vielfach zeigen sie auf, dass die ‚Sexwelle‘ in den 1960er Jahren – die hitzige öffentliche Debatte sexueller Themen – innerhalb der sozialen Bewegungen reflektiert wurde. Die gesamtgesellschaftliche Entwicklung und der Umstand, dass der Markt Konsumfelder des Sexuellen erschloss, wurde z.B. von Günther Amendt als Ökonomisierung der Lust angeprangert, bei dem Sex zur Leistungsnorm gemacht und therapeutisch wie medizinisch optimiert werde. Ähnliche Kritik kam von Reimut Reiche, der darauf hinwies, dass das vermeintlich befreite Sexuelle als neues Regime im Kapitalismus wirke (41f). In der linken Szene wurde in Abgrenzung zur ‚Sex-Welle‘ Sex stärker als Selbstfindungsweg romantisiert, es wurde gefragt, wie es um die emotionale Bindung stehe, wenn Sex masentauglich gemacht und anonymisiert werde (349f). Dabei wurden jedoch neue Zwänge und Formen des Leistungsdrucks errichtet, z.B. das Tabu der Eifersucht (48). Innerhalb der aktivistischen Szene wurden die sexualpolitischen Entwicklungen also durchaus in ihren Ambivalenzen wahrgenommen.

Neben der Ambivalenz der Kooperation von Konsumkapitalismus und sexueller Liberalisierung macht Dagmar Herzog eine zweite starke Ambivalenz aus, und zwar hinsichtlich der sexualisierten Gewalt und den damit evozierten Grenzen der sexuellen Befreiung aufgrund der patriarchalen, heteronormativen Strukturen, die Feministinnen und schwul/lesbische AktivistInnen offenlegten. Diesbezüglich ist auf die Beiträge von Imke Schmincke und Jens Elberfeld zu verweisen. Schmincke befasst sich mit der Sexualität innerhalb der *Neuen Frauenbewegung*, in der dies dahingehend paradox politisiert wurde, dass sie sowohl dämonisiert wie emotionalisiert wurde und ihr repressive wie emanzipative Kräfte zugesprochen wurden (207–210). Elberfeld untersucht Diskurse über die Pädophilie. Während Ende der 1960er für einen liberalen Umgang mit Sexualität zwischen Kindern, wie auch zwischen Kindern und Erwachsenen plädiert wurde, entbrannten in den 1970er und 1980er Jahren heftige Konflikte zwischen sog. ‚Pädo-AktivistInnen‘ und Feministinnen. Zum Ende der 1970er macht Elberfeld eine diskursive Verschiebung aus, in der kindliche Sexualität konstitutiv mit Gewalt und Missbrauch verknüpft worden sei (249). Insofern wird deutlich, dass in aktivistischen Kontexten sexuelles Begehren nicht nur schlichtweg in seiner emanzipativen Kraft zelebriert wurde, sondern dass durchaus auch vertieft diskutiert wurde, wie die Gewaltförmigkeit der

sexuellen Verhältnisse nicht im Zuge der Liberalisierung verschwindet, sondern mittransportiert und in andere Bahnen gelenkt wird.

## Therapeutisierung und Biopolitisierung

In seinem Abriss der Pornografieggeschichte greift auch Pascal Eitler den Gewalttopos auf. In der Analyse pornografischer Genres wie *Snuff*-Filme resümiert er, dass die „Brutalisierung der Sexualität [...] keineswegs notgedrungen zum Widerspruch zu deren Therapeutisierung im Allgemeinen oder Emotionalisierung im Besonderen [stand] – sie wurde vielmehr häufig gerade in diesem Rahmen als ‚Transgression‘ oder ‚grenzüberschreitend‘ begrüßt“ (102). Bezüglich des ‚master narrative‘ der Therapeutisierung des Sexuellen argumentiert Eitler, dass zwei komplementäre Modalitäten wesentlich sind: Rationalisierung und Emotionalisierung. Deren Wechselwirkungen beleuchtet er anhand von Oskar Kolles Aufklärungsfilmern aus den 1960er Jahren, die einerseits die Verwissenschaftlichung des Sexuellen vorantrieben, gleichsam aber auch emotional aufluden und im „Bedeutungsgewinn von Beziehungssex“ resultierten (100).

Die Ratgeberkultur in den 1950er Jahren kulminierte in einer Publikationsexplosion im Zuge der ‚Sexwelle‘ in den 1960er Jahren, z.B. in den ‚Sexblättchen‘, die pornografische und pädagogische Aspekte kombinierten (93f). Auch feministische Praktiken trieben die Psychologisierung der Identität voran. Sexualität wurde in Praxisräumen der *Consciousness-Raising*-Gruppen als Selbsterfahrung und Körperarbeit verhandelt. Obwohl die Grundintention politisch war und eine strukturelle Analyse der Machtverhältnisse angestrebt wurde, trugen die zunehmend professionalisierten feministischen Selbsthilfegruppen zur Entfaltung einer Emotionskultur bei, in der individualisierte selbsttechnologischer Tendenzen vorherrschten (211). Im biopolitischen Fokus dieser Entwicklungen steht der Körper. In den vergangenen Jahrzehnten, so die These von Otto Penz, haben die konsumkulturellen Körperbilder Körperlichkeit stark sexualisiert, wobei sexuelle Attraktivität zu einer Handlungsressource wurde (285). Diese Optimierungsdiskurse, in die das Somatische eingepasst wird, können entsexualisierende Effekte erzeugen, wie Stefanie Duttweiler bezüglich High-Tech-Sextoys konstatiert:

„Während die Sexmaschinen die Erregung der Lust absolut setzen und sie als ebenso notwendig wie optimier- und steigerbar ausweisen, scheint hier die sexuelle Lust gerade kein Wert an sich zu sein. Vielmehr erscheint sie als Mittel zum Zweck ganzheitlicher Entspannung.“ (141)

## Lustlos liberalisiert

Magdalena Beljan beschreibt den sexuellen Paradigmenwechsel innerhalb der Aids-Krise. Der prominenten These, Mitte der 1990er Jahre sei das Phänomen der Lustlosigkeit aufgetaucht, widerspricht sie. Die gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen von Aids wurden medial als sexuelle Gegenrevolution verhandelt. Sex erschien plötzlich als todbringendes Gesundheitsrisiko und die auftauchenden Safer Sex-Diskurse und Praktiken implizierten sowohl veränderte Verhaltensweisen als auch komplexe Regulierungsformen. Somit entfaltete sich schon Mitte der 1980er Jahre ein Diskurs über die sich verbreitende Unlust, die aus der neuen Reglementierung erwachsen sei (330ff). Heutzutage, so kommentiert Dagmar Herzog, „hat es die zunehmend theatralische Berichterstattung über dieses angebliche Verschwinden der Lust fast unmöglich gemacht, wirkliche Trends von den ökonomischen Interessen am Verkauf von stimulierenden Produkten zu trennen“ (363).

Gegenwartdiagnostisch ist festzustellen, dass das vermeintliche Verschwinden des Sexualitätsdispositivs verfrühte Polemik ist, denn Sexualität ist ein nach wie vor zu umstrittener Schauplatz. Um die aktuellen Entwicklungen nachvollziehen zu können, muss Herzog zufolge das

„Paradigma der sexuellen Freiheit und der Attraktivität [...] in Frage gestellt werden. Nicht zuletzt verschafft uns das Vertrauen auf das Liberalisierungsparadigma [...] nur in sehr ungenügendem Maße die theoretischen Werkzeuge, um die wiederkehrenden Momente zum sexuellen Konservatismus zu verstehen. So tun sich HistorikerInnen und andere Kommentatoren auch heute [...] wieder recht schwer, die Anziehungskraft der neuen sexuellen Erweckungsbewegungen in Teilen des europäischen Christentums und Islams [...] zu erklären – sowie auch die scheinbar widersprüchliche Koexistenz dieser religiös beeinflussten Konservatismen mit einer unbestreitbar mit Sex durchtränkten (medialen) Öffentlichkeit.“ (348)

Ähnliche Worte findet Eder: Der heutige Status des sexuellen Glücksversprechens wirke weit arbiträrer, wie sich auch an sexualkonservativen, mitunter religiösen Backlashs und einer zunehmenden Romantisierung, einer Wiederanbindung von Liebe und Sex zu sehen ist, die wiederum in höherem Maße in Konsumpraktiken eingebettet sei:

„Insbesondere die Omnipräsenz des kommerziellen ‚Sex‘, der Pornografie und der mit hoher Sensibilität wahrgenommenen Formen sexueller Gewalt lassen Misstrauen und Ablehnung gegenüber einer ‚ungezügelter‘ Sexualisierung aufkommen. Diverse politische Parteien und viele Kirchenvertreter sehen darin auch eine Chance [...] ihre gesellschaftspolitischen Vorhaben an die Wählerschaft zu bringen. [...] Gerade für jüngere Menschen sind [...] die hohen individuellen und gesellschaftlichen Glücksversprechen, die man während der Sexuellen Revolution mit dem ‚befreiten Sex‘ verband, kaum mehr nachvollziehbar – was allerdings nicht heißt, dass sie sich der Sexualisierung entziehen könnten oder wollten.“ (52f)

## Fazit

Kritisch anzumerken ist zweierlei: Erstens, ein Desiderat, das explizit im Einführungstext genannt wird, ist die konsumgeschichtliche Dimension von Sexualität, Körperlichkeit und Subjektivierung um und nach 1968 (16f). Dem ist beizupflichten, umso bedauernder ist es, dass dem nicht in der Veröffentlichung Rechnung getragen wurde. Zwar wird die konsumkulturelle Dimension mitreflektiert, doch wäre es wünschenswert gewesen, dass sich zumindest ein Beitrag schwerpunktmäßig den Verbindungen zwischen Sexualität und Ökonomie widmet. Zweitens, in der Lektüre wird erkenntlich, wie allumfassend das Diskursgeschehen der Therapeutisierung ist. Die Therapeutisierungstheorie scheint die unbestrittene Annahme zu sein, die den meisten Aufsätzen des Sammelbands zugrunde liegt. So überzeugend die These ist, dass sich sexuelle Subjektivität im Modus der Therapeutisierung herstellt, wie Sabine Maasen in ihrer umfassenden Genealogie aufgezeigt hat (1998), anstatt diese als gesetzt zu betrachten, wäre es erstrebenswert, auch ihre Ambivalenzen und Widersprüche aufzuzeigen. Wo greift der Therapeutisierungsmodus nicht mehr? Welche widersprüchlichen Effekte bringt er hervor?

Dennoch ist zu resümieren: Der Sammelband lädt dazu ein, die Vor- und Nachwirkungen der *Sexuellen Revolution* jenseits aller Polemiken zu betrachten, und diese Einladung ist durchaus überzeugend. Mit dieser Publikation werden spannende Forschungsfelder eröffnet, die zum Mit- und Weiterdenken inspirieren.

## Autorin

Jule Jakob Govrin, MA, Freie Universität Berlin, Friedrich Schlegel Graduiertenschule, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin, e-mail: j.govrin@gmail.com



Kirsten von Sydow, Andrea Seiferth, *Sexualität in Paarbeziehungen*, Hogrefe, Göttingen 2015, 228 S., br., 29,95 €

Übersichtsliteratur und Anleitungen für Therapeutinnen und Therapeuten zum Themenkomplex „Gestörte Sexualität“ gibt es inzwischen reichlich, Mangelware ist nach wie vor Literatur, die explizit und umfassend die Paarbeziehung in all ihren Aspekten fokussiert.

Lediglich die Standardpublikationen zum Hamburger Modell sprechen programmatisch von „Sexuell gestörten Beziehungen“ – so in den ursprünglichen Versionen der Arbeitsgruppe von Arentewicz und Schmidt – oder von „Paartherapie bei sexuellen Störungen“ in der aktuellen Version, hrsgg. von Margret Hauch.

Das neue Buch von Kirsten von Sydow und Andrea Seiferth wählt sehr konsequent den Ansatz, sexuelle Probleme eng im Kontext mit Paarbeziehungen zu betrachten und in allen Aspekten umfassend darzustellen. Die Autorinnen weisen mit Recht darauf hin, dass sich (vor allem gelingende und lustvolle) menschliche Sexualität entgegen kolportierten Meinungen auch weiterhin überwiegend in Paarbeziehungen abspielt.

Sehr lesenswert und detailreich ist schon die Einleitung, die ungelöste Kontroversen benennt. Beispielsweise die Frage, ob gute und lang dauernde emotionale Beziehungen für befriedigende Sexualität eher förderlich oder eher hemmend seien. Die empirischen Befunde dazu sind in der Tat widersprüchlich und lassen sich zusammenfassend nur im Sinne einer großen interindividuellen Variationsbreite interpretieren. Daran anschließend wird mit kritischem Blick auf die Literatur sehr klar ein eigener Standpunkt formuliert: Die Skepsis gegenüber hohen normativen sexuellen und emotionalen Standards und der Überzeugung von der Machbarkeit leidenschaftlicher Sexualität in Dauerbeziehungen – gepaart mit überhöhten Erwartungen an die Wirksamkeit von Therapie.

Ein wahres Feuerwerk von Ergebnissen der Forschung zu Hintergründen und Zusammenhängen der „sexuellen Entwicklung in heterosexuellen Beziehungen“ folgt im nächsten Abschnitt. Vor allem Auswirkungen des Zusammenlebens, des Umgangs mit dem Kinderwunsch, von Schwangerschaft und dem Leben des Paares als Eltern bis hin zu den Auswirkungen der Menopause werden umfangreich diskutiert. Einflüsse von Alter, Geschlecht und Bindungsdauer spielen eine Rolle. Ganz aktuell ist die Frage nach dem Zusammenhang zwischen körperlicher Attraktivität bzw. Körperbild und Sexualität, entsprechende Studien laufen derzeit.

Zum Thema „psychische Gesundheit“ könnte man sich noch einen stärkeren Bezug auf die einschlägige psychiatrische Literatur wünschen. Sehr gelungen sind dann wieder die Ausführungen zum sozialen, kulturellen und historischen Kontext und, weil eher ressourcen- als problemorientiert, die zu „Prädiktoren und Korrelaten von sexueller Aktivität und Zufriedenheit“. Wichtig ist der Exkurs über Sexualität in gleichgeschlechtlichen Beziehungen.

Der nächste Abschnitt „Sexuelle Probleme und Ressourcen“ referiert dann klassifikatorische und diagnostische Fragen zu sexuellen Funktionsstörungen. Sehr hilfreich ist die praxisnahe Empfehlung zu anamnestischen Fragen und verfügbaren Testverfahren. Es folgt eine Abhandlung der einzelnen sexuellen Funktionsstörungen nach der üblichen Klassifikation von ICD-10. Hier gibt es dann doch ein paar kritische Anmerkungen: Die Ausführungen zur „vorzeitigen (schnellen) Ejakulation“ sind angesichts der Bedeutung für betroffene Männer recht knapp geraten und lassen die Differenzierung in situative und überdauernde Probleme vermissen. Zum gehemmten Orgasmus/Anorgasmie beschränken sich die Autorinnen auf die Darstellung der Probleme bei Frauen und erwähnen lapidar, die Störung sei bei Männern „eher selten“ (3–8%). Nach klinischer Erfahrung leiden jedoch ältere Männer häufiger unter diesem Problem und es würde sich lohnen, darauf unter verschiedenen Aspekten einzugehen. Schließlich ließe sich auch zum Vaginismus noch einiges mehr sagen. Der (zu Recht ablehnende) Hinweis auf Genitaloperationen kommt viel später, man muss von Seite 58 nach Seite 126 blättern. Die ebenfalls problematische Arbeit mit Hegarstiften wird gar nicht erwähnt, obwohl sie in der klinischen Anwendung recht häufig zu sein scheint. Gewünscht hätte ich mir den Hinweis auf die klinisch gut bewährte, von Ulrike Brandenburg eingeführte Methode, die zwar im Literaturverzeichnis erwähnt, hier aber nicht näher erläutert wird (Brandenburg, 1998). Die Besprechung auch nicht funktioneller psychosexueller Probleme erweitert den Horizont.

Der Abschnitt Sessucht/Hypersexualität ist ein wenig unübersichtlich geraten. Gestört habe ich mich an der

„Behandlungsmethode der Wahl“ „bei einem sexualtherapeutisch ausgebildeten Therapeuten“: Sexualtherapie im definierten Sinne ist ja in aller Regel gerade nicht der richtige Ansatz zur Behandlung einer Hypersexualität. Auch die umstrittene klassifikatorische Zuordnung des Problems bleibt hier unbeachtet und die Alternative der Zuordnung zu den Impulskontrollstörungen unerwähnt.

Wiederum eine gute Übersicht über vorhandene Theorien zur Sexualität und sexuellen Problemen in Dauerbeziehungen findet sich im nächsten Abschnitt, wobei evolutionäre, soziologische, psychoanalytische und andere psychologische Perspektiven erwähnt werden. Hinsichtlich der psychologischen Theorien liegt der Fokus ganz auf der Bindungstheorie und der Psychodynamik, während Ansätze aus der Lerntheorie und grundlegende Erkenntnisse der allgemeinen und differenziellen Psychologie nur am Rande erwähnt werden. Dennoch ist auch dieser Abschnitt sehr erhellend und lesenswert. Besonders bereichernd fand ich den Abschnitt „Es ist wie es ist / unvermeidliche interpsychische und interpersonelle Konflikte“, wo von Konflikten zwischen „emotionaler Sicherheit versus Erotik“ sowie „politisch korrekten Idealen versus derben sexuellen Phantasien und Wünschen“ die Rede ist.

Dann geht es um konkrete Ansätze der Therapie und Beratung. Hier sind die Ausführungen zu Veränderungsbedarf und Grenzen des Machbaren sowie zu Spontanremission und Selbsthilfe grundlegend.

Bei den – in der Tat nur wenig verfolgten – Ansätzen zur Prävention vermisste ich den Hinweis auf das Programm zur Verbesserung der sexuellen Zufriedenheit in Anlehnung an das Konzept von Lo Piccolo, mit dem wir gute Erfahrungen gemacht haben und dessen Wirksamkeit belegt werden konnte (Weig, W., „Erfahrungen mit einem Programm zur Verbesserung der sexuellen Zufriedenheit“, *Sexuologie* 3 [1996] 222–231).

Bei der Besprechung der „Medikamente für Männer“ wären ergänzend kritische Diskussionen zum Stellenwert in einem Gesamtbehandlungsplan und dem zugrunde liegenden Bild von der männlichen Sexualität hilfreich. Die Erwähnung der Sonderstellung von Tadalafil hinsichtlich der längeren Wirkdauer und des somit geringeren Leistungsdruckes könnte hilfreich sein. Woher die Autorinnen den Eindruck gewinnen, früher verbreitete invasive Therapeutika wie SKAT würden „inzwischen kaum mehr eingesetzt“, ist nicht ganz nachvollziehbar. Sie beziehen sich auf eine ältere Publikation aus den USA. Jedenfalls nach meiner klinischen Erfahrung ist die Methode bei deutschen Urologen durchaus weiterhin verbreitet, eine kritische Diskussion könnte sich anschließen.

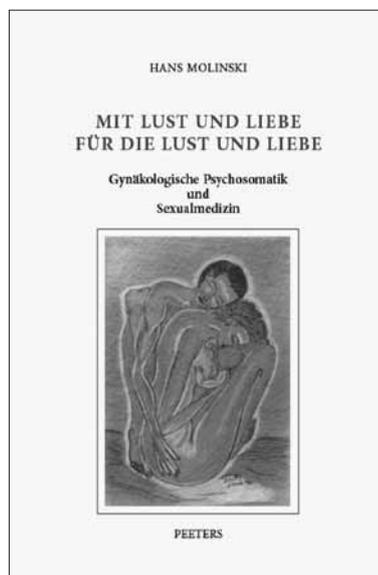
Es folgen Darstellungen der gängigen Methoden der Paar- und Sexualberatung und der Sexualtherapie im engeren Sinne, sehr übersichtlich und umfassend.

Der Abschnitt mit der bescheidenen Überschrift „Forschungsstand“ gibt in einer knappen und übersichtlichen Form den Kenntnisstand zur Wirksamkeit therapeutischer Ansätze bei der Behandlung sexueller Funktionsstörungen wieder und ersetzt beinahe die bisher für dieses Thema ausstehenden Praxisleitlinien. Auch die im Folgenden beschriebenen Implikationen für Therapie und Beratung geben sehr grundlegende Einsichten in Möglichkeiten und Grenzen einer Sexualtherapie, wobei noch einmal vor übersteigerten Erwartungen gewarnt und auf die hohe Variabilität der Individuen und der Paare hingewiesen wird. Dem kann ich mich mit voller Überzeugung anschließen. Auch die sehr praktischen Hinweise auf die sozialrechtlichen Grundlagen der Behandlung sind hilfreich.

Einige Fallbeispiele illustrieren das vorher theoretisch Ausgeführte. Ein ausführliches Literaturverzeichnis ermöglicht das weitere Studium. Hilfreich sind auch die im Anhang erwähnten Informationsangebote im Internet. Bei den wissenschaftlichen Fachgesellschaften fehlt allerdings die Deutsche Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft (DGSMTW): [www.dgsmtw.de](http://www.dgsmtw.de). Als Ansprechpartner sind nur die „universitären Sexualberatungsstellen“ genannt, ganze vier für die gesamte Bundesrepublik Deutschland. Hier wäre ein Hinweis angebracht, wie man an die Adressen der (zu wenigen) sexualmedizinisch bzw. sexualtherapeutisch qualifizierten und aktiven Ärzte und psychologischen Psychotherapeuten kommen könnte, z.B. über die Verzeichnisse bei den einschlägig aktiven Fachgesellschaften DGfS und DGSMTW.

Einige kritische Anmerkungen und Ergänzungen schmälern den Wert des Buches nicht. Insgesamt stellt es eine wertvolle Bereicherung der Fachliteratur dar, ist übersichtlich gegliedert, gut lesbar geschrieben und für alle, die sich in Therapie und Beratung mit sexuellen Problemen und Störungen auseinandersetzen, unverzichtbar.

Wolfgang Weig (Osnabrück)



Hans Molinski, *Mit Lust und Liebe für die Lust und Liebe. Gynäkologische Psychosomatik und Sexualmedizin. Ausgewählte Beiträge*, hgg. v. Piet Nijs & Gotthart Kumpan, Peeters-Publishers, Leuven/Paris/Walpole/MA 2014, XII + 529 S., br., 56,00 €

Wer war Professor Dr. med. Hans Molinski (1923–1994)? In Geleitwort, Lebenslauf und Nachruf dieses Buches werden die besonderen Wege seiner Entwicklung und das überaus reichhaltige und beeindruckende Lebenswerk aufgezeigt und auch wieder lebendig.

Geboren in Berlin, wurde er mit 17 Jahren zum Kriegsdienst in der Wehrmacht eingezogen und erlebte, nach Einsätzen in Russland und Nordafrika, das Ende des Krieges in Italien. Nachdem er zunächst Biologie studierte, schloss er das nachfolgende Medizinstudium 1951 ab. Nach 2½ Jahren ärztlicher Tätigkeit in der Physiologischen Chemie, Inneren Medizin und Pädiatrie folgte die Ausbildung in Psychiatrie und Neurologie (Facharzt 1965) und die psychoanalytische Ausbildung (1971 Lehranalytiker). Zwischen 1957 und 1961 war er in den USA tätig, an mehreren psychiatrischen Kliniken und psychoanalytischen Instituten, v.a. in New York. 1964 begann er an der Universitäts-Frauenklinik Düsseldorf mit einem neuen Arbeitsgebiet in Theorie und Praxis; aus der Aufforderung des damaligen Ordinarius, Professor Reinhold Elert, sich die Frauenheilkunde mit den Augen seiner Fachrichtung anzuschauen, gestaltete er im weiteren sein Lebenswerk. Der Habilitation und Lehrbefugnis für das Fach Psychosomatische Medizin 1970 folgte schließlich die Ernennung zum Professor für das Fachgebiet „Psychosomatik, insbesondere in Geburtshilfe und Frauenheilkunde“ 1979. Er war Mitglied, Präsident und Ehrenpräsident einer Reihe angesehener nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften, in Gy-

näkologie und Geburtshilfe, Psychosomatik und Psychoanalyse.

Professor Molinski gilt als Pionier und Gründungsvater der psychosomatischen Gynäkologie in der Bundesrepublik Deutschland, der zusammen mit bspw. Hans-Joachim Prill (Würzburg, Bonn), Viola Frick-Bruder (Hamburg), Ilse Rechenberger (Düsseldorf), Manfred Stauber (Berlin), aber auch Arndt Ludwig (Zwickau), Peter Knorre (Frankfurt/Oder) und Paul Franke (Magdeburg) ganz wesentlich zur Etablierung einer psychosomatischen Arbeitsweise in der Frauenheilkunde und Geburtshilfe beigetragen hat. Leider ist heute zu konstatieren, dass die Blütezeit der gynäkologischen Psychosomatik in Deutschland am Abklingen ist, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass vormalige Lehrstühle und eigenständige Abteilungen an den Universitäts-Frauenkliniken so nicht mehr existieren. Allerdings ist die Psychosomatische Gynäkologie fest in der Facharztweiterbildung etabliert – noch? Glücklicherweise befindet sich die Sexualmedizin auf einem sich entwickelnden aufsteigenden Ast – auch dazu hat Hans Molinski entscheidend beigetragen.

Als seine Hauptanliegen können zwei Punkte genannt werden: zum einen der integrative Aspekt mit der Aufhebung der Trennung von „Soma“ und „Psyche“, zum anderen damit einhergehend die bio-psycho-soziale Kompetenzerweiterung jenseits der rein organischen Perspektive. Für Molinski war die Empirie maßgeblich bei der Entwicklung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse; so gestaltete sich etwa aus unmittelbaren Untersuchungen an 1000 Gebärenden im Kreißsaal seine Habilitationsschrift *Archaische Mütterlichkeit als Ursache gestörter Schwangerschaft und Geburt*. Seine weiteren wissenschaftlichen Schwerpunkte bildeten:

- Psychosomatische Erkrankungen während der Schwangerschaft und Geburt,
- Psychosomatische Störungen im Bereich der gynäkologischen Urologie,
- Psychosomatisch bedingte Störungen der Scheidenphysiologie,
- Pathogenetische Wege beim Zustandekommen verschiedener Formen von funktionellen Unterleibschmerzen,
- Psychosomatische Erkrankungen infolge von Hemmungen der Lustphysiologie,
- Entwicklung der weiblichen Geschlechtsidentität sowie Bilder der Weiblichkeit.

Auch das verdeutlicht, wie wichtig Molinski für die Sexualmedizin gewesen ist – nicht zuletzt war er Gründungspräsident der *Gesellschaft für Praktische Sexualmedizin*, war stets präsent auf den Heidelberger Tagungen für

Sexualmedizin und Psychosomatik, Promotor der *Akademie für Sexualmedizin* und Beiratsmitglied für die Zeitschrift *Sexuologie*.

Molinski hat das in den 1960er Jahren eingeführte Therapiemodell von Masters und Johnson modifiziert; beständig hat er unterstrichen, dass die sexuelle Physiologie in erster Linie auch Lust- und Liebespsychophysiologie ist. Demzufolge seien sexuelle Störungen psychosomatische Störungen – daran leidende Patientinnen und Paare sind nicht (mehr) oder noch nicht fähig, ihren Körper als Lust- und Beziehungsleib miteinander zu erleben.

Diese kurze Darstellung und Nachzeichnung der Bedeutung und des Stellenwertes von Professor Molinski, vor allem auch vor dem zeitgenössischen Hintergrund der damaligen Bundesrepublik Deutschland, erscheint notwendig, um die Relevanz des Buches *Mit Lust und Liebe für die Lust und Liebe* nachzuvollziehen. Den beiden Herausgebern, Piet Nijs aus Leuven (Belgien) und Gotthart Kumpan aus Berlin, ist es zu verdanken, dass darin und damit das wissenschaftliche und menschliche Wirken von Molinski wieder in Erinnerung gerufen wird. Als Sammelband enthält es eine Vielzahl seiner wichtigen und auch heute weiterhin bedeutsamen wissenschaftlichen Zeitschriften- und Buchbeiträge, unterteilt in drei Gebiete:

Teil 1: Geburtshilflich-Gynäkologische Psychosomatik  
Die bio-psycho-sozial orientierte Sprechstunde  
(9 Beiträge, 1971–1991)

Teil 2: Die Psychosomatik der Frau (29 Beiträge,  
1966–1993/94)

Teil 3: Sexualmedizin (8 Beiträge, 1976–1996)

Zusätzlich finden sich weitere 5 Beiträge im Abschnitt „Worte der Weisheit“ sowie ein Nachruf vom kürzlich verstorbenen Reinhard Wille und von Walter Dmoch.

Es kann nicht Aufgabe einer solchen Rezension sein, auf die einzelnen Beiträge spezifisch und detailliert einzugehen. Es kann aber aufgerufen und empfohlen – sehr empfohlen – werden, sich in dieses Buch zu vertiefen, da es eine bis ins Heute hinein reichende inhaltliche und menschliche Bedeutung hat. Insbesondere ist die Grundanschauung, die Molinski angetrieben hat, nach wie vor ungebrochen und weiterhin von bemerkenswerter und beispielhafter Tragweite. Piet Nijs hat es folgendermaßen formuliert: Hans Molinskis Leben und Wirken wurden von der Hoffnung getragen, zu einer Re-Humanisierung der sich technisch immer einseitiger entwickelnden Medizin beizutragen. Und in diesem Sinne auch etwas zu einer Re-Humanisierung unserer technokratischen Gesellschaft beizutragen, „die sich ansonsten immer mehr unpersönlich und beziehungslos entleert“ (Molinski, 1993).

Einige Beitrags-Überschriften sollen erwähnt werden, damit sie Lust auf mehr machen:

Aus Teil 1:

- Psychosomatische Orientierung in Geburtshilfe und Gynäkologie,
- Psychotherapeutisch-Gynäkologische Poliklinik und das Problem der Selbstverwirklichung der Frau,
- Psychosomatik in der Sprechstunde des Niedergelassenen Arztes: Eine Utopie?

Aus Teil 2:

- Bilder der Weiblichkeit und Symptombildung,
- Ovulationshemmer und das Erleben von Macht und Ohnmacht
- Schwangerschaft als Konflikt
- Die Bedeutung der Natürlichen Geburt,
- Bilder der Eigenen Weiblichkeit, Ärger während der Geburt und Rigidität des Muttermundes,
- Psychosomatische Konstellationen bei Schmerzen im kleinen Becken ohne Organbefund,
- Zur Psychosomatik von Inkontinenz und Blasenentleerungsstörungen

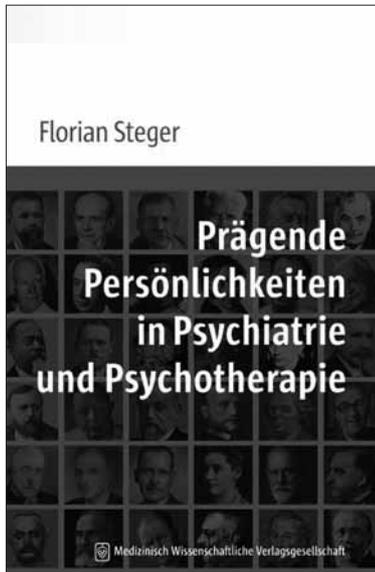
Aus Teil 3:

- Die Behandlung von Weiblichen Sexualstörungen in der Sprechstunde des Praktischen Arztes,
- Modifizierte Paartherapie,
- Zur Ätiologie funktioneller Sexualstörungen,
- Psychosomatische Symptome, welche in Wirklichkeit Sexualstörungen sind,
- Nymphomanie und Don-Juanismus

Es ist ausgesprochen beeindruckend, wie vielfältig Molinski seine unmittelbare Erfahrung mit Patientinnen / Patienten als kasuistische Schilderungen einfließen lässt. Ebenfalls eindrucksvoll ist die Verankerung und Betonung seiner ganzheitlichen Herangehensweise und der bio-psycho-sozialen Bezugs- bzw. Beziehungsperspektive. In den Beiträgen wird trotz – oder vielleicht gerade auch wegen – ihres biografischen Alters (Reife!) eine in vielen Gesichtspunkten ungebrochene Aktualität deutlich, gerade auch für die Sexualmedizin.

Wer Lust hat, sich auf eine nach wie vor originäre Sichtweise – mit einem damaligen Blick, der auch heute Bedeutung hat – einzulassen und auf eine Entdeckungsreise zu begeben, auch zum Kennenlernen eines beeindruckenden Menschen, der / dem sei mit Liebe dieses Werk empfohlen.

Jens Wessel (Berlin)



Florian Steger, *Prägende Persönlichkeiten in Psychiatrie und Psychotherapie*. Unter Mitarbeit v. Katharina Fürholzer u. Maximilian Schochow, Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin 2015, 283 S., zahlr. s/w Abbildungen, br., 29,95 €

In den frühen Jahren der Medizinhistoriographie im 20. Jahrhundert stellten biographische Lexika der „hervorragenden Ärzte“ eine zentrale Quelle dar und sind es bis heute. Allerdings riss die Tradition der Erstellung solcher Nachschlagwerke in den 1950er Jahren ab und heute scheint das Internet gedruckte biographische Informationen überflüssig zu machen. Doch der Direktor des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin an der Universität Halle, Florian Steger, widersetzt sich diesem Trend mit dem vorliegenden Werk. 40 herausragende – im Sinne des Titels „prägende“ – Gelehrte werden in ihrer zeitgenössischen und postumen Wirkung im Kontext ihrer biographischen und sozialen Bindungen präsentiert. Weiterführende Literatur zu den einzelnen Personen ist ebenfalls aufgeführt. Alle Aufsätze folgen einem identischen Aufbau, doch einige Essays unterscheiden sich von den anderen. Denn bisweilen überstrahlt der (berühmte) Ruf einiger Patienten den Bekanntheitsgrad ihres Arztes oder aber der Arzt gewinnt erst anhand dieses einen Patienten Erkenntnisse, die ihn bedeutend machten. Das Erstere war im Falle des Massenmörders Fritz Haarmann (1879–1925) der Fall, dessen Bekanntheitsgrad den seines begutachtenden Psychiaters Ernst Schultze (1865–1938) bis heute übertrifft, und auch der Arzt Johann Christian August Heinroth (1773–1843) ist außerhalb der historischen Wissenschaften weniger bekannt als sein Patient Johann Christian Woyzeck (1780–1824). Auguste Deter (1850–1906) kennt heute kaum noch jemand, doch ihre Krankheit, die nach ihrem Nervenarzt Alois Alzheimer

(1864–1915) benannt wurde, ist Teil allgemeinen Wissens geworden. Sigmund Freud (1856–1939) wiederum gelangte zu vielen seiner Erkenntnisse erst durch seine Patientin „Anna O.“ – Bertha Pappenheim (1859–1936). Es macht also Sinn, diese wirkmächtigen Paare in einem Aufsatz abzuhandeln.

Frühere Sammelwerke zur Geschichte und Bedeutung herausragender Ärzte waren meist auf eine bestimmte Region – vor allem Mitteleuropa oder die USA – beschränkt. Steger jedoch nahm in sein Werk Autoren aus vielen Ländern auf und so finden sich nebeneinander französische, britische, amerikanische, deutsche und osteuropäische Nervenärzte. Auch der meist zur disziplinär kaum vorhandenen Sexualwissenschaft gerechnete Magnus Hirschfeld (1868–1935) findet gebührend Erwähnung.

Auffallend ist jedoch die weitgehende Abwesenheit weiblicher Ärzte – nur Annemarie Dührssen (1916–1998) ist genannt, nicht aber auch nur eine Vertreterin der Psychoanalyse oder eine Neurophysiologin wie Linda B. Buck (geb. 1947). Überhaupt spielen geschlechterspezifische Aspekte im vorliegenden Buch so gut wie keine Rolle, außer bei Akteuren wie Jean-Martin Charcot (1825–1893), der sein wissenschaftliches Werk auf die Psychiatrisierung des weiblichen Geschlechts ausgerichtet hatte. Dass er dabei nur ein besonders prononcierter Vertreter seiner Disziplin, aber keineswegs ein Einzelfall war, geht in Stegers Buch unter.

Bei manchen Ärzten könnte man die Frage stellen, ob sie überhaupt als Psychiater bezeichnet werden können, z.B. Franz Anton Mesmer (1734–1815) oder Franz Joseph Gall (1758–1828). Auffallend ist das Fehlen von Hinweisen auf diejenigen Ärzte, die zentrale Theorien der vorgestellten Persönlichkeiten widerlegten. So sucht man im vorliegenden Werk beispielsweise den Namen Detlev v. Zerssens (geb. 1926) vergeblich im Essay zu Ernst Kretschmer (1888–1964). An lebenden Psychiatern ist allein Aaron Beck (geb. 1921) genannt. Eventuell wäre es sinnvoller gewesen, nur bereits verstorbene Personen aufzunehmen – Ivan P. Pavlov (1849–1936) oder Ugo Cerletti (1877–1963) hätten einen Platz im vorliegenden Werk verdient gehabt.

Schließlich wäre noch anzumerken, dass der Verzicht auf ein Sachregister es dem Leser faktisch verunmöglicht, wechselseitige Beziehungen, Arbeitsgebiete und Interessen der vorgestellten Autoren zu rezipieren. Gleichwohl ist Stegers Werk ein wichtiger Beitrag zur biographischen Einordnung der Werke von Psychiatern seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts.

Florian G. Mildenerger (Frankfurt/Oder)



Lea Schumacher, Oliver Decker (Hg.), *Körperökonomien. Der Körper im Zeitalter seiner Handelbarkeit*, Psychosozial Verlag, Gießen 2014, 223 S., br., 24,90 €

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis eines Ärztes wie auch die Öffentlichkeit beschämenden Skandals um die nicht rechtmäßige Vergabe von Spenderorganen an deutschen Transplantationszentren. Ausgehend von dieser seit 2012 laufenden Debatte setzen sich Herausgeber und Autoren mit Möglichkeiten, Gefahren und Fantasien rund um die Nutzung von Körperteilen und deren Verfügbarmachung auseinander. Die Schweizer Historikerin Janine Kopp eröffnet den Aufsatzreigen mit einem historischen Überblick hinsichtlich der Nutzung des menschlichen Körpers als medizinische Ressource. Lange Zeit wurden vor allem Mumien zerstampft und als Arzneien verabreicht, später auch organische Produkte hingerichteter Personen. In der Frühen Neuzeit wirkten hier staatliche Organe, Apotheker und Ärzte zusammen.

Die Medizinsoziologin Michaela Mayrhofer widmet sich der Verwendung von Körperproben in Biobanken. Dabei macht sie deutlich, dass der ursprünglich altruistische Gedanke der Spende von Körperzellen zu medizinischen Forschungszwecken alsbald zum Element von Gewinnmaximierungsstrategien der Labore und Kliniken mutierte, was sich u.a. am Begriff „Bank“ für den Ort der Lagerung ausdrückt. Auch lässt sie den Leser nicht darüber im Unklaren, dass es früher bereits ähnliche Institutionen gab: die vielfach von Mittelkürzung bedrohten Institute für Pathologie, die einzig der Forschung und nicht dem Markt verpflichtet gewesen waren. Diese Institute hatten schon die Probleme von Organtransplantationen analysiert, als den verantwortlichen Politikern in Deutschland die ganze Debatte noch unbekannt schien. So war die erste künstliche Verpflanzung einer Niere 1954

erfolgt, die rechtliche Regelung für Organentnahmen folgte erst 1998, wie der Soziologe Werner Schneider in seinem Beitrag kritisch anmerkt. Er stellt nicht nur die Debatten um den richtigen Zeitpunkt für die Organnutzung („Hirntod“) vor, sondern fragt auch, worum es bei der Organspende wirklich geht. Ist es Altruismus, Profilschärfung der Kliniken oder schlichtweg ein Marktinstrument? Und ist nicht stets die Gefahr, dass Organe illegal beschafft und genutzt werden? Die Legende von dem in einem Parkhaus einer Niere beraubten Mann schaffte es in den 1990er Jahren bis in die Boulevardpresse und führte zu fantastischen Übertreibungen in der volkstümlichen Rezeption. Der Historiker Simon Hofmann analysiert diese Geschichten und wirft die Frage auf, ob solche „modernen Märchen“ eventuell die Ängste vieler Menschen vor der Transplantationsmedizin widerspiegeln. Akteure der Kliniken reagierten verärgert und erklärten gar, diese „Märchen“ seien mitverantwortlich für die sinkende Spenderbereitschaft in der Bevölkerung. Eine Hinterfragung der eigenen Position kam den Ärzten nicht in den Sinn.

Der Verdacht von Organhandel an deutschen Kliniken hat sich bislang nicht bestätigt, in anderen Ländern zählt er zur Tagesordnung. Die englische Sozialanthropologin Ciara Kierans beschreibt anschaulich die Situation in Mexiko, wo angesichts eines stets kurz vor dem Zusammenbruch stehenden Gesundheitssystems Ärzte, Spender, Kranke und Kontrollorgane sich von gewinnorientierten Handlungsmaximen leiten lassen. Kierans bringt aber noch einen weiteren Aspekt bei, die Tatsache, dass die Ernährung und Lebensgewohnheiten vieler Menschen sich negativ auf die Lebenserwartung ihrer Nieren auswirken, z.B. wenn „Cola“ billiger als Wasser ist und als dessen Ersatz lebenslang entsprechend konsumiert wird.

Es findet sozusagen „Körperkommerz“ statt, wie es der Bioethiker Thomas Potthast nennt. Unter Bezugnahme auf philosophische Maximen von Kant und Marx konstruiert er das Bild einer Gesellschaft, in der die Hintergründe für Organspenden nicht mehr thematisiert werden, sondern nur noch deren möglichst häufige Anwendung im Zentrum der Debatte steht. Warum jemand ein Organ braucht, weshalb ein Mensch eine Niere spendet und ob hier ein Gabentausch vorliegt oder nur ein Geschäftsvorgang, wird in der aktuellen Debatte kaum thematisiert. Der Soziologe Frank Adloff vertieft diese Gedanken und fragt unter Bezugnahme auf die Theorien von Marcel Mauss, ob Gaben immer erwidert werden müssen, wie das geschehen soll und ob nicht eventuell Empathie gegenüber der Position des Gegenübers ein erster Anfang wäre.

Einen Orientierungspunkt nennen weder Potthast noch Adloff – die Religion. Deren Vorgaben spielen im Judentum für das Alltagsleben eine zentrale Rolle. Die

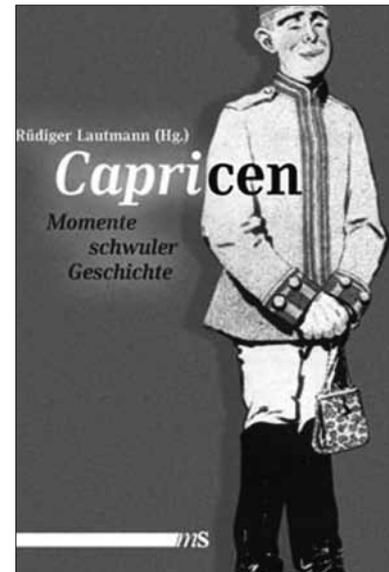
Kulturanthropologin Zvika Orr schildert, wie anpassungsfähig religiöse Lehren angesichts der Fortschritte in der Medizin sein kann. So stellte es weder für Rabbiner noch Krankenkassenfunktionäre oder klinische Ärzte ein Problem dar, wenn Organhändler israelischen Patienten, die auf eine Spenderniere warteten, ein entsprechendes Angebot unterbreiteten. Auch nach Erlass eines Transplantationsgesetzes 2008 bezahlen die Krankenkassen Vor- und Nachuntersuchungen, während der Patient die Operation im Ausland durchführen lässt, obwohl die Frage der legalen Organentnahme ungeklärt bleibt. Im Bereich des Mythos und der Spekulation bleibt das Medium, welches wie kein anderes Ängste und Wünsche von Menschen zugleich verkörpert und bedient, das Kino.

Der Filmanalytiker Marcus Stiglegger stellt die Präsentation des menschlichen Körpers als Ware in den Hollywoodfilmen seit den 1970er Jahren vor: Organhändler, Kannibalen oder Lustbefriedigung bieten die Steilvorlagen. Als Stilikone der Vergangenheit gilt Stiglegger die mit Gold überzogene – und dadurch erstickte – „Jill Masterson“ in James Bonds frühem Abenteuer „Goldfinger“. „Masterson“ war dem körperlich wenig überzeugenden „Goldfinger“ unterstellt, in einer Art von Prostitution. Deren Rolle als Aspekt der Körpernutzung benennt die Philosophin Rebecca Pates. Sie wägt ab zwischen den aufschäumenden Feministinnen und um die Wahrung von „Ehre“ besorgten konservativen Familienpolitikerinnen sowie den selbstbewusst agierenden Prostituierten, die Bevormundungsstrategien hinter sich lassen wollen. Pates lässt die CDU-Bundestagsabgeordnete Ilse Falk breit zu Wort kommen, erwähnt jedoch nicht, dass die um die Sittlichkeit so besorgten Strategen der CDU fast zeitgleich zu den Debatten um die Entdämonisierung der Prostitution das Gesetz zur Bestrafung von Gewalt in der Ehe zu verhindern gesucht hatten.

Neben diesem eher marginalen Aspekt gibt es aber noch einige weitere Kritikpunkte bezüglich des gesamten Buches. So fehlt die Komponente der zwangsweisen Organspende von Häftlingen (z.B. in der Volksrepublik China). Auf den möglichen Ausweg der Xenotransplantation und seiner ethischen Brisanz wird ebenfalls nicht eingegangen. Der Sprung von den zerstampften Mumien im 18. Jahrhundert hin zu den 2000er Jahren ist etwas abrupt, ein überleitender Aufsatz mit prägnanten Beispielen (z.B. Steinach-Operationen) wäre eventuell eine wertvolle Ergänzung gewesen. Unverständlich erscheint angesichts der Komplexität des Themas das Fehlen eines Registers.

Gleichwohl ist den Herausgebern eine schöne Komposition gelungen. Die zahlreichen Literaturhinweise laden zu vertiefenden Studien ein.

Florian G. Mildenberger (Frankfurt/Oder)



Rüdiger Lautmann (Hg.), *Capricen. Momente schwuler Geschichte*. Manfred Herzer zu seinem 65. Geburtstag. Männerschwarm, Hamburg 2014, 300 S., br., 22,00 €

Was ist „LSBT“? „Lettuce, Sandwich, Beans, Tomato“ (kalifornischer Salat)? Oder „Lesbisch, Schwul, Bi, Transsexuell“? Die Bezeichnungen für Geschlechterbeziehungen scheinen sich immer schneller zu verändern. Wenn derzeit „queer“ en vogue scheint, so drückt sich darin einerseits aus, dass ursprünglich pejorativ gemeinte sexuelle Etiketten von Betroffenen übernommen werden – wie etwa „schwul“ oder „gay“ seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. Der Kulturwissenschaftler und spätere Freud-Experte Peter Fröhlich konnte sich bei seiner US-Einbürgerung im Jahre 1946 noch „Peter Gay“ nennen, ohne dass sein Name mit Homosexualität assoziiert wurde. Andererseits werden mit den Umetikettierungen auch sachliche Veränderungen gemeint. Zumindest teilweise sexuell definierte soziale Gruppen sind mit dem „labeling approach“ (Lüdderitz) nicht mehr zu fassen, weder „Devianz“ noch „Perversion“ reichen aus. Der Buch- und Filmerefolg „Fifty Shades of Grey“ ist eine sentimentalkitschige Story mit SadoMaso-Sauce, demonstriert aber gleichzeitig, dass ein von zunehmender Prüderie und Lustfeindlichkeit auch in Westeuropa und Nordamerika gelangweiltes Publikum stärker gewürzte kulturelle Kost möchte. (Vgl. Horst Groschopp, „Anstiftung zum Vanillasex“, in: *Humanistischer Pressedienst*, 19.02.2015). Neben solchem Schund wird auch eine erotisch akzentuierte intelligente Dystopie wie Houellebecqs *Soumission* (*Unterwerfung*) breit rezipiert. Drittens schaffen die „queeren“ sozialen Bewegungen sich wie einst die Arbeiterbewegung ihre eigene Akademisierung.

Neben Biologie, Soziologie, Philosophie, Psychologie, Politikwissenschaft, Sexuologie und Soziologie tritt

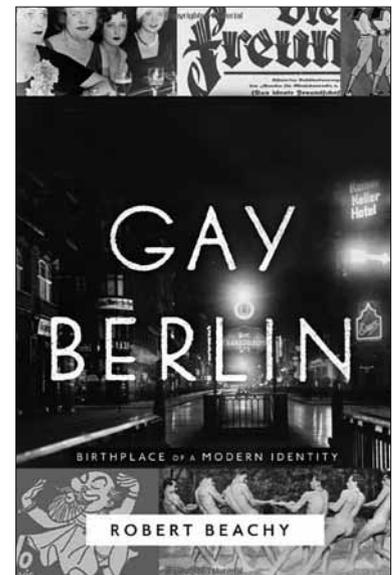
zunehmend die Geschichtsforschung auf. Das illustriert die vorliegende (nicht so genannte) Festschrift zum 65. Geburtstag des Berliner Historikers Manfred Herzer. Ausgehend von den zahlreichen bahnbrechenden Arbeiten des in der „Zunft“ eher unetablierten Gelehrten wird in dem von Rüdiger Lautmann ingenios edierten Sammelband ein historisches Bild schwuler Geschichte gezeichnet. Es reicht von der „Untat“ Raymond Pascals in Avignon (1365–1368) über den homophoben General Karl von Einem (1835–1934) bis hin zu Marsden Hartleys Deutschlandreisen und deckt immer neue Facetten des Begehrens auf. Wichtig scheint dem Rezensenten auch die differenzierte Sicht auf Philipp Prinz von Eulenburg-Hertefeld und seine „Liebenberger Tafelrunde“ oder „Liebenberger Kamarilla“ durch Norman Domeier. Dass Eulenburg wie Kaiser Wilhelm II. vermutlich bi-, homo- oder multisexuell war – ist sattsam bekannt. Zuerst löste Maximilian Harden später breit dokumentierte Krisen und Skandale aus. (Vgl. Nikolaus Sombart, *Sündenbock und Herr der Mitte*, 1997) Die Akzentuierung der friedenspolitischen Seite durch Norman Domeier stellt aber einen anderen Kontext dar. Eulenburg, seine Tafelrunde und u.U. Durchlaucht höchstselbst liebten häufiger Männer – das ist wohl nicht so überraschend. Interessant ist hingegen, dass es vielleicht um eine Alternative zum deutschen Imperialismus ging, eine mögliche historische Weggabelung jenseits vom derzeitigen „Schlafwandel“-Bild (Christopher M. Clark), beim preussisch-deutschen „Griff nach der Weltmacht“ (Fritz Fischer). Da ist ziemlicher Forschungsbedarf – man denke nur an den Nazi-Kronjuristen Carl Schmitt und sein bipolares Freund/Feind-Denken sowie seine Großmachtphantasien.

Zumindest für den Verfasser dieser Besprechung finden sich noch weitere Überraschungen. Kevin Dubout und Jens Dobler zeigen, dass nicht nur der zu Recht omnipräsente Magnus Hirschfeld und sein *Wissenschaftlich-Humanitäres Komitee* eine unmittelbare Vorgeschichte von 1894 bis 1897 hatten und sich Parallelen zu Hirschfeld in Reinhold Gerlings Zeitschrift *Das Geschlecht* finden lassen. James D. Steakley liefert eine aufschlussreiche Analyse von „kommunistischen Kraftkerlen und schwulen Zombies“, also dem marxistisch-leninistischen Männlichkeitswahn in der US-amerikanischen Kommunistischen Partei der frühen 1930er. Siegfried Tornow bietet fundierte Informationen über orientalische Gelassenheit und europäische Moderne, die bei allem Respekt vor Houellebecqs Islamskepsis das heute oft zutreffende Bild vom schwulenfeindlichen Orient historisch korrigieren.

So wird kulturhistorisch mit manchem Vorurteil kritisch umgegangen und der Horizont von Leserinnen und Lesern erweitert. Es sei hier aus der Vielzahl der von Rüdiger Lautmann edierten Beiträge nur noch der Essay von Marita Keilson-Lauritz über Hans-Dietrich Hellbach

und die Freundesliebe im 18. Jahrhundert erwähnt. Aus der Ferne erscheinen die Alpen bekanntlich blau, Bergsteiger sehen das anders. Die Lautmannsche Kollektion belegt nicht nur die Vorteile genauer kulturhistorischer Recherche, sondern auch den kulturellen Wandel, der diesen Forschungen erst ihre Resonanz verleiht. Es geht also nicht nur um neue Sichtweisen auf Avignon oder Eulenburg, sondern auch um die Veränderungen der derzeitigen Gesellschaft. „Geschlechter – wenn überhaupt – wie viele?“ fragt Lautmann in der *Soziologischen Revue* (Nr. 2 /2014). Das bipolare Geschlechterbild – eine prononciert andere Meinung vertritt etwa Ferdinand Fellmann in „Sexuelle Vielfalt und die Polarität der Geschlechter“ (in: *Sexuologie*, 3–4/2014) – kommt wissenschaftlich wie politisch ins Wanken – das zeigt sich nicht zuletzt auch an politisch-rechtlichen Fragen wie der Adoption oder Insemination.

Volker Gransow (Berlin)



Robert Beachy, *Gay Berlin. Birthplace of a Modern Identity*, Alfred A. Knopf, New York 2014, 303 S., br., 27,95 \$

Berlin wird seitens der Schwulen und Lesben schon seit einigen Jahren als „Homopolis“ begriffen und weltweit beworben. Nun hat der in Seoul lehrende amerikanische Historiker Robert Beachy eine umfassende Darstellung vorgelegt, in der er den Zeitraum von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1920er Jahre in der Metropole Berlin beschreibt. Besonders hervorzuheben ist die breite Rezeption deutschsprachiger Quellen und Forschungsliteratur, die Beachy geschickt mit den Selbsterfahrungsberichten angloamerikanischer Reisender verbindet.

Am Anfang der Formierung einer „schwulen“ oder „queeren“ Identität in Berlin standen in den 1860er Jahren die Anstrengungen der preußischen Polizei die rund um Kasernen aktive Sexszene („Soldatenprostitution“) einzudämmen, während die Verwaltung darauf konzentriert war, die Bemühungen des hannoveranischen Juristen Karl Heinrich Ulrichs hinsichtlich der Entkriminalisierung des homosexuellen Begehrens zu unterdrücken. Ulrichs hatte den bis dahin unter Sammelbegriffen wie „Päderasten“ oder „Sodomiten“ abgehandelten homosexuellen Männern mit der Bezeichnung „Urning“ eine eigenständige Bezeichnung verliehen. Die von Ulrichs entwickelten Theorien wurden in den folgenden Jahrzehnten von Psychiatern zwar uminterpretiert, aber gleichwohl in den wissenschaftlichen Diskurs überführt. Dies geschah insbesondere, wie Beachy zeigt, in den 1880er Jahren als die Berliner Polizei – und hier vor allem der zuständige Leopold v. Meerscheidt-Hüllessem – von der rigorosen Verfolgungspraxis Abstand nahm, um bei Razzien nicht versehentlich Mitglieder des Hochadels oder des Großbürgertums zu verhaften. So konnte sich eine relativ freie Subkultur entfalten, in der sich erstmals Homosexuelle die Frage stellen konnten, ob sie nicht vielleicht mehr erreichen könnten als diese Mischung aus Duldung und Ignoranz, die ihnen der preußische Staat unwillig bot. Beachy schildert, wie sich so um 1900 die Sexualreformbewegung um Magnus Hirschfeld bilden konnte.

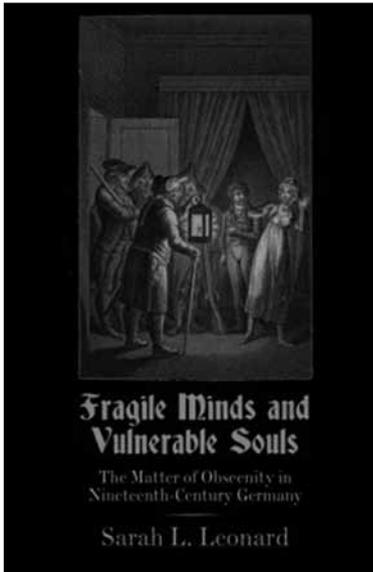
Ein paar Jahre später sorgte dann der Eulenburg-Harden Skandal – von Beachy in allen Einzelheiten beschrieben – um die angebliche Existenz einer homosexuellen Kamarilla um Kaiser Wilhelm II. dafür, dass in ganz Europa Berlin als Zentrum nicht-heterosexueller Lebensweisen bekannt wurde. Für eine polizeiliche Zwangskontrolle war es nun zu spät, doch auch die Emanzipationsbewegung der Homosexuellen verstrickte sich in allerlei Streitigkeiten und Fehlritte, die 1914 in der Überhöhung eines homoerotischen und rassistischen Männerbundes durch den Wandervogel-Protagonisten Hans Blüher gipfelten. Nach Ende des Ersten Weltkrieges, den Beachy in seiner die innere Ordnung des Reiches zerstörenden Wirkung leider überhaupt nicht rezipiert, konnte Berlin dann zur Welthauptstadt sexuell ausgehungertem Literaten aus dem angloamerikanischen Raum werden, die in ihren Aufzeichnungen alle Einzelheiten der Subkulturen schilderten. Für Wystan Auden oder Christopher Isherwood wurde das Leben in Berlin prägend für das eigene Schaffen. Insbesondere die Vermengung von gelebter sexueller Freiheit und der steten Präsenz der wirkmächtigen Emanzipationsbewegung war weltweit einzigartig. Beachy verschweigt nicht, dass für viele junge Schwule aus der Unterschicht der Gang in die Prostitution gleichbedeutend mit dem Einstieg in die Subkultur war. Berlin war „Hustler’s Paradise“, nicht „Homopolis“.

Die in diesem Zusammenhang wichtige Abgrenzung der Homosexuellen von den Pädophilen, vor allem durch Hirschfeld betrieben, wird von Beachy aber ebenso wenig erwähnt wie die für die Emanzipation aller sexuell Erwachenden zentralen Diskussionen um die Syphilis. Das Versagen bei der Bereitstellung eines Heilmittels hatte Medizinalbürokratie und Obrigkeitsstaat bei großen Teilen der Bevölkerung unglaublich gemacht.

Die wechselseitige Beeinflussung und Beflügelung emanzipatorischer Anstrengungen kam 1933 zu einem jähen Ende. Nun wurde allein der als erbbiologisch wertvoll eingestufte Teil der heterosexuellen Bevölkerung mit sexuellen Emanzipationshappchen bedacht. „Gay Berlin“ verschwand wieder in dem Untergrund, aus dem es um 1880 entstieg war. Diese Entwicklung aber wird von Beachy nicht thematisiert, seine Darstellung endet 1933. Inwiefern die Attribute einer in den 1920er Jahren modernen Identität in den Jahren nach Hitlers Machtantritt überdauerten, wäre interessant zu erfahren gewesen.

Daneben gibt es nur wenig zu kritisieren, das größte Problem im Buch stellt die Nicht-Nennung der Originalnamen von Lokalitäten und Organisationen dar. Hirschfelds *Wissenschaftlich humanitäres Komitee* (WHK) wird in Beachys Buch permanent mit SHC (Scientific Humanitarian Committee) bezeichnet. Isherwoods Lieblingskneipe heißt bei Beachy „Cosy Corner“ – also entweder „Gemütliche Ecke“, „Lauschige Ecke“ oder „Eierwärmer-Ecke“? Gleichwohl ist Beachy ein wertvolles und gut lesbare Werk gelungen, das die zentrale Rolle Berlins herausstellt. Ein hervorragendes Register erleichtert den Zugang und die Auswahl der Abbildungen kann nur als gelungen bezeichnet werden.

Florian G. Mildenerberger (Frankfurt/Oder)



Sarah L. Leonard, *Fragile Minds and Vulnerable Souls. The Matter of Obscenity in Nineteenth-Century Germany*, University of Pennsylvania Press, Philadelphia 2015, 272 S., geb., 55 \$

Über „Deutschland“ vor 1870 zu schreiben ist schwierig. Es ist nicht so ganz klar, wo seine Grenzen liegen. Einige Königreiche und Herzogtümer waren von Frankreich beeinflusst, andere wollten jeden französischen Einfluss aus ihren Gesetzbüchern verbannen. Jedes Territorium besaß andere Vorstellungen, was Obszönität sein könnte und wie man damit umgehen sollte. Die Thematik wurde bislang nur wenig durch Historiker erforscht, meistens waren die Erkenntnisse Beifang anderer Studien. Obszönität als Begriff wurde geprägt durch entsprechende Literatur – doch der Wunsch zur Bildung war nicht überall gleich ausgeprägt. Das pietistische Bürgertum in Baden las gerne, das katholische nicht unbedingt. All diese Schwierigkeiten benennt Sarah Leonhard, die am Simmons College in Boston Geschichte lehrt. Sie nutzt die als Problempunkte bekannten Aspekte jedoch als Grundlage für ihre lesenswerte, in fünf Kapitel untergliederte und differenziert geschriebene Studie, in der sie die Breitenwirkung erotischer Literatur auf die staatliche Bürokratie, den politischen Liberalismus, die Heilkunde und die Verlagskultur untersucht.

Als die ersten erotischen Werke wie die „Erinnerungen“ Casanovas oder Fantasieromane über Sexorgien am Hofe Napoleon Bonapartes Preußen erreichten, reagierte der Staat mit der Anlegung eines Indexes, der Liste „Obszönen Schriften und ungeprüften Heilmittel“. Denn nach Ansicht der Zensoren und auch vieler liberaler Reformer bedrohte der Konsum obszöner Literatur die Psyche und den Verstand der Leser, insbesondere wenn sie weiblichen Geschlechts waren. Aus der „Schwärmerei“ für den Lesestoff konnten leicht psychische Verstimmungen

oder gar revolutionäre Gedanken erwachsen, betonte beispielsweise der katholische Theologe Ignatz v. Wessenberg 1826. Die Verbreitung der Bücher nahm gerade dann einen Aufschwung, als 1830 die Choleraepidemie über die deutschen Staaten hereinbrach. Das gebildete Publikum verschloss Türen und Herzen vor dem Chaos im Land und öffnete sich ganz den Lust- und Schauergeschichten über multiple Orgasmen in Italien, Kannibalismus in den Unterschichten oder huldigte dem animalischen Magnetismus eines Franz Anton Mesmer. Gedruckt wurden die Werke stets außerhalb Preußens und dann ins Land geschmuggelt. Als Verlagshäuser agierten respektable Unternehmen wie die Firma Brockhaus, die die deutschen Leser mit Büchern aller Genres bedachte und so für die Zensoren schwer zu fassen waren.

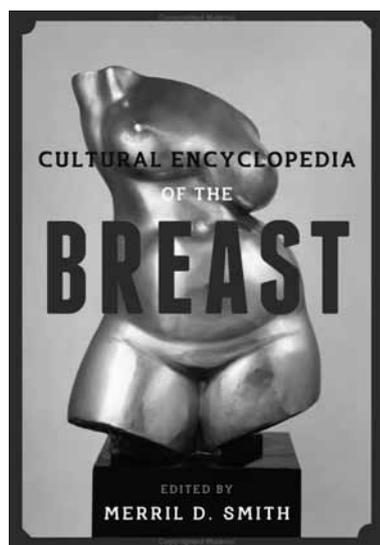
Darüber hinaus stand insbesondere der preußische Staat vor einem Dilemma. Man wusste um die Notwendigkeit der Förderung von Bildung und der Sinnhaftigkeit von Leihbüchereien, verlor über deren Inhalt aber alsbald den Überblick. Leser und Buchhändler verteidigten sich mit dem Argument, die meisten Werke würden die Schlechtigkeit der Franzosen und Italiener beinhalten und zugleich den Frauen eine umfassende Aufklärung ermöglichen, so dass sie zu perfekten Ehefrauen werden würden. Zunehmend begannen die Liberalen das Recht auf das gedruckte Wort einzufordern, wobei sie nicht zwischen Goethe und Casanova unterschieden. Diese Forderungen wurden umso massiver, als deutsche Staaten in den 1830er Jahren begannen, Gesetze zur Unterbindung der Verbreitung obszöner Gedankengutes zu erarbeiten. Endgültig flossen nun staatliche Intentionen nach Unterbindung revolutionärer Schriften und genitaler Lektüre zusammen und ebenso verlangten liberale Geister, durch genau kodifiziertes Recht die staatliche Willkür einzudämmen. Man könnte sagen, dass ohne Porno die Festlegung staatlicher Eingriffsmöglichkeiten nicht erfolgt wäre.

Im Strudel der Revolution von 1848 diffundierten die Verbote, um dann in der „Ära der Reaktion“ wieder zu stehen. Jedoch änderten sich die gesellschaftlichen Bedingungen: es war schlicht unglaubwürdig in Zeiten der Industrialisierung, Proletarisierung und dem Aufblühen der Kulturen sexueller Dienstleistungen in den Ballungsräumen Verbote gegen Casanovas Bettgeschichten auszusprechen, weil von diesen eine Gefahr für die Gesellschaft ausgehe. Einen Kompromiss aus überkommenen Ansichten und neuen Herausforderungen stellten die Paragraphen 183 und 184 des 1872 erlassenen Reichsstrafgesetzbuches dar. Nun war es verboten, öffentliches Ärgernis zu erregen und/oder unzüchtige Schriften in Umlauf zu setzen. Dieses scheinbar generalistische Verbot war jedoch so vage gehalten, dass eine große Interpretationsbreite blieb. Auch übernahm die psychiatrische Medizin die Ergründung und Definition sexueller Normen und Perversionen.

1882 wurde letztmalig über Casanovas Nicht-Autobiographie vor Gericht in Deutschland verhandelt und der renommierte Strafrechtler Karl Binding befand zum Schrecken des Gerichts, dass ähnlich erotische Stellen wie bei „Casanova“ sich mühelos auch in der Autobiographie Johann Wolfgang v. Goethes finden ließen. Letztendlich verzichtete das Gericht und mit ihm der preußische Staat auf eine Wiederholung der Debatten der 1830er Jahre.

Sarah Leonard ist ein vorzügliches Werk gelungen, an dem es nur wenig zu kritisieren gibt. Die Konzentration auf Preußen und Baden ist wohl dem guten Forschungsstand geschuldet, aber ein zumindest kleiner Hinweis auf das erste Zusammentreffen von erotischer Literatur, politischer Revolution und einer realen Skandalfigur (Lola Montez 1848) wäre schön gewesen. Auch andere deutsche Staaten hatten ihre erotisch-politischen Debatten.

Florian G. Mildenerberger (Frankfurt/Oder)



Merrill D. Smith (Ed.), *Cultural Encyclopedia of the Breast*, Rowman & Littlefield, Lanham 2014, 288 S., br., 80,75 \$

Kein Teil des weiblichen Körpers spielt in der Alltagskultur eine so herausragende Rolle wie die Brust bzw. die Brüste. Nicht nur Werbestrategen, sondern auch Feministinnen bedienen sich ihrer Bedeutung, um Produkte oder politische Ziele zu propagieren. Die in New Jersey lebende und arbeitende Gelehrte Merrill D. Smith versammelte in diesem Werk zahlreiche Autoren und Autorinnen, um die vielfältigen Implikationen und Definitionsbereiche der weiblichen Brust in Geschichte und Gegenwart westlicher Gesellschaften – mit unausgesprochenem Schwerpunkt auf Nordamerika – vorzustellen. Insgesamt 140 Aufsätze bieten Auskunft über histori-

sche Personen (Anna v. Österreich, 1666 an Brustkrebs verstorben), Mythen (Amazonen), gesellschaftliche Phänomene (Pornographie, Prostitution), medizinische Errungenschaften (Hormone), soziale Bedingungen (Hygiene, Rassismus) und die Folgen der Büstenhalterkultur inklusive der „Topless Protests“. Jeder Aufsatz ist ähnlich gegliedert: einer historischen bzw. kulturwissenschaftlichen Einführung folgt die Präsentation der besonderen Relevanz der Thematik für die weibliche Brust und die Betonung der Brust in diesem Bereich. Forschungsliteratur wird diskursiv bewertet und aufgeführt. Auch Bezüge zu anderen Aufsätzen im Buch werden genannt. Im Falle von Themen, die sich leichter durch Bilder als durch Worte erklären lassen, finden sich Abbildungen (Korsett, Mammographie). Die Aufsätze sind insgesamt höchst informativ, objektiv gehalten und ermöglichen auch dem interessierten Laien vielfältige Einblicke und Perspektiven. Störend wirkt die Inkohärenz hinsichtlich des Umfangs. So umfasst „Schwangerschaft“ (Pregnancy) nur knapp eine Seite, während „popular music“ mehr als doppelt so lang ist. Des Weiteren sind eine Reihe von anderen Punkten disputabel.

Das Fehlen eines Registers und einer zusammenfassenden Liste, welcher Autor für welche Aufsätze verantwortlich zeichnet, erleichtern nicht unbedingt den Zugang. Darüber hinaus existierten eine Reihe von Auslassungen bei Themen und Zuordnungen. Drag Kings/ Drag Queens fehlen als eigenständiger Punkt und wurden bei Transvestitismus eingeordnet. Es fehlen Hinweise auf die kulturelle Bedeutung der weiblichen Brust im Mittelalter, der Antike und in islamischen Kulturen. Die Themengebiete Brustvergrößerung bzw. „Silikon“ wurden nicht speziell herausgearbeitet. Aspekte, welche Homosexualitäten berühren (z.B. Kathoey) fehlen ebenfalls. Ebenso verhält es sich mit den Verhältnissen bei indigenen Völkern. Insgesamt sind soziale Zwänge und Kontrollmechanismen auffallend unterrepräsentiert.

Im Ganzen handelt es sich bei dem vorliegenden Sammelband um eine mittelgute Einführung in ein komplexes Thema. Die Zielgruppe dürfte eher im populärwissenschaftlichen Bereich zu finden sein. Der hohe Preis dürfte allerdings abschreckend wirken.

Florian G. Mildenerberger (Frankfurt/Oder)



Emil Kraepelin, *Werden. Sein. Vergehen. Gedichte*, hg. u. kommentiert v. Johannes Thome, Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin 2015, 131 S., br., 19,95 €

Zwei Jahre nach dem Tod des wirkmächtigen deutschen Psychiaters Emil Kraepelin (1856–1926) erschien im tendenziell rassistisch orientierten Verlag von Julius Friedrich Lehmann (1864–1935) ein Buch mit Gedichten des Verstorbenen. Das Werk hatte seine Tochter Antonie (1887–1962) kompiliert. Sinn und Zweck der Edition war es, das Bild Kraepelins vom kühl distanzierten Forscher durch die Komponente des lyrisch tätigen und gebildeten Gelehrten, der seine Gefühle in warme Worte kleidete, zu ergänzen. Kraepelin selbst dachte nicht an eine Publikation seiner unzähligen Gedichte, die auf Notizzetteln, Rückseiten von Fahrkarten oder ähnlichen Unterlagen verfasst wurden. Er kannte sicher den Spott, den Kollegen über seinen langjährigen Konkurrenten Alfred Erich Hoche (1865–1943) ausgossen, nachdem dieser unter dem leicht zu entschlüsselnden Pseudonym „Alfred Erich“ seine privaten Gedichte publiziert hatte. (Vgl. Alfred Erich, *Deutsche Nacht*, J. Bielefeld, Freiburg/B. 1921) Der Begründer des autogenen Trainings, Johannes Heinrich Schultz (1884–1970), erinnerte in seinen Memoiren an Hoche als „geistvollen Psychiater und schlechten Poeten“ (Johannes Heinrich Schultz, *Lebensbilderbuch eines Nervenarztes. Jahrzehnte der Dankbarkeit*, 2. Aufl., Thieme, Stuttgart 1971, 100). Es ist wohl auch kein Zufall, dass Kraepelins Gedichte nicht in einer zweiten Auflage erschienen – jedenfalls nicht bis der Direktor der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Rostock, Prof. Dr. Johannes Thome, auf die Idee verfiel, diese Ergüsse neu herauszubringen.

Thome hält die von Antonie Kraepelin zusammengestellte Sammlung für ein „umfassendes Verständnis Kraepelins“ (1) durchaus nötig und geht so weit die Gedichte als eine „existentielle und spirituelle Auseinandersetzung“ Kraepelins mit den Problemen seiner Zeit zu interpretieren (2). Auch behauptet er, dass vieles dafür spräche, dass Kraepelin die Herausgabe noch selbst geplant habe (9) – leider bringt Thome dafür keine weiteren Hinweise bei. Thome übernahm die Gliederung der Ausgabe von 1928 und versah jeden Abschnitt mit einleitenden Worten. Seine entschuldigenden Ausführungen, wonach eher „Germanisten, Sprachwissenschaftler und Literaturkritiker“ zu Analysen berufen seien (12), hinderte ihn nicht daran, selbst Interpretationen durchzuführen. Warum Thome es unterlassen hat, wenigstens einen Germanisten beizuziehen, erklärt er nicht. So aber wird der Leser mitgenommen auf einen lyrischen Ausflug in die Strudel norwegischer Gebirgsbäche („Aber sieh! Im Silberglanze/Hüpft ein Bächlein keck von oben/in des Hexenkessels Toben/Wirbel mit im Wellentanze“), zu Kraepelins Gedanken zu Moses und Darwin oder auch seiner Liebe zur Natur. Natürlich lassen einige Gedichte die Unsicherheit Kraepelins zu gewissen Zeiten seines Lebens erahnen, z.B. die Zeilen „Mir ist ja selbst nicht kund, woher ich bin/Doch ahn' ich wohl, wohin mein Fuß mich trägt:/Es ist ein schönes unbekanntes Land!“ aus dem Gedicht „Einsame Wanderung“. Jedoch kann Thome nicht erklären, wann welches Gedicht in welcher Lebenssituation verfasst wurde, weshalb die Aussagekraft der Gedichte insgesamt für Kraepelins Persönlichkeit eher gering ist.

Eine kritische Auseinandersetzung mit Kraepelins Gedichten und den darin bisweilen enthaltenden autobiographischen Beschönigungen, wie sie Wolfgang Burgmair vom *Historischen Archiv des Max-Planck-Instituts für Psychiatrie* bereits im Jahre 2000 unternahm, ist ebenfalls nicht gegeben. (Vgl. Wolfgang Burgmair, „Nachwort zu den Gedichten“. In: Emil Kraepelin: *Persönliches. Selbstzeugnisse*. hg. v. Wolfgang Burgmair, Eric J. Engstrom u. Matthias M. Weber, Belleville, München 2000, 129–152, 152) Der wichtigste Einwand gegen das vorliegende Buch ist jedoch die Tatsache, dass Thome zu keiner Zeit die Auswahl der Gedichte von 1928 hinterfragt. Es hätte kein Problem dargestellt, die zahlreichen weiteren lyrischen Ergüsse Kraepelins in seinem Nachlass im Historischen Archiv des MPI für Psychiatrie auszuwerten. Doch dies ist nicht geschehen, stattdessen vollstreckt Thome im Jahre 2015 die Intentionen der Herausgeberin von 1928. Mit kritischer Geschichtsschreibung oder Analyse hat das nichts zu tun. Das vorliegende Werk ist lediglich ein Produkt der eminenzbasierten Heldenverehrung in Teilen der deutschen Psychiatrie.

Florian G. Mildnerberger (Frankfurt/Oder)